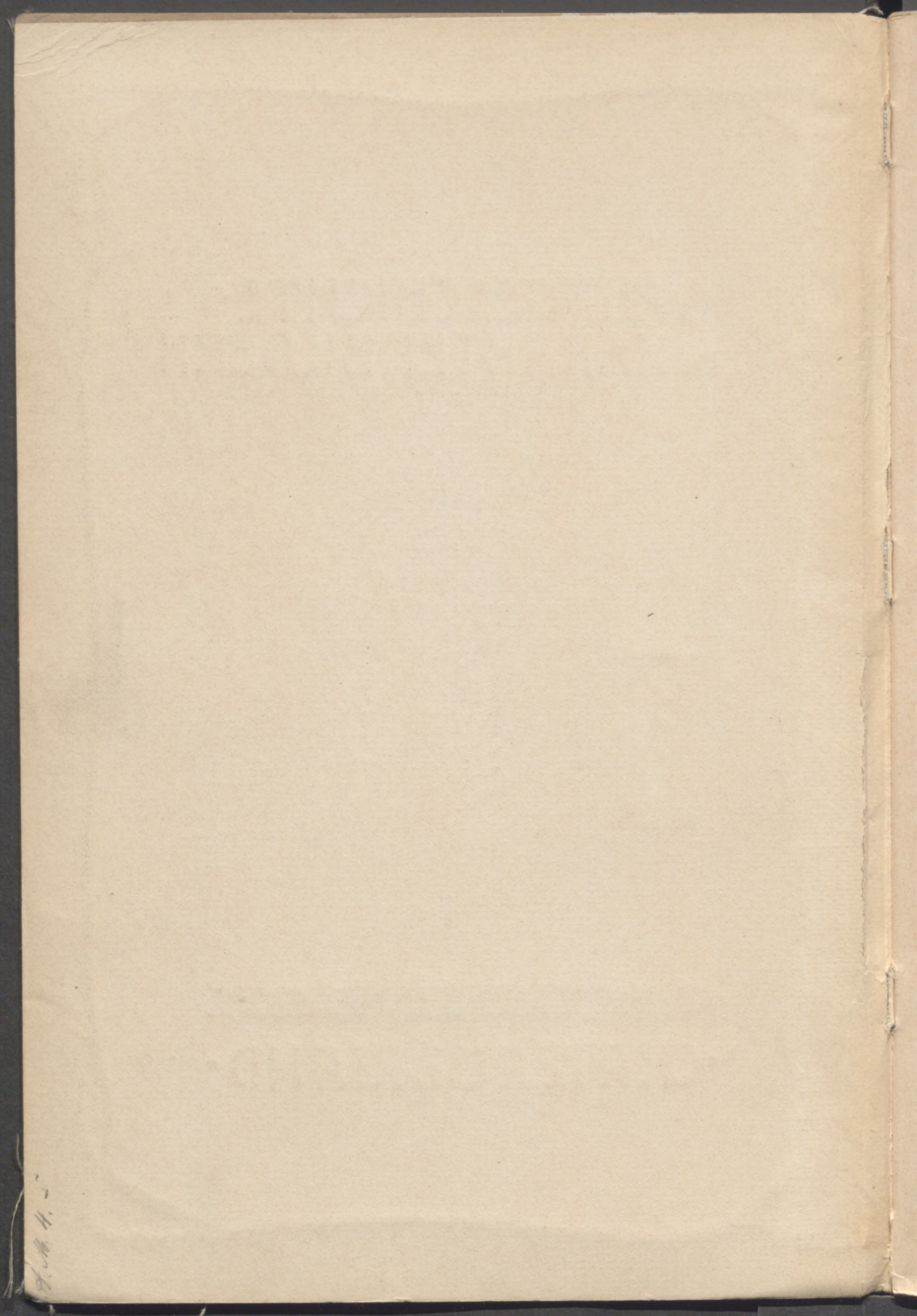
CHATEAUBRIAND

WELTGESCHICHTE IN KARAKTERBILDERN



CHARLOTTE LADY BLENNERHASSET.

CHATEAUBRIAND



Weltgeschichte

in

Karakterbildern



Weltgeschichte in Karakterbildern

herausgegeben von

Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn

Fünfte Abteilung

Die neueste Zeit

Chateaubriand

Mainz
Verlag von Franz Kirchheim
1903

Romantik und die Restaurationsepoche
in Frankreich

Chateaubriand

Von

Charlotte Lady Blennerhassett
geb. Gräfin von Leyden

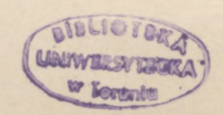
Mit 60 Abbildungen

Mainz
Verlag von Franz Kirchheim
1903

Inhalt



Kunstdruckerei Meisenbach Riffarth & Co.
. . . . München . . . .



Chateaubriand



Abb. 1 · Chateaubriand · Gemalt von Girodet



Abb. 2 · Saint-Malo

Chateaubriands Kindheit und erste Jugend



Saint-Malo, ‚das Piratennest‘, wie man es nannte, liegt auf der durch einen Damm mit dem Festland verbundenen Insel Aaron. Wie die meisten Ansiedlungen der Bretagne von einem Mönch und Eremiten gegründet, vom Bischof Maclovius zur befestigten Stadt erweitert, verdient es eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte des Landes. Einem Handelsemporium der Hanse vergleichbar, von seinen Lehnsherren, den Bischöfen, dann von bretonischen Herzögen mit Vorrechten ausgestattet, in den Kämpfen zwischen Engländern und Franzosen, der Bretagne und Frankreich, zu Land und See zur Verteidigung seiner Rechte wehrhaft bereit, gelangte Saint-Malo zu Reichtum und Macht. An überseeischen Unternehmungen beteiligt, gab es dem Maluinischen Archipel den Namen. Der Entdecker Kanadas, Jacques Cartier, die Seehelden Duguay-Trouin, Mahé de la Bourdonnais, sind dort geboren. Heinrich IV mußte mit den Bürgern von Saint-Malo unterhandeln; Ludwig XIV und Ludwig XV schlossen mit ihnen Anleihen im Betrag von vielen Millionen ab; ihren Flotten stellte die Stadt tüchtige Matrosen; die Loyalität der Bürger gegen die Krone vertrug sich mit einem stolzen Geist der Unabhängigkeit und stark ausgeprägtem lokalem Patriotismus.

Die Voraussetzung, nach welcher Ursprünge und Heimat, die ersten Eindrücke der Kindheit und Jugend des Menschen Eigenart bestimmen, traf bei dem größten Mann, den Saint-Malo im XVIII. Jahrhundert dem Vaterlande gab, bei Chateaubriand, völlig zu. Nach geistiger Veranlagung, in der Religion, in der Politik, blieb er der Sohn der keltischen Erde, wo seine Wiege stand und er das Grab sich wählte, bis zuletzt ein echter Bretone, dessen Genius die Merkmale seiner Rasse bewahrte.

Sein Name ist der eines uralten kriegerischen Geschlechtes, dem der heilige Ludwig für treue, in den Kreuzzügen geleistete Dienste die Lilien Frankreichs ins Wappen und das Motto verlieh: ‚Mon sang teint les bannières de France‘. Im Kriegsdienst des Heeres und der Flotte, in der Diplomatie, in der Kirche, dienten

die Chateaubriands den Herzögen der Bretagne und präsidierten wiederholt deren Ständen, als Vertreter einer der neun großen Baronieen des Landes. Auch nach Vereinigung der Bretagne mit der französischen Krone bewahrte ihr Adel den ihm eigenen Zug der Unabhängigkeit; er diente dem Souverän lieber im Felde als in den Vorzimmern des Hofes. Allein infolge der Kosten, die der militärische Beruf auferlegte, und der Vermögensteilung infolge des Erbrechts, nach welchem zwei Drittel des väterlichen Gutes dem Aeltesten, ein Drittel den Nachgeborenen zufiel, verarmten die meisten dieser bretonischen Edelleute und viele derselben verschwanden in der namenlosen Menge der bäuerlichen und arbeitenden Bevölkerung. Der von einem Seitenzweig des ursprünglichen Geschlechts, den Chateaubriand de la Guérande, abstammenden Familie des Dichters drohte, zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts, ein ähnliches Los. Dem 1718 geborenen René-Auguste, Chevalier de Chateaubriand, starb frühzeitig der Vater; das auf 416 Livres zusammengeschmolzene Einkommen, das er dem ältesten Sohne hinterließ, stellte diesen vor die Wahl, entweder auf der heimatlichen Scholle zu verkümmern oder durch einen heroischen Entschluß das Schicksal zu wenden. Der nicht Sechzehnjährige wagte das letztere, riß sich von der Mutter los und beteiligte sich als Freiwilliger der königlichen Marine an der Expedition, die der Bretone Graf Plelo 1734 zum Entsatz von Danzig führte. Das Unternehmen mißlang, und an Plelos Seite wurde Chateaubriand zweimal verwundet. Das Interesse, welches seine Jugend und seine Bedrängnis erweckten, ermöglichte ihm den Eintritt in die Handelsmarine. So kam er nach Spanien, wo er Räubern in die Hände geriet, und nach Westindien, wo er den Grund zu seinem Wohlstand legte. Er wurde Rheder und war zwischen 1758 und 1776 der Besitzer ganzer Flottillen, die unter dem Befehl seines jüngeren Bruders und mit wechselndem Glück nach den Antillen, Guinea und Neufundland weithin die Waren trugen.

Bereits 1753 heiratete der endgültig nach Saint-Malo zurückgekehrte René-Auguste de Chateaubriand die 1726 geborene Apolline-Jeanne-Suzanne, Tochter des Grafen de Bedée und Herrn de la Bouëtardays. Den strengen, durch den früh ihm auferlegten Kampf ums Dasein hartgeschmiedeten Mann bestimmte nicht Neigung zu dem Bunde, sondern der hartnäckig festgehaltene Wille, dem historischen Namen, den er trug, wieder Glanz zu verleihen. Zehn Kinder, von denen vier früh starben, entsproßten dieser Ehe; ein Sohn, der 1759 geborene Jean-Baptiste-Auguste, lebte, als der Vater 1761 vom Herzog und von der Herzogin von Duras das ursprünglich von einem Bischof des nahen Dol im XI. Jahrhundert erbaute Schloß und die Herrschaft Combourg erwarb und, von 1763 an, zum bisherigen Titel und Namen den eines Grafen von Combourg hinzufügte. Die Angabe der ‚Mémoires d'Outre-Tombe', es habe sich um Rückkauf eines früheren Familienbesitzes gehandelt, ist unrichtig. Dagegen wollte es der Zufall, daß Combourg gegen Ende des XIX. Jahrhunderts durch die Heirat der Großnichte des Dichters mit dem Grafen Durfort, aus dem Hause Duras, wieder an die früheren Eigentümer gelangte.

René-Auguste de Chateaubriand stand im einundfünfzigsten, seine Gattin im dreiundvierzigsten Jahr, der älteste Sohn war bereits auf der Schule, der Hausstand unter dem Druck von Verhältnissen, die der Zukunft der Familie die Gegenwart opferten, als am 4. September 1768 ein letztes Kind, François-René, das Licht der Welt erblickte. Chateaubriand hat später sein Dasein dem Wunsch des Vaters zugeschrieben, den Bestand seines Hauses durch das Vorhandensein eines zweiten Sohnes zu sichern. Er wurde, Rue des Juifs, zu Saint-Malo in einer Sturmnacht des Herbst-Aequinoxiums geboren, während welcher das Meer seine Ufer überflutete und das erschreckte Volk sich in den Kirchen versammelte, um den Schutz des Himmels gegen den Aufruhr der Elemente zu erflehen. Das heute in einen Gasthof verwandelte Geburtshaus Chateaubriands steht noch. Das Kind, nach der Geburt mit Mühe dem Tod entrissen, wurde, damaliger Sitte entsprechend, der Pflege einer bäuerlichen Amme im nahen Dorfe Plancouët anvertraut und erst nach Verlauf von drei Jahren den Eltern zurückgebracht. Diese bewohnten jetzt ein auf

dem Platz Saint-Vincent, dem gleichnamigen Thor gegenüber stehendes Haus, und dort verlebte François-René zum größeren Teil die Jahre der Kindheit. Ihr freudloser Ernst ließ tiefe Spuren bei ihm zurück.

Der Vater war häufig abwesend und kümmerte sich wenig um das Wohl der Kinder. Ihre Pflege und Erziehung blieb der Mutter überlassen, die ihre Vorliebe dem ältesten Sohn und Erben zuwandte. Die über sie bewahrten Erinnerungen zeichnen Madame de Chateaubriand als klein und häßlich von Ansehen, aber elegant, lebhaft, gesellig, von Natur aus heiter und mit überschäumender Phantasie begabt. Während die übrige Welt längst bei Richardsons Romanen und der ‚Neuen Heloïse' angelangt war, fand sie noch am ‚Großen Cyrus' und der ‚Clélie' des Fräulein von Scudéry Wohlgefallen. Sie liebte es, Geschichten und Legenden zu erzählen und war so zerstreut, daß sie eines Tags mit dem Pantoffel statt des Gebetbuchs in der Hand zur Kirche ging. In fast allen Dingen der Gegensatz zum starren, menschenscheuen Gatten, lebte sie auf, wenn sein Druck nicht auf ihr lastete. Sie teilte in der kleinen Provinzstadt ihre Zeit zwischen religiösen und geselligen Pflichten, und interessierte sich lebhaft für Politik. Die Ihrigen litten unter ihrem zerstreuten Wesen, ihren Launen und dem Hang zu ängstlicher Sparsamkeit, den sie mit dem Gatten teilte und wodurch Unordnung und Mangel im Hause herrschten. Dennoch nennt Chateaubriand die Mutter im Grund der Seele großmütig und von sanfter Gesinnung, später eine Heilige, ja einen Engel; aber ihm entschlüpft das Wort, ‚der Vater sei der Schrecken des Hauses, die Mutter seine Geißel gewesen'. Nicht bei ihr, sondern bei der zu Saint-Cyr durch Frau von Maintenon erzogenen, klugen und guten Großmutter Bedée, die auf einem kleinen Landgut, im Verkehr mit alten Freunden, das einfach vornehme Dasein der Edelfrau des Ancien Régime führte, verbrachte er glückliche Tage. Die ihnen gewidmete Schilderung der ‚Mémoires d'Outre-Tombe' hat er nicht wieder an anmutiger Lebendigkeit übertroffen und so die Dankesschuld abgetragen. Zu Saint-Malo blieb er vernachlässigt, unverstanden und meist auf sich angewiesen. Er tummelte sich mit Gassenjungen, sprach und sah aus wie sie. Hemd und Röckchen waren zerfetzt, die Schuhe zerrissen und niedergetreten, Gesicht und Hände mit Schmutz besudelt und zerkratzt. Vergebens suchte er des Abends den Mängeln seines Anzugs durch Flickarbeit abzuhelfen und machte es nur noch schlimmer.

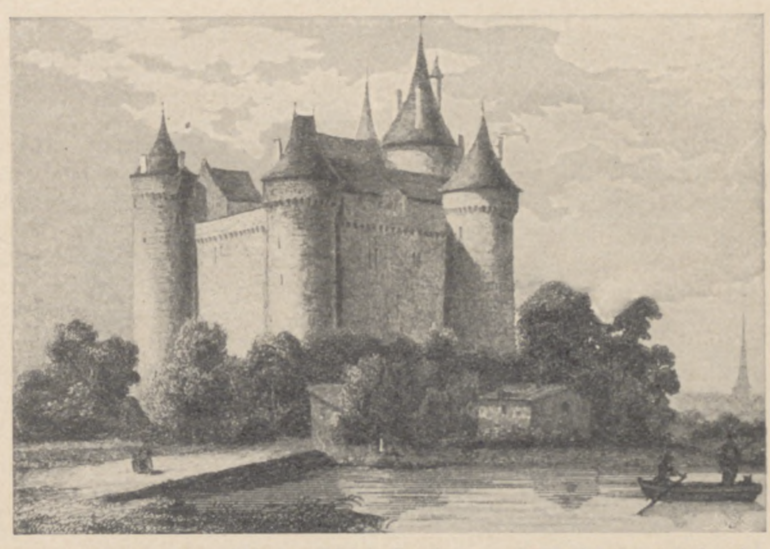


Abb. 3 · Schloß Combourg · 1768

Seine Zuflucht und die Gefährtin seiner Kinderzeit fand er in der um vier Jahre älteren, 1764 geborenen Schwester Lucile, die seine brüderliche Zuneigung bewundernd erwiderte und in ihm den Beschützer fand. Sie war ungleich mehr zu beklagen als er. Schwächlich, scheu und durch schnelles Wachstum in ihrer Gesundheit gefährdet, trug sie ein Mieder von Stahlreifen, die

bei jeder Bewegung schmerzten und ihr Wunden drückten. Ihr Hals ward mit einer eisernen Vorrichtung gehalten; sie trug die Kleider ihrer älteren Schwestern, die Niemand sich die Mühe nahm ihr anzupassen, sprach mit Schwierigkeit und lernte schwer. Der Bruder wurde handgreiflich, wenn die Lehrerinnen sie dafür straften. Er selbst war für die Marine bestimmt und wurde neben dem Elementarunterricht früh im Englischen, in der Mathematik und Hydrographie geschult. Nicht verwegene Streiche, die er in verschiedenen biographischen Aufzeichnungen, zuletzt in den ‚Mémoires d'Outre-Tombe', mit unnötiger Ausführlichkeit erzählt, sondern ein beschaulicher, träumerischer Zug unterschied ihn von den Altersgenossen. Sein Lieblingsaufenthalt war das Meeresufer. Dort lauschte er dem Spiel der Wellen, verfolgte den Flug der Möven und Pinguine und starrte in die Ferne, stundenlang. Mehr als einmal geschah es, daß er sah, wie die Leichen von Ertränkten, deren Name niemand wußte, vom Ozean an den Strand gespült wurden. Oder er vernahm das Glockenzeichen der Küstenwächter, den Christen zur Mahnung, für die Opfer zu beten, die angesichts der Küste Schiffbruch litten. Nur ungern kehrte er aus der Freiheit der Natur ins Elternhaus zurück, wo er essen mußte, was ihm nicht mundete, zur kalten Winterzeit dem Feuer im Kamin sich nicht nähern, sein Herz nur einer treuen, alten Wärterin und der Schwester ausschütten durfte. Seine wahren Erzieher, er sagt es mit Recht, waren die Winde und Wellen, das schwärmerisch geliebte Meer und die frühe Gewöhnung an Ungemach und Entbehrungen. Er war achtjährig, als er das nur zwölf Meilen von Saint-Malo entfernte Combourg zum erstenmal sah. In einer vergoldeten und bemalten, von acht Pferden gezogenen, schwerfälligen Kutsche beanspruchte der Weg dahin eine Tagreise. Schon damals erstand vor seiner kindlichen Einbildungskraft ein von ihm allein geschautes Bild. Die Wirklichkeit hat einige Jahre später der bekannte englische Agronom und Reisende Arthur Young geschildert. Auf seiner Reise durch Frankreich, 1787, kam er des Wegs und erzählt: „Bis Combourg ist die Gegend wild, die Landwirtschaft vernachlässigt wie bei den Huronen, was in einem eingehegten Lande unglaublich scheint. Das Volk ist nicht weniger verwildert wie die Gegend, und das Städtchen Combourg eines der verkommensten und schmutzigsten, die man sehen kann. Die Häuser aus Lehm, ohne Glasscheiben, das Pflaster so holperig, daß Fußgänger nicht von der Stelle kommen; keine Bequemlichkeit irgend welcher Art. Trotzdem ist dort ein Schloß, und zwar ein bewohntes. Wer ist dieser Herr von Chateaubriand, sein Besitzer, dessen Nerven stark genug sind, inmitten solchen Schmutzes und solcher Armut zu leben? Nahe dieser greulichen Anhäufung von Elend ist am Fuße des Hügels ein schöner, baumumschlossener Weiher." Arthur Young meint hier die Quelle des kleinen Flüßchens Linon, das nahe bei dem als Tour du More bekannten Turm der alten Veste vorüberfließt und den la Dore genannten Bach aufnimmt. Die Namen kehren in Chateaubriands bekannter Ballade wieder. Er setzt dem Bericht des englischen Reisenden seine eigene Schilderung zur Seite: wußte er doch, daß Combourg geschaut werden würde, wie seine Prosa es auferbaute, sein Dichterauge es sah. Die von den mächtigen Zweigen uralter Buchen gewölbte Allee, die doppelten Vorhöfe, die zinnengekrönte Fassade mit den spärlich angebrachten, eisenvergitterten Fenstern und Schießscharten. An den Ecken des alten Festungsvierecks Türme von verschiedener Größe, deren spitze Dachstühle auf gotische Kronen gestülpten Mützen glichen. Inmitten der Front, wo einst die Zugbrücke lag, der Treppenaufbau zum wappengeschmückten Portal, das in die gewölbte Halle und durch diese in den Schloßhof führt, um welchen sich die Veste schließt. Das gegenüber liegende Erdgeschoß ein einziger Saal, mit hohen, in acht Fuß dicken Mauern ausgehauenen Fenstern, die nach Süden Ausblick auf den Wassergraben, das Dorf, die nach Rennes führende Landstraße, Wiesengründe mit weidenden Herden und die Hügelkette in der Ferne gewähren. In den Nischen Granitbänke mit Raum für eine kleine Gesellschaft. Weite Räume, die Kapelle, das Archiv, ein Labyrinth von Gängen, Treppen, Galerien, unterirdischen Gelassen, deren Ausgänge Niemand kannte, überall

Schweigen, Dunkel, steinerne Ruhe im Innern. Nach Nord und West Küchengärten, der große und der kleine ‚Mail', wie die mit Bäumen bepflanzten Spielplätze, die bei keinem französischen Edelsitz fehlten, genannt werden. Die Verantwortung für die Angabe, Frau von Sévigné habe 1669 diese Bäume bewundert, trägt Chateaubriand. Sie erwähnt Combourg nur einmal, 1671, in einem Brief an die Tochter, aus Vitré, um ihr zu sagen, die Einsamkeit in ihrem nahebei gelegenen Schloß Les Rochers sei schöner. Nur vierzehn Tage durfte der kleine François-René dieses neuen Lebens froh werden. Der Mutter war in den Sinn gekommen, ob der eigentümlich veranlagte Knabe nicht besser für die Kirche als zur Marine sich eigne. So kam er vorläufig ins Collège nach Dol, halbwegs zwischen Combourg und Saint-Malo, wo unter geistlicher Führung eine gute Mittel- und Lateinschule bestand, wie Frankreich vor 1789 deren 562 besaß, in denen über 89000 Schüler zum weitaus größeren Teil auf Kosten von religiösen Genossenschaften und Privatpersonen herangebildet wurden. Dol zählte zu den besseren derartigen Anstalten. Während der drei Jahre, die Chateaubriand dort verbrachte, und über die nur seine eigenen Erinnerungen vorliegen, erhielt er jedenfalls gründliche Vorbildung im Lateinischen, das er vortrefflich kannte. Ende 1780 oder Anfang 1781 kam er von Dol nach Rennes, einem der bedeutendsten der 200 großen Kollegien, die in Verbindung mit den 21 Landesuniversitäten den klassischen Unterricht erteilten. Seit Aufhebung des Jesuitenordens stand Rennes unter der Leitung von Weltpriestern, verfügte über vorzügliche Lehrkräfte und zählte, seit 1761, 4000 Schüler, die von jenem Zeitpunkt an unentgeltlich erzogen wurden. Chateaubriand, ‚ein Uhu', wie er sich nennt, hatte in Dol nur schwer der Zucht der Schule sich gefügt, war aber ein guter Kamerad



Abb. 4 · Madame de Sévigné

geworden, der ohne Taschengeld beliebt und aus eigenem Antrieb ein tüchtiger Schüler wurde, dem ein phänomenales Gedächtnis, von dem er Proben gibt, zu Hülfe kam. Ein hervorragender Zug, schon des Knaben, war zähe Ausdauer und Geduld bei Ueberwindung von Schwierigkeiten, auch in den Fächern, die ihm Abneigung einflößten: „Niemals", sagt er, „habe ich eine Sache aufgegeben, wenn es der Mühe wert war, sie durchzuführen, und fünfzehn, ja zwanzig Jahre meines Lebens eine solche

verfolgt, ohne daß am letzten Tage mein Eifer geringer wie am ersten gewesen wäre." Die Zukunft bezeugt ihn als unermüdlichen Arbeiter, obwohl sein Bildungsgang beständig unterbrochen wurde. Wie Lehrer und Genossen ihn beurteilten, wissen wir nicht. Noch einige Jahre, und die revolutionäre Sturmflut raffte Menschen und Institutionen hinweg. Aber wir kennen die Methode, nach der zu Rennes erzogen wurde.

Die intellektuelle Atmosphäre bestimmten die Ideen eines Mannes, dessen Name in der Geschichte der Pädagogik stets mit Ehren genannt werden wird. Es war Rollin, dessen ‚Traité des Etudes' den Ueberlieferungen der Oratorianer und der Schulen von Port-Royal folgte. In den zwanziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts nannte man ihn einen gefährlichen Neuerer und Utopisten, weil er die nationale Sprache für gleichberechtigt mit dem Lateinischen hielt, obwohl er die humanistische Bildung zur Grundlage des Systems machte, in welchem die alten Sprachen, Poesie, Rhetorik, Philosophie und Geschichte das Wesentliche des Unterrichts blieben. Die Zeit, nicht Rollin, trug Schuld, wenn die Naturwissenschaften noch dürftig bedacht wurden. Aus praktischen Gründen empfahl er die Erziehung in öffentlichen Schulen, beschränkte körperliche Züchtigungen auf ein geringes Maß und hielt die klassischen Studien für die beste Vorbereitung zu selbständiger geistiger Thätigkeit. Er bestand auf Aneignung eleganter Latinität und sorgfältigem Studium der Philosophie, in deren Lehrplan Descartes und Malebranche einbegriffen waren. Ihm hieß das Christentum die Vollendung und Verklärung der antiken Philosophie; sein höchster Zweck blieb Erziehung des Jünglings zum christlichen, wahrhaft gebildeten Menschen: ‚l'honnête homme'. Friedrich der Große verglich den Geschichtslehrer Rollin mit Thukydides, Lessing übersetzte 1749—1752 seine ‚Römische Historie', Montesquieu nannte ihn ‚die Biene Frankreichs', Chateaubriand den ‚Fénelon der Geschichte, der Aegypten und Griechenland verewigt, durch Wissen, Herzenseinfalt und Güte nahezu Geniales erreicht habe'. Durch mangelhafte Kritik, die Fabeln und Thatsachen nicht unterscheidet, ist Rollins Geschichtswerk verdunkelt. Er ist überdies von dem Vorwurf nicht freizusprechen, seine Schüler in Unkenntnis der vaterländischen Geschichte gelassen zu haben. Dafür besaß Rollin Sinn und Aufmerksamkeit für die Jugend, ihre Eigenart und Berechtigung, nicht nur moralisch und intellektuell, sondern auch physisch nach vernünftigen Voraussetzungen erzogen zu werden. Die Chimäre, nach welcher J. J. Rousseau seinen jungen Aristokraten bis zum fünfzehnten Jahr ohne systematischen Unterricht, fast ohne Bücher aufwachsen läßt, beeinflußte die heute unterschätzte Disziplin der französischen Schulen sehr wenig. Erst bei deutschen und schweizerischen Pädagogen, bei Basedow und Pestalozzi, ist der ‚Emil' erziehungsfähig geworden. Auch Rennes blieb in den alten Ueberlieferungen. Längst vor J. J. Rousseau berücksichtigten sie die körperliche Ausbildung. In Rennes ist Chateaubriand, wenn kein guter Reiter, so doch ein vortrefflicher Schwimmer, Fechter und Billardspieler geworden. Er begeisterte sich für Musik, Poesie und Architektur, ohne die für seinen künftigen Beruf geforderte militärische Schulung zu vernachlässigen. Napoleons Rivale Moreau, der spätere Chouan und Adjutant Cadoudals, Limoléan, Gesril de Papeu, der heldenmütig bei Quiberon fiel, waren seine Studiengenossen, aber nur letzterer sein Freund, schon aus den Tagen von Saint-Malo.

Chateaubriand war fünfzehn Jahre alt, da ihn sein Vater 1783 nach Brest schickte, um dort als Aspirant in die Marine einzutreten. Der Brigadier zur See, Graf Ravenel de Boistilleul, Chateaubriands Großmutter verwandt, sollte ihn beraten und fördern, erlebte jedoch keine Freude an seinem Schutzbefohlenen. Weder die flüchtige Begegnung mit dem Entdecker La Pérouse, noch die Rückkehr der von Suffren befehligten Flotte in den Hafen von Brest, nach dem Friedensschluß von 1783, vermochten den künftigen Seemann der Traumwelt zu entreißen, in der er sich während der Vorbereitungszeit für den Dienst verlor. Er fühlte, sagt er, keine Abneigung für denselben, wohl aber die Unmöglichkeit zu gehorchen! Ohne Abschied verließ er Brest und tauchte plötzlich in Combourg mit der Erklärung auf, er wolle jetzt wirklich in den geistlichen

Stand treten. Der Vater begnügte sich mit einer Rüge und schickte ihn zum drittenmal auf die Schule, nach Dinan, einer minderwertigen Anstalt, wo er den Beweis nicht schuldig blieb, er wisse mehr als seine Lehrer. Dem Versuch scheinen Ersparungsrücksichten nicht fremd gewesen zu sein; jedenfalls entschieden sie die baldige Rückkehr des jungen Sonderlings nach Combourg. Von da an hörte jede systematische Schulung für ihn auf. Die Bildung, die er sich erwarb, blieb von nun an autodidaktisch.

werk; die Seinen sah er nicht vor dem Glockenschlag, der sie Mittag halb zwölf Uhr zur Mahlzeit rief. Nach derselben mußte die Familie oft stundenlang unbeschäftigt vereinigt bleiben. Das Gleiche wiederholte sich Abends, nur mit dem Unterschied, daß er zu guter Jahreszeit bei einbrechender Dunkelheit auf die aus ihren Mauerwinkeln hervorflatterndern Eulen schoß. Während der langen Herbst- und Winterabende pflegte er, in ein langes, mantelartiges Gewand gehüllt, die weiße



Abb. 5 · Cambrai im XVIII. Jahrhundert

Chateaubriand, dessen drei ältere Schwestern inzwischen benachbarte Edelleute geheiratet hatten, fand sich allein mit den Eltern und der jüngsten Schwester Lucile. Nach dem ungastlichen Combourg kam niemand, als zur Winterzeit einige berittene Parlamentarier, die auf dem Weg nach Rennes im Schloß Nachtquartier hielten, im Sommer einige Nachbarn zu seltenen ländlichen Festen. Alte Diener, ein paar Pferde und Hunde bildeten den Hausstand. Seine Ordnung bestimmte Herr von Chateaubriand, der früh gealterte, jetzt völlig der Welt entfremdete, wortkarge, strenge Gebieter. Jeden Morgen 4 Uhr begann er sein einförmiges Tage-

Zipfelmütze auf dem kahlen Kopf, stundenlang schweigend im Saal, wo die Familie sich versammeln mußte, auf und ab zu gehen. Seine Frau unterbrach vom Ruhebett aus die Stille durch Seufzer; die vor das Kaminfeuer gekauerten Geschwister schreckten zusammen, wenn der Vater sie von ungefähr nach dem Inhalt ihres Geflüsters fragte. Sie atmeten auf, wenn er um zehn Uhr ihnen die Wange zum Kuß bot und schweigend nach seinem Turmzimmer ging. In dieser Umzebung, in der Einförmigkeit eines solchen Daseins, tauchten Gespenstergeschichten und Gesichte auf. Die jetzt einundzwanzigjährige Lucile, bleich, groß, zu einer dunklen Schönheit heran-

gereift, erlitt die Erschütterung ihrer Nerven, die sie zeitlebens nicht mehr überwand. Sie las Richardson, hatte prophetische Träume, Halluzinationen und Ahnungen zukünftiger Dinge. Sie und den Bruder schloß gemeinsame Schwermut nur um so fester aneinander. Halbe Tage hindurch wanderten sie in Wäldern und auf der Haide. Wenn der Frühling seine Blüten über die Matten streute, im Herbst die welken Blätter unter ihren Schritten rauschten, die Pracht klarer Mondnächte über der weiten Ebene schimmernd erglänzte, oder im Toben der Winterstürme die Trauer der erstorbenen Natur sie mitempfindend durchschauerte, war es Lucile, die zuerst ihm zurief: ‚Das solltest Du malen'. Der Schwester, die poetisch veranlagt war wie er selbst, zitierte der Jüngling Hiob und Lukrez; sie vernahm seine ersten Verse und hieß ihn seinem Genius vertrauen. Er vergleicht sie mit einer trauernden Muse, in welcher griechische Anmut mit germanischer Leidenschaft sich verband. Für sie war seine Freundschaft ‚ihr ganzes Leben'. Er wurde die Beute von Stimmungen, die er nicht zu deuten wußte und die, seit den Tagen von Rennes, den Uebergang zum Erwachen des Herzens in Stürmen vollzogen. Die Erscheinung einer schönen Frau, die ihn flüchtig berührte und von welcher Scheu ihn fern hielt, gestaltete sich zum Ideal der Phantasie, das er mit allen Reizen geschauter und geträumter Schönheit schmückte. Göttin, Jungfrau, Königin, bald Hebe in ewiger Jugend, bald eine schleierlose Aphrodite, eine Fee, eine Sylphide, die er anbetete, wie Pygmalion das Werk seiner Hände. Die Exaltation beraubte ihn des Schlafes, trieb ihn hinaus in die Nacht. Bis zum Uebermaß beseligt und verzweifelnd, unfähig, das Rätsel des Daseins zu deuten und den tobenden Aufruhr in seiner Brust durch physische Anstrengungen zu dämpfen, erlosch der letzte Funke von Besinnung. Der junge Mensch griff nach einem scharfgeladenen Gewehr, ging an einen abgelegenen Platz, stützte den Schaft auf den Boden und drückte los. Das Gewehr versagte, obwohl er den Versuch ‚mehrmals' wiederholt haben will. Die Episode ist bezweifelt worden und doch kaum erfunden, wenn auch vielleicht ausgeschmückt. Die Dazwischenkunft eines Jagdaufsehers, dann der Ausbruch eines hitzigen Fiebers, das ihn an den Rand des Grabes brachte, vereitelten den Entschluß, ‚in der Morgenfrische die kaum angetretene Reise zu beschließen'.

Die bis dahin aufrecht erhaltene Fiktion eines geistlichen Berufes wich dem längst erwachten Zug in die Ferne.

Des Vaters Chateaubriand Erlebnisse stimmten ihn nachsichtig für die Absicht, in Canada oder Indien sich ein Dasein zu gründen. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in Saint-Malo stach jedoch das Transportschiff, ‚l'Indien', ohne François-René in See. Da griff der siebenundzwanzigjährige ältere Bruder, der als maître des requêtes oder Berichterstatter über Bittschriften, abwechselnd zu Rennes und Paris sich aufhielt, in das Schicksal des Jüngsten der Familie ein und übersandte ein Leutnantspatent im Regiment Navarra. Vom Vater nach Combourg berufen, erhielt Chateaubriand 100 Louis d'Or und die ernste Mahnung, seinen Thorheiten zu entsagen und seinem Namen keine Unehre zu machen. Dann übergab der alte Mann ihm seinen Degen. Der Zeiger der Geschichte stand auf 1786. Des Sohnes Urteil hat, wie über die Mutter, so über den Vater geschwankt; er nannte ihn hart, jähzornig, despotisch, dann wieder einen Menschen von Genie, dem nur die Gelegenheit zu großen Thaten fehlte. Jedenfalls opferte er sich dem Idol des Namens und der ungewissen Zukunft, die bald genug zu Scherben schlug, was er so mühsam auferbaute; sein stolzes, schwermütiges Wesen lag seinen Kindern im Blut und sein unbeugsamer Wille verriet einen großen Zug, nicht unwürdig des kriegerischen Geschlechtes, von dem er kam, und der Nachkommen, die er hinterließ. Er war schon zu Tode getroffen, als François-René ihm die gelähmte Hand zum letztenmal küßte. Die weinenden Gestalten von Mutter und Schwester, die ihm Scheidegrüße zuwinkten, waren das Abschiedsbild Combourgs. Er glaubte die Fahrt ins unbekannte Land der Zukunft anzutreten: statt dessen umfing ihn die Heimat erst recht mit unwiderstehlicher Gewalt. Chateaubriand, der Offizier in Friedenszeiten, versagte ganz ebenso, wie zu Brest der Marineaspirant versagt

hatte, und über seiner kurzen militärischen Thätigkeit schwebt ein Dunkel, das unaufgeklärt läßt, wie er zustande brachte, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen. Er war, obwohl achtzehnjährig, noch so unerfahren und hilflos, daß er, auf der Fahrt von Rennes nach Paris, einer kleinen Modistin anvertraut wurde, die alles, bis auf die Trinkgelder der Postillons, für ihn besorgte und dem scheuen, linkischen Reisegefährten noch das Zimmer in seinem Pariser Hotel wählte. Dann überließ sie ihn lachend seinem Schicksal. Zu essen bekam er vorerst nichts, weil er dem kleinen Savoyarden, der Kellnerdienste versah, nichts zu bestellen wagte. Zum Glück für ihn hielt sich, ihrer Gesundheit wegen, die zweitjüngste seiner Schwestern in Paris auf. Es war Julie, damals die schöne und lebensfrohe junge Frau des Grafen de Farcy, eines Gutsbesitzers und Offiziers, von dem sie sich bald trennte. Sie pflegte die Dichtkunst, übersetzte Tasso, versuchte sich sogar in einer satyrischen Zeitkomödie und erwies sich dem Bruder von jetzt ab hilfreich und herzlich zugethan. Ein paar Wochen hindurch gewann er durch sie den ersten kurzen Einblick in die Welt des XVIII. Jahrhunderts. Er gedenkt u. a. des Besuchs bei einer eleganten Dame, die, in der ‚Ruelle' an ihrem Bett, empfing, was nur ihn, den frisch aus der Provinz gekommenen jungen Mann befremdete. Weitere Bildungsversuche unterbrach die Berufung nach Cambrai, wo sein Regiment in Garnison lag. Dort wartete seiner die im französischen Heer eingeführte friderizianische Zucht, die weißblaue, stramme Uniform, der steife Zopf, der strenge Dienst unter Befehl des Obersten, Marquis de Mortemart. ‚Jeder Hasenfuß, der im Regiment Navarra dient, wird ein Tapferer', schreibt J. J. Rousseau im ‚Emil'. Aber nur während dieses Sommers und einiger Wochen des Jahres 1787, da er am Meeresufer zu Dieppe die Rekruten seines dorthin versetzten Bataillons einexerzierte, that der junge Chateaubriand Dienst.



Abb. 6 · Ludwig XVI

Im September 1786 starb sein Vater und, nach einem letzten Zusammensein in Combourg, trennte sich die Familie für immer. Madame de Chateaubriand nahm ihren Wohnsitz zu Saint-Malo; Lucile verbrachte den größten Teil des Jahres abwechselnd bei den drei verheirateten Schwestern; der älteste Bruder vermählte sich bald darauf mit Fräulein Le Peletier de Rosambo, der Enkelin Malesherbes, und bewährte den Familiensinn und das Standesgefühl des Vaters in den Bemühungen für die Carrière François-Renés. Aus der Bretagne, wo dieser mit

Reiten und Jagen sich vergnügend, bei den Schwestern zögerte, rief er ihn im Winter nach Paris und zur Vorstellung bei Hof in Versailles, die am 27. Februar 1787 durch den Marschall von Duras erfolgte. Es blieb bei der Zeremonie zwischen dem Monarchen, der nicht sprach, und dem achtzehnjährigen Offizier, den niemand bemerkte. Dann folgte die übliche Einladung zur Teilnahme an der Parforcejagd des Königs. Der Stallmeister, Herzog von Coigny, empfahl den jungen, zum erstenmal beteiligten Herrn, Seine Majestät nicht zu drängen, da es ihn leicht in Zorn versetze, wenn er die Führung nicht behalte. Statt dessen ging Chateaubriands Pferd mit ihm durch und brachte ihn zuerst zu der Stelle, wo tot geblasen wurde. Der König, statt Unmut zu zeigen, sagte vielmehr dem aus dem Sattel gesprungenen beschämten Reiter einige freundliche Worte, die von den Anwesenden als Gunstbezeugung gedeutet wurden. Nicht so von dem jungen Chateaubriand. Er behielt für den Rest seines Lebens den Eindruck, er tauge nicht zu Hof, und steigerte die Empfindlichkeit bis zu dem thörichten Vorwurf, 1787 zu Versailles habe man ihn weder verstanden noch erraten!

Vorschnell kehrte er nach dem ihm kaum weniger unangenehmen Paris und von dort, so bald er konnte, nach der Bretagne zurück. Mit Ausnahme dieser geringen Unterbrechung und der paar Wochen zu Dieppe verbrachte er fast drei Jahre, die Zeit vom September 1786 bis Ende Juni 1789, in der bretonischen Heimat und erlebte dort die der Revolution vorangehenden Stürme.



Die Bretagne



Der armorikanischen Halbinsel ist in unserer Zeit der Historiker großen Stils erstanden. Arthur Le Moine de la Borderie verbindet mit kritischer Schulung die wohlbegründete Ansicht, wie Berichte von Zeitgenossen, mit Vorsicht geprüft, immer noch bessere Auskunft über thatsächlich Geschehenes wie die geistreichsten Kombinationen später Gekommener enthalten. Die ältesten Geschichtsschreiber der durch Cäsars Siege der gallo-römischen Herrschaft unterworfenen Bretagne sind aber lediglich klösterliche Chronisten und Hagiographen, die mit Berichten über den Tod der ersten Glaubenszeugen beginnen. Sie opferte der römische Polytheismus, die Staatsreligion, welche die Druiden in die Wälder verdrängt und zum Aussterben verurteilt hatte, ohne verhindern zu können, daß viele ihrer Gebräuche und Riten im Volke, das nie eigentlich romanisiert wurde, fortlebten. So geschah es, daß die Briten, die den Angelsachsen weichend, im V. Jahrhundert in Massen einwanderten, der Bevölkerung ihre politischen und religiösen Institutionen, den Namen und die Sprache, die bis heute in der Nieder-Bretagne gesprochen wird, widerstandslos geben konnten. Diese erobernde, keltische Wanderrasse hat einst von Gallien aus Italien, die Donaugebiete, Kleinasien, überflutet, wo sie das Galatien gründete, welches Konsul Manlius unter das Joch der Römer zwang und Paulus der Apostel mit dem Schwert des Geistes eroberte. Schon die Alten hielten diese Kelten für unstät, heftig, abergläubisch und grausamen religiösen Riten ergeben. Unter Phrygiern, Römern, Griechen, wie später unter Sachsen, Dänen und Normannen blieben sie ein auf sich gestelltes, stolz abgeschlossenes Volk. Seine Eigenart feiert Lamartine in berühmten Versen:

,Quand ils se rencontraient sur la lande ou . . . la grève, ...
En souvenir vivant d'un antique départ, . .
Nos pères se montraient les deux moitiés . . . d'un glaive . . . .
Dont chacun d'eux gardait la symbolique part.



Abb. 7 · Courbet · Wald in der Bretagne

Frère! se disaient-ils, reconnais-tu la lame?
Est-ce bien là l'éclair, l'eau, la trempe et le fil?
Et l'acier que fondit un même jet de flamme,
Fibre à fibre se rejoint-il?' . . . .

In dieser Atmosphäre entwickelte sich ein eigenartiges Christentum. Unter den Römern faßte die christliche Lehre noch kaum Fuß in der Bretagne. Durch irische und schottische Mönche wurde sie langsam bekehrt. Diese führten keinen Vernichtungskampf gegen die heidnische Welt. Mit harmloser Unbefangenheit begnügten sie sich, innerhalb ihres Vorstellungskreises Raum für christliche Anschauungen zu schaffen und das Heimatland der Zauberer, Feen, Gnomen und Wunder der frommen Verehrung der Jungfrau und der Heiligen und dem Kultus der Verstorbenen zu gewinnen. Die Bretagne strömt von Sagen über. Riesenstarke Feen, so berichten sie, türmten die gewaltigen Steindenkmäler der 4000 Menhirs zu Karnac am Meeresufer. Die Mönche stürzten sie nicht um; sie benützten nur einige ihrer Granitblöcke zu Kirchenbauten und ließen die Sage sich ungestört neben der Legende entfalten. Chateaubriands Mutter gab ihm die christliche Version der Kraniche des Ibykus, als sie von der Jungfrau erzählte, die an Ehre und Leben bedroht, den Schutzheiligen des nächsten Gotteshauses gegen ihre Bedränger zu Hilfe rief. Kein Retter nahte. Da bat sie die Wildenten im Teich zu Zeugen ihrer Unschuld herbei und übertrug ihnen nach ihrem Tode die Erfüllung des Gelöbnisses bei ihrem Heiligen. An seinem Feste kam eine Wildente mit ihrer Brut in die Kirche, umflatterte sein Bild, ließ eines ihrer Jungen zur Opfergabe zurück und kehrte alljährlich wieder. An klösterliche Niederlassungen, Kirchen und Kapellen knüpfen sich tiefsinnige, rührende Berichte von guten, heiligmäßigen Einsiedlern und Mönchen, die alte Weisheit, selbst das Griechische pflegten, die Wildnis urbar machten, streitbar wider die Unterdrücker ihres Volkes auftraten, wilde Tiere zähmten und des Vögleins schonten, das in ihrer Kutte das Nest baute. Ein Mönch zuerst wagte es, in die ungeheuren Wälder von Brocelianbe zu dringen, dem Gebiet, das von der Grenze des Bistums Tréguier bis zur Vilaine und nördlich bis nach Dol und Combourg reichte. Römer, Franken, Normannen und Engländer verschwanden spurlos in der Wildnis. Nur die Sage hat sie bleibend erobert. Ein Riesenkönig, so erzählt sie, hetzte die Bestien des Forstes auf die Eindringlinge, die seinen Frieden störten; ein Tropfen aus den Wassern der Fontäne von Barenton, auf den Felsstein gegossen, genügte, Stürme und Gespenster zu entfesseln. Die guten Feen, die ebenfalls dort walteten, lockten im XII. Jahrhundert den Dichter Wace nach Barenton. Der Zauber versagte sich dem fremden Anglo-Normannen, nicht aber der Dichtung. In den geheimnisvollen Tiefen des Waldes von Broceliande haust der Zauberer Merlin. Dieser ‚Orpheus der Kelten', Sohn eines gefallnen Engels und einer Jungfrau, wollte den Glauben an Christus mit jenem der Druiden vereinen. Von der Fee Viviane, die er erweckte, bethört, vergißt aber der Barde König Arthurs und seiner Tafelrunde. Der König fällt in der Schlacht. Merlin, der ihn nicht mehr zu retten vermocht und seine Harfe verloren hat, kehrt zu Viviane zurück. Sie entreißt ihm den Ring, das Pfand seiner Sendung, das ihm einst Radiance, seine himmlische Muse, gegeben hatte, und den Zauberer sah man niemals wieder. Er schläft zu Broceliande, das Haupt in Vivianens Schoß gebettet. Aus diesem keltischen Sagenkreis klangen der mittelalterlichen Welt zum erstenmal die Namen Arthur und Guinever, Iwein und Gawein, Tristan und Isold entgegen.

In unmittelbarer Berührung mit solchen Ueberlieferungen, ‚in den Wäldern von Combourg, wo er zum Dichter wurde', auf dem alten Druidenstein, wo seiner Jugend die ersten Visionen erstanden, sind auch in Chateaubriands Phantasie die heidnische und die christliche Wunderwelt, Velleda und Cymodocea sich begegnet. Später hat er seinem Freund Marcellus gesagt, wie er die Bretagne im volkstümlichen Lied und in den aus der Seele des Volkes dringenden Lauten belauscht habe. Er hat es noch erlebt, wie diese Dichtungen den Triumphzug ihrer Auferweckung durch die Litteratur begannen, und George Sand die Ballade vom König Nouminoé mit Stellen aus der Ilias an Schönheit

verglich. Die Poesie blieb unzertrennlich von der sie umgebenden Natur, der melancholisch-fahlen Haide im Flachland, den Waldregionen, die in ihrem geheimnisvollen Dunkel die Erinnerung an vergangene Zeiten und alte Mythen bewahrten, den rauhen, zerklüfteten Felsenküsten, von wo ein todesmutiges Volk von Küstenbauern, Seefahrern und Fischern den Schrecken des Ozeans trotzt, und wo Chateaubriand zum Dichter des Meeres, seiner zweiten Heimat, wurde. Die uralte, zäh festgehaltene Kultur des Landes seiner Geburt hat auch ihm für immer das Siegel aufgedrückt. Als unmündiges Kind der heiligen Jungfrau geweiht, als Knabe bei kirchlichen Festen, seinen einzigen Feiertagen, beteiligt, im Zwielicht des Domes von Saint-Malo, wo seine Helden Jean Cartier und Duguay-Trouin vor ihm gebetet hatten, von der Schönheit des Kultes umfangen, als Jüngling in den Malthеser-Orden aufgenommen, wurde Chateaubriand während seiner ganzen Jugend von religiösen Empfindungen durchdrungen und begeistert. Sein Vater sprach von Paris wie von einer Stätte der Verderbnis. Die Provinz dachte nicht anders. Leute, die Luxusartikel aus der Hauptstadt kommen ließen, erschienen den andern verdächtig. Die Sitten waren rein, Fehltritte unter der weiblichen Bevölkerung fast unerhört; sie wurden stets aufs strengste geahndet. Die Schule blieb in Uebereinstimmung mit solchen Lebensanschauungen. Massillons berühmte Vorträge über ‚die Sünderin' und den ‚Verlornen Sohn' bildeten nicht nur Chateaubriands Stil. Er bekennt, es den christlichen Moralisten zu verdanken, wenn es ihm später gelang, die Verirrungen des Herzens mit Wahrheit zu schildern. Horaz und Vergil verdrängten in seiner Bildung die klassische Litteratur des XVII. Jahrhunderts nicht. Die jugendliche Andacht, mit der er sich zum ersten Empfang der Sakramente vorbereitete und deren Uebereifer verständige Gewissensräte mäßigten und beruhigten, brachte ihm eine Zeit froh bekannten Glaubens und die Zuversicht der Versöhnung mit Gott. Wohl folgt das Bekenntnis, schon zu Rennes und inmitten einer ernst religiös gestimmten Umgebung sei sein Eifer erkaltet. Es blieb dennoch die Gewohnheit der Selbstprüfung und die Abneigung vor gemeinen Abenteuern. Auch das war entscheidend, daß die Lehrer, die ihn erzogen, ihm Verehrung, meist sogar persönliche Zuneigung einflößten. Dem Klerus ist Chateaubriand immer sympathisch gegenüber gestanden. Uebergriffe desselben auf politischem Gebiet hat er auch später nicht befürchtet.

Nachdem Revolution und religiöse Verfolgung, der Bürgerkrieg und die epische Zeit des Kaiserreichs durch die gesetzliche Ordnung von 1815 ersetzt worden waren, zeigte es sich, daß die Bretagne unverändert aus allen Umwälzungen und Stürmen hervorging. Ernest Renan, auch ein Bretone, fand bei den Priestern seines Seminars fünfzig Jahre nach Chateaubriand die gleichen Ideen und Methoden wieder. Die Elementarbücher, sagt er, waren schlecht, der Geschichtsunterricht blieb auf Rollin beschränkt; die Litteraturgeschichte schloß mit Delille; die Apologetik Chateaubriands, ‚die Tertulian durch Atala und René erheiterte', flößte diesen ehrwürdigen, strengen Geistlichen Mißtrauen ein. Aber sie lehrten nach wie vor Latein nach der guten alten Art, auf welche Erasmus und die Humanisten, die es am besten kannten, gelernt hatten. Der Sohn des Schloßherrn von Combourg zitiert die Worte eines geistlichen Chronisten, ‚nie habe die Sonne über ein gläubigeres Land geleuchtet, dreizehnhundert Jahre lang keine Untreue die Sprache befleckt, die dem Wort Jesu Christi zum Ausdruck dient. Der Breton bretonnant sei nicht geboren, der zu einer andern als der katholischen Religion sich bekenne'. Den Idealismus nennt Renan den charakteristischen Zug seines Volkes. „Wir Kelten", sagt er, „sind eine naive Rasse. Wir glauben an das Wahre, an das Gute. Mit dem Nötigen und einem kleinen Anteil am Idealen sind wir glücklich wie Könige. Wir werden niemals weder Pessimisten noch Nihilisten sein . . . Bleiben wir dabei, in unsern Tagen Zurückgebliebene zu heißen. Es sind fast immer die vorgeblich Zurückgebliebenen, die begründen, was die Voreiligen kompromittieren. Das furchtbare religiöse Problem, welches wie ein böser Geist die Gewissen des XIX. Jahrhunderts verfolgt und welches Sektierer und Ungläubige

niemals lösen werden, wir würden es lösen, wären wir allein auf der Welt. Wir sind aufrichtig und tief religiös; niemals werden wir zugeben, daß es kein Gesetz der Rechtlichkeit gebe, daß die Bestimmung des Menschen nicht eng mit Idealen verknüpft sei. Die Bretagne mag in mancher Beziehung abergläubisch sein, fanatisch ist sie nie gewesen."

Ihre Geschichte bestimmte wie die Religion, so die Politik der Bretonen, vor allem und bis zum Ende die politischen Ideen Chateaubriands.

Er verbrachte die Jahre 1786—1788 in der Bretagne abwechselnd in Städten und auf Schlössern, bei Freunden, bei der Mutter und den verheirateten Schwestern, vorzugsweise bei Madame de Farcy, die Lucile, jetzt Stiftsdame zu Argentière, zu sich genommen hatte. Er war mit kleinen Herzensangelegenheiten beschäftigt, verträumte aber am liebsten sein Dasein auf langen, einsamen Ritten und am Meer. Die Zukunft schien eine reiche Pfründe im Maltheserorden zu sichern; für den Eintritt in denselben hatte er bereits vom Bischof von Saint-Malo die Tonsur erhalten. Obwohl als Edelmann Mitglied der Stände, war er in denselben noch nicht stimmberechtigt. Aber zu Rennes bedurfte man jetzt wehrfähiger Arme. Im Mai 1788 wurde er dahin berufen. Es war schon zu Thätlichkeiten zwischen dem Volk und der bewaffneten Macht gekommen; die bretonischen Offiziere hatten sich geweigert, gegen ihre Mitbürger zu kämpfen. Noch verdeckte die Verteidigung gemeinsamer Interessen die tiefe Kluft zwischen den Privilegierten und dem Tiers.

Was ein starkes Gemeinwesen vermag, hatte Chateaubriand ihn die Vaterstadt gelehrt. Derselbe heroische Zug geht durch die Geschichte der ganzen Bretagne. Das seit 940 so gut wie unabhängige, nur durch ein Band kaum mehr als nomineller Oberhoheit zuerst mit der Normandie, dann mit Frankreich verknüpfte Herzogtum, von Plantagenets, dann von Kapetingern regiert, erstarkte in Kämpfen. Von den großen feudalen Geschlechtern nur zu oft in ein Schlachtfeld verwandelt, abwechselnd bei Frankreich und England um Schutz und Hilfe für seine fürstliche Autorität werbend, gelang es ihm dennoch, sich eine Verwaltung zu sichern, die ‚als die beste in Europa' bezeichnet worden ist.

Die Verfassung der Bretagne beruhte auf Vertretung der drei Stände. Reichtum und Macht gaben ihr die Unternehmungen zur See. Die Doppelheirat der Herzogin Anna mit zwei französischen Königen, 1491 und 1499, brachte das Herzogtum an die französische Krone, mit der Verpflichtung, die verfassungsmäßigen Rechte der Bretagne zu achten. Sie behielt ihr Parlament, das Recht der Steuerbewilligung und die eigene Gerichtsbarkeit. Der Pakt wurde erst unter Franz I. und nach seiner Heirat mit Annas Tochter, Claude, 1532 vollzogen. Bis 1789, unter zehn Königen und vier Regentschaften, während der Bürger- und Religionskriege, bewährten die Bretonen ihre loyale, monarchische Gesinnung. Seit dem XVI. Jahrhundert, durch den allen Edelleuten gewährten Eintritt in die Stände und die Besetzung fast aller hohen geistlichen Stellen aus dem Adel, wurden diese Stände vorwiegend aristokratisch. Nur 70 Abgeordnete der Städte vertraten den dritten Stand. Der königliche Gouverneur, der Intendant der Provinz, die Würdenträger der Krone, der erste Präsident des Parlaments hatten Sitz und Stimme in der Versammlung. Sie tagte alle zwei Jahre. Unter Ludwig XIV wurden ihre Rechte wertlos. Die Provinz, die zur Verteidigung ihrer Küsten aufkommen mußte, verblutete sich an Abgaben und ‚freiwilligen' Steuern. Das gepeinigte, ausgesogene Landvolk empörte sich endlich. Der unter dem Namen ‚Aufruhr des Stempelpapiers' bekannte Bauernaufstand entfesselte die Greuel, die u. a. die Marquise de Sévigné schildert und sie zum Ausruf veranlassen: ‚Es ist aus mit der Bretagne, und das ist schade.' Die Reaktion kam unter der Regentschaft des Herzogs von Orléans, der den Parlamenten, die ihn berufen hatten, das Recht zurückgab, die Edikte des Königs vor ihrer Eintragung zu beraten und Vorstellungen dagegen einzubringen. Die entfesselte gesetzliche Opposition wurde drohend, nachdem die Parlamente Frankreichs 1756 gegen Eintragung der seit 1748 erlassenen Edikte protestierten. Diese verlangten den Zwanzigsten von allen liegenden Gütern, ohne

Rücksicht auf die Rechte der sich selbst besteuernden Provinzen, den sogenannten Pays d'Etat, Languedoc, Burgund, Provence, Dauphiné, Grafschaft Pau und Bretagne. In der letzteren Provinz hatte die Regierung den Rückkauf von Steuern im Betrag von 40 Millionen durchgesetzt und dieselben hierauf von neuem erhoben. Das Parlament nahm hierauf seine Entlassung, nachdem es erklärt hatte, das unerhörte Vorgehen der Krone erkläre sich nur damit, daß sie sich der Straflosigkeit versichert halte. Ihren Widerstand stählte der Generalprokurator von Rennes, Louis-René de Caradeuc de la Chalotais, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des damaligen Frankreichs. Seine im Auftrag des bretonischen Parlaments verfaßte Anklageschrift gegen den Jesuitenorden entschied dessen Sturz. La Chalotais ist einer der typischen Repräsentanten jener zugleich religiösen und parlamentarischen Opposition, die das Erbe des XVII. Jahrhunderts angetreten hatte. Er polemisierte gegen Rousseau und haßte Choiseul. Dieser strengte einen Hochverratsprozeß gegen den widerspenstigen Parlamentarier an. Sein Generalprokurator Calonne, der berüchtigte spätere Minister Ludwigs XVI, nahm gefälschte, unterschriftlose Briefe unter das Beweismaterial gegen La Chalotais auf. Chateaubriands Mutter, sein Onkel de Bedée waren eifrige Chalotisten; ihre Schwester, Madame Moreau und deren Sohn gingen weiter und beschuldigten einen Exjesuiten des Giftmordversuchs gegen La Chalotais. Sie wurden wegen Verleumdung verurteilt, La Chalotais zwar in Freiheit gesetzt, aber verbannt und nicht freigesprochen. Von da an setzte bei Pfarrklerus und Tiers die demokratische Bewegung ein, die 1789 so mächtig zur Entscheidung beitrug. Der Adel, obwohl auch er opponierte, rief sie hervor, indem er gegen die Bürgerlichen in der verletzendsten Weise seine Privilegien steigerte und die Maßregeln unterstützte, die zur Beförderung in Heer und Kirche Adelsproben verlangten. Als Ludwig XVI, bald nach seinem Regierungsantritt, 1774, und gegen Turgots Willen, die 1771 aufgehobenen Parlamente mit beschränkten Vollmachten wieder einsetzte, begegnete ihm abermals die Bretagne mit Widerstand.

Die Gesetzgebung von Turgot und Malesherbes zu gunsten der Protestanten und der Juden, Turgots und Neckers staatswirtschaftliche und Verwaltungs-Reformen fanden im Parlament zu Rennes die heftigsten Gegner. Die Privilegierten verbanden sich gegen die Regierung zur Verteidigung des Wortlauts der bretonischen Verfassung. Sie gewahrten den Ernst der Lage nicht und glaubten des Königs Interessen zu fördern, indem sie die ihrigen ungeschmälert aufrecht erhielten. Neckers Plan eines für ganz Frankreich giltigen Steuersystems beantworteten sie, auch nach seinem Rücktritt, mit Verweigerung der Steuern. Des Königs Aufforderung zum Gehorsam veranlaßte die Erklärung, er selbst regiere nur kraft der Gesetze. Die Monarchie wankte schon in ihren Grundfesten, da pochten sie noch auf ihre nationalen Sonderrechte und Standesprivilegien.

Seit Frühjahr 1787 war Loménie de Brienne, Erzbischof von Toulouse, Minister. Durch einen Staatsstreich hoffte er der Berufung der Generalstaaten, die Alle forderten, zu entgehen. Er berief die Cour plénière, eine altfranzösische Institution, die die Parlamente durch Einzelgerichte ersetzen sollte, und erklärte einen Bankerott von 60%. Die Provinz Dauphiné antwortete mit Wiederherstellung ihrer ständischen Vertretung, auch ohne Genehmigung des Königs, und verlangte Berufung der Generalstaaten mit Gleichstellung der Abgeordneten des dritten Standes und Abstimmung nach Köpfen. Dasselbe forderte, im Mai 1788, der dritte Stand des bretonischen Parlaments und verwarf, mit Adel und Klerus, die Edikte Briennes. Brienne fiel, Necker ward wieder berufen. Ende Dezember versammelten abermals sich die bretonischen Stände, und nun kam es zum offenen Zwiespalt zwischen ihnen. Der Landklerus trat auf Seite des dritten Standes gegen den Adel auf, der sich nach wie vor weigerte, von der Steuerlast, die 1700000 Livres betrug, mehr als 150000 Livres zu zahlen. Zudem protestierten die Edelleute gegen Verdopplung des Tiers, kamen bewaffnet nach Rennes und tagten im Kloster der Cordeliers, weil der dritte Stand alle

weiteren Verhandlungen verweigerte. In den letzten Januartagen 1789 griffen Volk und Bürger unter des jungen Moreau Führung die Edelleute an. Es floß Blut, und Chateaubriand schlug sich für seine Standesgenossen, die, sagt er, ‚nicht ohne Ehre fielen'.

Dem Gouverneur, Grafen von Thiard, einem Freund von La Fayette, war die Haltung des Adels zuwider. Er glaubte sich zu Rennes ‚unter wilde Tiere geraten', erreichte aber, nach dreitägigen Kämpfen, nur den Abschluß einer Kapitulation, die wenigstens die Verbreitung des Aufruhrs auf die Provinz verhinderte. Die Rolle des bretonischen Adels als solcher war ausgespielt. Die Generalstaaten hat er nicht mehr beschickt. Um so denkwürdiger ist die Geschichte des bretonischen Tiers mit jener der Revolution verknüpft. Der ‚Club breton', später als ‚Klub der Freunde der Konstitution' bekannt, vereinigte, unter dem Vorsitz des Herzogs von Aiguillon, die hervorragendsten Deputierten der Linken, die Bretonen Le Chapelier und Lanjuinais, dann Barnave, die Brüder Lameth, Sieyès. Dieser Klub ging am 6. Oktober mit der Nationalversammlung von Versailles nach Paris, konstituierte sich im gleichnamigen Klostergebäude zum Jakobiner-Klub und wurde, vorerst durch die Girondisten, die treibende Kraft der Bewegung. Zwei Deputierte von Rennes, Le Chapelier und Lanjuinais, beide gallikanisch gesinnte Parlamentarier mit jansenistischen Sympathien, beteiligten sich am Entwurf der Zivilkonstitution des Klerus. Die gesamten geistlichen Deputierten ihrer Provinz standen ihnen zur Seite. Sie willigten in die Aufhebung der neun Bistümer der Bretagne und in die Säkularisation des Kirchengutes. Ebenso gewann der Gedanke einer Föderation der Provinzen zuerst praktische Form im Bund zwischen Bretagne und Anjou. Eine besondere Deputation der auf alle Sonderrechte verzichtenden beiden Provinzen brachte ihn am 20. März 1790 vor die Barre der Konstituante. Ein Jahr später begründeten die Jakobiner auf solche Pläne und Vereinbarungen die Anklage des Landesverrats gegen die Gironde. Mit vollem Recht sagt Renan, die Bretagne vor der Chouannerie sei girondistisch gewesen. Es bedurfte des Verbrechens der religiösen Verfolgung, um die bretonischen Bevölkerungen zum Kampf gegen die Revolution zu sammeln.



Abb. 8 · General Moreau

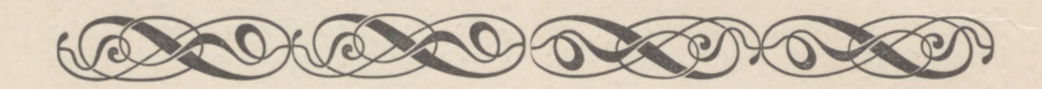
Mit der Mutter, den Schwestern Madame de Farcy und Lucile, hat Chateaubriand in Paris, wo sie Ende Juni 1789 eintrafen, die Ereignisse miterlebt, welche die ‚Mémoires d'Outre-Tombe' mit objektiver Kunst erzählen. Aber die dort niedergelegten Eindrücke sind posthum. Der Chateaubriand von 1789 dachte vorwiegend reaktionär. Als er Paris wiedersah, versagte dort, zu Versailles, und bereits auch in den Provinzen die bewaffnete Macht dem König Gehorsam. Nur dadurch wird es verständlich, wie der ratlose Monarch dazu kam, die Vereinigung der Stände, die er noch am 23. Juni, freilich vergebens, verboten hatte, am 27. Juni zu befehlen. Es drängt sich die Frage auf, welche Umstände einen Offizier in solcher Krisis von der Pflicht,

an seinem Posten zu sein, freisprechen konnten? Das Regiment Navarra stand damals zu Rouen in Garnison. Chateaubriand erzählt selbst, daß es die Disziplin verhältnismäßig lange aufrecht erhielt und Anfang August den Aufstand niederwarf, den der Pariser Komödiant Bordier in der Hauptstadt der Normandie angezettelt hatte und mit dem Leben büßte. Wiedergesehen aber hat er sein Regiment nie. Es läßt sich durch Vergleichung der Daten feststellen, daß eine zweite von ihm erzählte Aufwartung zu Versailles, am 12. Juli, nach Neckers Entlassung und der Berufung des reaktionären Ministeriums Breteuil stattfand. Er sah die königliche Familie auf ihrem Gang zur Kapelle. Die Königin grüßte mit dem anmutigen Lächeln, das er nicht wieder vergaß. Er hat stets behauptet, dieser Eindruck habe ihn in den Stand gesetzt, 1815, bei Ausgrabung der Leiche der unglücklichen Fürstin, ihren Totenschädel zu erkennen. Nach Paris zurückkehrend, sah er den Sturz der Bastille. Eine Woche später stand er mit den Seinen am Fenster des von ihnen bewohnten Gasthofes der Rue de Richelieu, und sah wie der Pöbel die auf Picken gepflanzten Köpfe der Ermordeten Foullon und Bertier vorübertrug. Entsetzt wichen die Damen zurück. Chateaubriand bemerkte auf einer der blutigen Trophäen, wie der aus seiner Höhle getretene Augapfel des Toten auf die entfärbte Wange herabhing; der Stahl drang durch den geöffneten Mund, dessen Zähne am Eisen festlagen. ‚Briganten, so versteht Ihr die Freiheit', will Chateaubriand gerufen haben. Es ist unwahrscheinlich, daß der Ruf im Tumult gehört und das Gasthaus infolgedessen bedroht wurde. Aber die mitangeschauten Greuel erweckten zuerst den Gedanken bei ihm, Frankreich zu verlassen. Die erste Emigration hatte schon begonnen, aber er schloß sich ihr doch nicht an. Nachdem der Verzicht des Adels auf alle seine Vorrechte in der Nacht vom 4. August in einer Aufwallung patriotischer Begeisterung erfolgt war, gibt er, freilich erst 1821, den Eindruck wieder, der ihn sicher damals beseelte: „Dieser Verzicht begann die von den Plebejern vollendete Revolution. Das alte Frankreich verdankte dem Adel seinen Ruhm, das neue die Freiheit, wenn Freiheit überhaupt noch möglich war." Er betont nachdrücklich und wiederholt, wie es in seiner Natur gelegen sei, inmitten der Kämpfe des Schlachtfelds und der Tribüne kaltblütig zu bleiben. Die wachsende Erregung der Gemüter ergriff ihn nicht, obwohl Le Chapelier ihn mit Mirabeau bekannt machte und dieser mit einem Blick, ‚in dem Stolz, Laster und Genie aufleuchteten', ihm mit den dicken Händen auf die Schultern klopfte und sagte: „Junger Mann, niemals werden sie mir meine Ueberlegenheit verzeihen." In den Memoiren hat er ihm das Denkmal gesetzt und während seiner Gesandtschaft zu Berlin Mirabeaus preußische Berichte bewundernd gelesen: „Hüten Sie sich auf alle Fälle, Ihre Depeschen nach dem Muster der seinigen zu schreiben," antwortete seine Korrespondentin, die Herzogin von Duras, „für die hiesigen Leute sind es zu hoch gezielte Geschosse; sie würden ihnen hundert Fuß über die Köpfe wegfliegen."

Zwischen Mirabeau und Chateaubriand bestand aber dennoch Aehnlichkeit. Sie wollten beide die Monarchie retten und beschleunigten beide durch die Art ihrer Opposition ihren Fall. Während dieser ersten Revolutionsjahre ist der junge Chateaubriand unbeteiligter Zuschauer geblieben. Vieles deutet an, daß ihm die Tragweite der Ereignisse wie so vielen Andern entging. Es währte noch volle 24 Jahre, bis er handelnd in die politischen Geschicke des Landes eingriff. Dann erwachte in dem Franzosen der Bretone.

Die Schrift ‚Die Monarchie nach der Charte' in welcher Chateaubriand 1816 sein vielumstrittenes Parteiprogramm entwarf, wäre besser verstanden worden, wenn man sich erinnert hätte, daß hier vielhundertjährige nationale Ueberlieferungen und das Standesgefühl der an Unabhängigkeit gewöhnten Geschlechter auflebten. Sie stimmten den bretonischen Edelmann verfassungsmäßigen Rechten günstig, aber nur im beschränkten Sinn einer Vertretung der Stände auf aristokratischer Basis. Das demokratische Element übergehend, forderte Chateaubriand für den Klerus die Leitung des Unterrichts, den früheren Besitzstand und die eigene Gerichtsbarkeit. Mit Ausschluß aller An-

hänger der Revolution und des Kaiserreichs sollte Frankreich durch Royalisten, d. h. durch die Edelleute jener Chambre introuvable regiert werden, die der König soeben aufgelöst hatte, weil sie ihm das Regieren unmöglich machte. Die Schrift kostete Chateaubriand die Gnade des Monarchen. Es war echt bretonisch gedacht, unhaltbare Privilegien gegen notwendige Reformen mit derselben Hartnäckigkeit wie verbriefte Rechte zu verteidigen. Lauter als die Stimme der Zeit sprachen hier der Instinkt der Rasse und die Anschauungen eines Herrenvolkes, das auf den Trümmern der Feudalität ein aristokratisches Regiment errichtet und bis zum Vorabend der Revolution behauptet hatte. Die Bretagne verblutete sich willig an Geld und Menschen für die Monarchie. Sie opferte sich ihrem Dienste und verstand nicht, sie zu beraten. Der monarchische Glaube Chateaubriands blieb innerhalb solcher Ueberlieferungen. In der Politik wie in der Religion ist er der echte Sohn der keltischen Erde, ein Idealist, der nie aufgehört hat, Menschen und Dinge nach dem Maßstab der eigenen starken Individualität mit der Gewalt der Leidenschaft zu messen, die das Geheimnis seiner Macht und auch die Klippe wurde, an der er als Staatsmann scheiterte.



Chateaubriand von 1789 bis 1790 in Paris



Es wäre ein Trugschluß, Chateaubriand in diesen Jahren seines Werdens von der Politik erfaßt zu denken. Vielmehr hatte sich, seit den Tagen von Rennes, die despotischste über den Menschen gebietende Macht des Jünglings bemächtigt. Er wollte durch geistiges Schaffen berühmt, ein Schriftsteller, ein Dichter werden. Während die Altersgenossen, unbekümmert um den Zusammenbruch einer Welt, frohem Lebensgenuß sich hingaben, blieb er einsam und studierte. Bereits zu Dol nannten ihn seine Lehrer des Wohllauts seiner Verse wegen ‚den Elegiker'. Die Begabung für Mathematik, deren er sich rühmt, nützte er nicht aus. Sein Lieblingsfeld blieben die klassischen Studien. Er schulte sich an den alten Dichtern, vor allen an seinem Liebling Vergil. Seine Erstlingswerke sind mit Zitaten überlastet; sein Leben hindurch standen sie seinem Gedächtnis zu Gebot. Das Griechische begann er als Knabe, studierte es eifrig zu Paris und las noch 1822 zu London Epiktet und Herodot. Eine Taschenausgabe des Homer begleitete ihn nach Amerika, später nach Griechenland. Hebräisch vermochte er zu lesen. Ein französischer Priester gab ihm noch 1799 darin Unterricht. Das Englische wurde ihm so geläufig, daß es seinen französischen Stil beeinflußte. Dean Milman, der Kommentator Gibbons, äußerte, die Nachahmung desselben durch Chateaubriand habe ihn oft geradezu peinlich berührt. Shakespeares Sonnette, Miltons ‚Komus', Gray, den er vortrefflich übersetzte, die reiche englische Lyrik bis zu Sir Walter Scott und Lord Byron, sind ihm eine Quelle poetischen Genusses geworden. Camoëns las er im Urtext. Das Italienische, das er nicht gut sprach, war ihm so genau bekannt, daß er vieles aus italienischen Dichtern seinem Gedächtnis einprägte. Der Bildung, der die klassische, die romanische, die angelsächsische Welt sich geistig erschloß, ist die germanische nie zugänglich geworden. Und das, obwohl eine Reihe von Zeitschriften seit 1713, von den ersten der Art, dem ‚Journal littéraire' und der Berliner ‚Bibliothèque germanique' bis zu der ‚Litterarischen Korrespondenz' des Barons Grimm und Diderots an europäische Höfe das Augenmerk auf Deutschland und die Schweiz lenkten.

Ein Bretone, der spätere dramatische

Kunstkritiker Geoffroy, noch von den Jesuiten zu Rennes erzogen, schrieb 1790 in Frérons ‚Année littéraire‘ einsichtig über deutsche Litteratur, vor allem über Lessing und das deutsche Theater. Lessings Fabeln wurden ein Lieblingsbuch der Franzosen. ‚Nathan‘, 1787 zum ersten Mal übersetzt, hat später Marie Joseph Chénier bearbeitet. Unter den Uebersetzern der ‚Messiade‘ war kein geringerer als Turgot. La Chalotais' Studienplan empfahl die deutschen Methoden und den Gebrauch von Th. Wolffs ‚Moral‘ in den französischen Schulen. Allein Lessings philosophische Schriften und Kant wurden erst im folgenden Jahrhundert den Franzosen zugänglich. Sie schwärmten für Wieland, den lateinischsten Geist der germanischen Welt, und für Geßners Idyllen, deren poetische Prosa die Uebertragung erleichterte und sich der Weltanschauung einfügte, die mit Rousseau zur Herrschaft gelangt war. Aber nur ein deutsches Buch, seit 1775 übersetzt und nachgebildet, hat Chateaubriand gekannt. Es war Goethes ‚Werther‘. Der Eindruck, den der Jugendroman von Wetzlar auf ihn machte, ist ein bleibender gewesen und hat ‚René‘ geboren. So zurückhaltend Chateaubriand in Bezug auf derartige Einwirkungen sich äußert, hat er dennoch Jahre später Edgar Quinet gegenüber gestanden, ‚Werther könne seinen Gedanken verwandt geworden sein‘. Aus der Atmosphäre dieses Buches strömte ihm die Empfindungswelt seiner Jugend zurück. Wir werden ihn bald noch unmittelbar, gleich dem jungen Goethe, im Zeichen Rousseaus wieder finden: „Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklichen unglücklichen Freund der Neuen Heloïse geweissagt wurde: Und zu den Füßen der Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen und er wird wünschen, Hanf zu brechen heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben.“

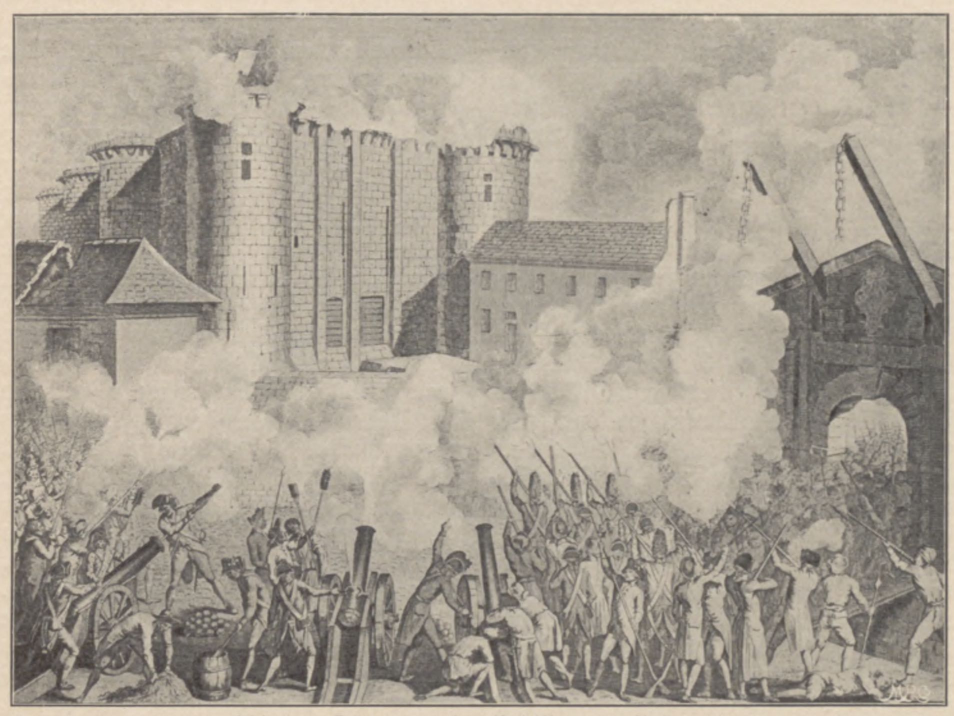


Abb. 9 · Erstürmung der Bastille · 14. Juli 1789

‚Ein sehr bedeutendes rhetorisch-poetisches Talent, den Erwecker der Litteratur und Dichtung des zeitgenössischen Frankreich‘, so ist später Chateaubriand von Goethe gekennzeichnet worden. Für Chateaubriand ist Goethe der Dichter

des ‚Werther‘ geblieben. Kaum daß er einmal vorübergehend die ‚Italienische Reise‘ nennen wird! Als er 1821 auf dem Weg nach Berlin Weimar passierte, ließ er die Gelegenheit, Goethe zu sehen, unbenützt und schrieb 1839 Worte nieder, die eine gänzliche Unkenntnis des Dichtergenius, dessen Erstlingsgaben seine Jugend bezaubert hatte, verraten.

Zu Paris, in diesen ersten neunziger Jahren, da er kein höheres Ziel kannte, als seinen Weg in der Litteratur zu bahnen, führten ihn Zufall und Umgebung in einen Kreis von Voltairianern. Zuerst durch Madame de Farcy wurde er mit dem heute längst in verdiente Vergessenheit geratenen Delisle de Sales bekannt. Dieses Kompilators ‚Naturphilosophie‘ oder ‚Sittengeschichte für die Menschheit‘ erlebte zwischen 1769 und 1804 sieben Auflagen, die Ehre einer deutschen Uebersetzung und die einer Verurteilung des Buches und der Verhaftung seines Verfassers. Voltaire erwirkte seine Begnadigung, worauf Delisle de Sales ‚die Geschichte der Menschen‘ in 53 Bänden folgen ließ. Der Litterarhistoriker Nisard gibt dem Werk das Zeugnis, es sei das langweiligste und konfuseste, welches jemals in schlechter Prosa verbrochen worden sei. Eine ‚Denkschrift zugunsten Gottes‘, die 1802 erschien, wird heute noch als Kuriosum zitiert. Das Irrlicht erlosch im aufgehenden Glanz des Konsulats: die Zeit der frevelnden Impertinenzen war vorüber. Chateaubriand hat später die eigene Verblendung verspottet, die ihn veranlaßte, Delisle de Sales für ‚einen Adler‘ zu halten. Der Einfluß desselben auf die Komposition seines ersten Buches, des ‚Essai sur les Révolutions‘, ist nicht zu verkennen.

Auch zwei ehemaligen Schülern des Collège von Rennes, Ginguené und Parny, dann Lebrun-Pindare, ist er damals nahe getreten. Ginguené, der spätere Verfasser einer sehr verdienstvollen Geschichte der italienischen Litteratur, war selbst Dichter zu der Zeit, die mit der einen entscheidenden Ausnahme des nach Geburt und Talent von griechischem Geist erfüllten André Chénier keinen Dichter hatte. Lebrun, der Verfasser anakreontischer Oden und Elegien, von einem guten Kenner ‚zugleich unzüchtig und finster, geziert und brutal‘ genannt, feierte abwechselnd Calonne und Sully, Ludwig XVI und Robespierre, schmeichelte der Königin, bezeichnete sie in anderen Tagen der Rache ihrer Feinde, und hetzte in niederträchtigen Versen das Volk zur Gräberschändung von Saint Denis. Es kennzeichnet den verächtlichen Menschen, daß die wenigen Freunde, die ihn zu Grab geleiteten, sich in seinem Nachlaß mit Epigrammen bedacht fanden. Formgewandt wie Lebrun, aber auf den Schwung pindarischer Oden verzichtend, war der erotische Elegiker Parny. Wie Vauvenargues, Dorat, Florian, Chateaubriand selbst und der Chevalier Bertin, Parnys poetischer Nebenbuhler, war dieser Offizier. Zwei seiner Dichtungen, der ‚Krieg der Götter‘, und die ‚Galanten Abentheuer der Bibel‘ gehören zum schlimmsten, das frivole Irreligiosität zu Tag förderte. Liebesgedichte von ihm, die Chateaubriand auswendig wußte, hat er damals gepriesen. Ebenso imponierte ihm der Zyniker Chamfort, dessen ‚Maximen und Gedanken‘ er im ‚Essai‘ eine der besten Gaben des Jahrhunderts nennen sollte. Kein Moderner übertrifft sie an bitter realistischer Karakteristik der Frauen, der Liebe, der Großen, des Volkes, vor allem des französischen, dem Chamfort es nie vergaß, das es ihn als dramatischen Dichter abgelehnt hatte. Den einzigen glücklichen Einfluß in diesem Kreis übte auf Chateaubriand ein anders gearteter Geist, der nachherige Großmeister der Napoleonischen Universität, Fontanes. Aus althugenottischer Familie stammend, aber von einer katholischen Mutter in jansenistischer Frömmigkeit erzogen, entwand er sich bald diesen Ueberlieferungen, schulte sich an den Alten, bewunderte Voltaire, Ossian, Pope, Gray, Haller, und verfaßte abwechselnd anakreontische Lieder und sinnlich-schwärmerische religiöse Gedichte, in denen die Einbildungskraft katholisch, das Empfinden heidnisch blieb. Seit André Chéniers Tod feierten die Franzosen der klassischen Korrektheit dieser ersten Dichtungen wegen in Fontanes ‚den letzten der Griechen‘. Im persönlichen Verkehr war er geistvoll, liebenswürdig, anregend, ein feiner Kritiker, voll williger Anerkennung frem-



Abb. 10 · Paris im XVIII. Jahrhundert · Die Cité und Notre-Dame

den Verdienstes, nach Denkweise und Lebensführung 1789 von der korrekten, offiziellen Haltung späterer Tage weit entfernt. Fontanes hatte einige Zeit in London verlebt und dort in der besten Gesellschaft verkehrt. Er schwärmte für Cooks Entdeckungsfahrten, lernte Banks und Georg Forster, seinen Begleiter, kennen und begeisterte sich für Ossian. Den Engländern, so berichtet er, erscheine der ‚Emil‘ verrückt, der ganze Rousseau mit Ausnahme der ‚Neuen Heloïse‘ unbrauchbar; Locke sei überwunden, das Volk in

Abb. 11 · Jean-Jacques Rousseau

England ungleich religiöser als das französische! an der Themse habe sein eigenes Talent sich verdoppelt. Die Briefe sind an Fontanes Freund Joubert gerichtet, der das Interesse dieses ganzen Zeitalters für Reiselitteratur und Entdeckungsfahrten teilte.

Nicht lange nach Erscheinen von Fontanes preisgekröntem Gedicht zum Lob der den Protestanten wiedergegebenen Religionsfreiheit, 1790, veröffentlichte der ‚Almanach des Muses‘ zahme, melancholisch angehauchte Bruchstücke eines größeren Gedichtes, ‚Tableaux de la Nature‘. Sie sangen von der Heimat, dem Meer und den Wäldern des bretonischen Landes. Kein Lied an die Freude, keine Huldigung an die Freiheit unterbrach den einförmigen Gang dieser fehlerlosen Alexandriner. Ihr Verfasser war Chateaubriand. Beständig von ihm wieder abgedruckt, haben weder damals noch später diese nichtssagenden Verse Anerkennung gefunden oder verdient. Die größte schriftstellerische Laufbahn des anbrechenden Jahrhunderts begann mit einer Enttäuschung. „Ich kann nicht lachen; ich habe es nicht früh genug gelernt,“ sagte einst Chateaubriand zu Marcellus: „wenn ich in die Freude anderer eindringen will, liegt mir stets das Weinen nahe.“ Was vermochte da die Nachkommenschaft von Voltaire, was Voltaire selbst mit seiner sarkastischen, vielseitigen Deutung des Lebens zu einer Tragi-Komödie und der humanitären, auf Bildung gestellten Philosophie, der doch von allen Geistern, die verneinen, der Schalk am liebsten war? Was die räsonnierende Vernunft der Enzyklopädisten, die den Menschen und die Gesellschaft unter die Herrschaft des Verstandes zwang? Niemals hat Chateaubriand Schillers Urteil über den Fürsten der Aufklärung zu Gesicht bekommen und dennoch wie er gefühlt, daß ‚seine wunderbare Mannigfaltigkeit der äußeren Formen, weit entfernt für die innere Fülle seines Geistes etwas zu beweisen, vielmehr ein bedenkliches Zeugnis dagegen ablegt, denn ungeachtet aller jenen Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worin er ein Herz hätte abdrücken können‘. Diese Religion des Herzens lehrte J. J. Rousseau. Ihm, dem Meister, Erwecker und Vertrauten, hat Chateaubriand, der mitten in Paris das Dasein eines träumerischen Sonderlings führte, mit Schwärmerei gehuldigt. Die 1797 niedergeschriebenen Eindrücke des ‚Essai‘ sind damals erlebt worden. ‚Der große Rousseau‘, ‚der erhabene Emil‘, ‚der verfolgte Weise‘, ‚der Prophet der Zukunft‘, ‚der Apostel Gottes und der Moral‘, so

spricht der junge Chateaubriand von Jean Jacques. Zwölf Jahre waren seit dessen 1778 erfolgtem Tod verstrichen, aber durch die aus dem Nachlaß veröffentlichten ‚Confessions‘ sprach er wie ein Gegenwärtiger zur Nachwelt, die sich anschickte, den ‚Contrat social‘ in Thaten umzusetzen. Gegen die politischen Theorien Rousseaus hat Chateaubriand sich stets abwehrend verhalten, den Sozialkontrakt verurteilt und sich zu Montesquieus Schule bekannt. Aber keine Wandlung der Anschauungen trübte jemals sonst die Prägung, welche die heiße Rhetorik der ‚Nouvelle Héloïse‘, der ‚Rêveries‘ und der ‚Confessions‘ in seine Seele brannte. Gleich Rousseau besaß Chateaubriand ein vorwiegend pathetisches, durch das Gefühl bestimmtes Genie. Ueber ihn, der aus einer andern Kultur gekommen, zu vornehm veranlagt war, um nicht mit Widerwillen die Niedrigkeiten abzulehnen, die den gemeinen Untergrund in Rousseaus Wesen immer wieder bloßlegen, hat die Anziehungskraft des Akzents, die Sprache der Leidenschaft triumphiert, ‚die er sonst nirgends vernommen hatte‘. Der Protest des Proletariers gegen die raffinierte Kultur, die ans Ende ihrer künstlichen Uebersättigung gelangt war, ist dem Edelmann aus der Seele gesprochen. Aber nicht Rousseau, der dem Zauber der vornehmen Frau des XVIII. Jahrhunderts immer wieder erlag, sondern Chateaubriand hat über sie das Urteil gefällt. Gleichviel ob sie, das Skalpell in der Hand, gelehrten Liebhabereien nachging oder im Schäferkleid das Naturkind parodierte, er blieb ihr unbestechlicher Richter und huldigte, in der Dichtung wie im Leben, ganz anderen Idealen. Bei Rousseau aber fand er die Naturbetrachtung, die Schönheit in Empfindung auflöste und die Religion des Gefühls, die im frostigen Deismus der Aufklärung den warmen Pulsschlag des Herzens weckte, es zugleich rührte und nicht verpflichtete. Mit dem grundlegenden Prinzip des abtrünnigen Genfer Kalvinisten, nach welchem die ersten Regungen der Natur immer gut sind und alle Moral auf den Glauben von der ursprünglichen Güte des Menschen gestellt ist, dringt die Selbstherrlichkeit des Individuums in die moderne Litteratur.

„Notwendigerweise fühlen wir, bevor wir erkennen,“ schreibt Rousseau in dem von Chateaubriand überschwänglich gelobten ‚Emile‘: „die Handlungen unsres Gewissens sind keine Urteile, sondern Empfindungen ... für uns ist das Fühlen gleichbedeutend mit dem Sein.“ Es folgen die Worte der ‚Confessions‘: „Ich gleiche Keinem, den ich gesehen, und wage zu glauben, ich sei anders, als Alle, die da sind,“ die Herausforderung im Brief an Madame de la Tour: „Wer sich nicht für mich entflammt, der ist meiner nicht wert,“ das Bekenntnis an Malesherbes: „Ich kenne meine großen Fehler und fühle lebhaft mein Laster. Trotzdem werde ich voll Vertrauen zum höchsten Wesen und mit der Ueberzeugung sterben, daß von allen Menschen, die ich kannte, keiner besser war als ich.“ An dieser menschenverachtenden Ueberschätzung und Vergötterung des Ichs erkennt sich die Nachkommenschaft Rousseaus; der größte, nicht der erste derselben ist Chateaubriand. Er erschrak selbst, als er sein erstes Buch wieder las und bemerkte, welche Stelle darin das eigene — ‚das ewige Ich‘, wie er es nennt —, einnahm. Allein die Erkenntnis blieb fruchtlos und der Kultus des Selbsts wurde mit fortschreitenden Jahren zur Monomanie. „Nehmen Sie mich nicht zum Vorbild, denn ich gleiche Keinem,“ wird auch er von sich sagen: „Mein Schicksal hat nichts mit andern Schicksalen gemein . . . ich bin kein Mensch wie die andern. Was Sie von meinem Leben gesehen haben, mag es Ihnen beweisen. Sie haben lang unter meinem Dach und mit mir gelebt; sagen Sie selbst, ob meine Gewohnheiten, meine physischen und moralischen Anlagen mit etwas zu vergleichen sind? Ich darf nicht nach dem Maßstab anderer Individuen gerichtet werden, sondern vielmehr wie eine außerhalb der Gesellschaft lebende Seele.“ Nicht psychologisch, nur künstlerisch steht zwischen Chateaubriand und Jean-Jacques noch ein anderer Einfluß. Es ist der von Bernardin de Saint-Pierre: mit dem normannischen Dichter tritt die Erotik in die Litteratur. Wie Chateaubriand, ist sein 1737 geborener Vorgänger angesichts des Meeres herangewachsen und Offizier zuerst in französischen, dann in russischen

Diensten gewesen. Halb Abenteurer, halb fahrender Schüler lernte er einen großen Teil von Europa kennen, bis ihn 1768 das Geschick nach der Ile-de-France führte. Schon als Kind hatte Bernardin de Saint-Pierre für das Buch sich begeistert, das Rousseau ‚die glücklichste Abhandlung einer naturgemäßen Erziehung' nannte und im ‚Emil' verwertete. Es war de Foes ‚Robinson Crusoë'. Der Triumphzug dieses Buches durch die Weltlitteratur ist zum Ausgangspunkt der Schilderungen



Abb. 12 · Lamoignon de Malesherbes

von Reisen und Abenteuern geworden, in welche das XVIII. Jahrhundert sich mit solcher Vorliebe versenkte. Von de Foe lernte Richardson die Kunst plastischer Gestaltung und umständlicher Beschreibung nicht ganz erdichteter Vorgänge. Diese Geschichte der sittlichen und religiösen Veredlung der auf sich gestellten Individualität in einer christlichen Odyssee schuf den realistischen Roman. Aber sie erschloß auch neue Quellen der Poesie. Die Tropenwelt offenbarte sich der Kunst; auf Buffons ‚Epochen der Natur' folgen Bernardins de Saint-Pierre ‚Studien' und ‚Harmonien'; sie rechtfertigen die Vorsehung durch ihr Werk, die unerschöpfliche, unergründliche Natur. Er war nach Ile-de-France gegangen, um Wohlstand zu finden. Arm an Gütern, aber mit ‚Paul und Virginie' kehrte er zurück und wob in diese Pastorale kindlich unschuldigen Liebesglücks und tragischen Untergangs die Farbenpracht des Südens, die Seelenstimmung der Romantik und den optimistischen Glauben an eine göttliche Weltordnung und die Unsterblichkeit der Seele. So bleibt Bernardin de Saint-Pierre mit Rousseau, den er gekannt und bewundert hat, verbunden. Wie dieser läßt er die Persönlichkeit außerhalb der Gesetze und Konventionen, unter den einfachen Bedingungen des Naturlebens sich entwickeln, aber er drängt über Rousseau hinaus, indem er die theistische Weltanschauung für ein Ideal christlicher Moralität begeistert. Der Glaube an eine gesetzmäßige Ordnung der Welt ist der Protest einer spiritualistischen Denkart gegen die brutale Deutung der Materialisten und die kühle Ablehnung der Skeptiker. Wie dürftig und hinfällig Bernardins de Saint-Pierre Ueberschätzung teleologischer Beweisgründe war, erkannte zuerst Fontanes, der ihn ‚einen armen Schwachkopf', später Chateaubriand, der ihn ‚geistlos' nannte. Mit Recht ist über die Philosophie der ‚Etudes de la Nature' gespottet worden, die u. a. aus der Form der Melone auf ihre Bestimmung, ‚in der Familie gegessen zu werden', schloß. Aber es blieb der Zauber der Poesie. In den achtziger Jahren zur Berühmtheit gelangt, hat diese bilder- und stimmungsreiche Lyrik im ‚Meisterstück' Bernardins de Saint-Pierre, wie Chateaubriand ‚Paul und Virginie' bezeichnet, in doppelter Richtung ihn beeinflußt. Da gesagt wurde, dieser Roman habe ‚Atala' eingegeben, bemerkte er, Bernardins Idylle sei ihm nicht zu Handen gewesen, als er seine dramatische Urwaldgeschichte niederschrieb. „Aber," fügte er hinzu, „das war nicht notwendig, denn

ich hätte sie aus dem Stegreif hersagen können.“

Bernardin de Saint-Pierre weckte nicht nur den Genius, der unter minderwertigen Voltairianern zu verkümmern drohte, er reifte Chateaubriands Entschluß, Europa zu verlassen und, wie er glaubte, dem Beruf des Forschers und Entdeckers zu folgen.

Ein günstiger Zufall gab ihm, in der Person von Malesherbes, des Großvaters seiner Schwägerin, den Berater und Freund bei dieser Wendung seines Schicksals.

Im Jahre 1721 geboren, neunundzwanzigjährig schon Präsident des Steuergerichtshofs, ist Christian Wilhelm Lamoignon de Malesherbes, dem die Verteidigung Ludwigs XVI das Leben kosten sollte, der letzte der großen Parlamentarier und Juristen der alten Monarchie. Durch Vielseitigkeit der Bildung an den Kanzler d'Aguesseau erinnernd, schrieb er 1750 eine Kritik Buffons, dessen ‚Histoire naturelle‘ er, ein Botaniker von Fach, durch die Forschungen und Entdeckungen Linnés und Jussieus ergänzte. Als Zensor der Presse versah er den ‚Emil‘ mit seinem Siegel und schützte Rousseau und die Enzyklopädisten gegen die Strenge seines eigenen Vaters, des Kanzlers. Er zuerst beantwortete an der Spitze der parlamentarischen Opposition Maupeous Aufhebung der Parlamente durch Forderung der Generalstaaten und wurde verbannt. Freund und Gesinnungsgenosse Turgots und 1775 in dessen Ministerium berufen, gelang es Malesherbes nicht, den richterlichen Stand für die Reformen seines Freundes zu gewinnen. Wohl aber verkündete er, in der Antrittsrede nach seiner Wahl in die Akademie, die Preßfreiheit als das Tribunal und die Macht der Zukunft. Malesherbes war es, der 1787 die bürgerliche Gleichstellung der Protestanten forderte und ein Jahr später durchsetzte. Während die Parlamentarier der Maßregel widerstanden, erntete Malesherbes den feierlichen Dank eines Erzbischofs, Dillon von Narbonne, für diesen Sieg der Duldung. „Ihre Seele gereicht der Menschheit zur Ehre,“ hatte 1766 Rousseau dem Beschützer seiner Kampfesjahre geschrieben. Chateaubriand trug sich mit der Absicht einer Biographie Malesherbes', von der nichts Gestalt gewonnen hat als eine kurze Huldigung des aristokratischen Patrioten, von dem er die lebendige Tradition Rousseaus und die edelsten humanitären Gedanken des Zeitalters empfing. Auf Malesherbes, der dem Hof ebenso fern als der zweideutigen Haltung der Mirabeau und La Fayette stand, führt die ‚politische Unparteilichkeit‘ zurück, deren Chateaubriand sich wiederholt rühmt.



Abb. 13 · Bernardin de Saint-Pierre

Seit der Parteinahme Frankreichs für die amerikanischen Kolonien im Kampf gegen das Mutterland war der zuerst von Voltaire angeregten Anglomanie der Franzosen der Enthusiasmus für die junge überseeische Republik gefolgt. Für sie schlug sich unter Washingtons Fahnen die Blüte des französischen Adels. Als das politische Ziel erreicht war, blieb das Interesse für Amerika. Durch Cooks letzte Ent-

deckungsreise, zu dem Zweck, eine Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Großen Ozean aufzufinden, angeregt, versuchte schon 1789 der junge Chateaubriand, Malesherbes für den Plan einer Expedition nach dem Nordwesten Amerikas zu gewinnen, die auf dem Landweg die Erforschung desselben Problems versucht hätte. Sie würde viele Jahre beansprucht haben und wäre, wenn überhaupt, ohne Staatshilfe nicht zu verwirklichen gewesen. Die Reise, die Chateaubriand unternahm, nennt er nur die Vorbereitung zu diesem größeren Unternehmen, das niemals praktische Gestalt gewann.

Er war frei; ‚keine tiefere Frauenneigung', keine patriotischen Pflichten banden ihn an die Heimat. Im Januar 1791 ging er vorerst nach der Bretagne, erhielt von einem Kampfgenossen La Fayettes, dem Marquis de la Rouërie, einen Empfehlungsbrief an Washington, sah Combourg zum letzten Mal wieder und schiffte sich auf der Brig Saint-Pierre am 8. April 1791 ein. Mit ihm reisten französische Priester, die unter dem Abbé Nagot ein Seminar von Sulpizianern zu Baltimore gründeten, wo die Reisenden am 10. Juli landeten. Diese Daten stehen fest, auch ohne die Erwähnung des am 4. April eingetretenen Todes von Mirabeau. Nichts, sagt Chateaubriand in den ‚Mémoires d'Outre-Tombe', sei zu diesem Unternehmen vorbereitet gewesen, nichts wie ‚sein Mut und seine Phantasie'. Er hat die Reise litterarisch unzählige Male ausgebeutet, in ‚Atala' zuerst, im ‚Essai', im ‚Genius des Christentums', in den ‚Natchez' in der ‚Reise nach Amerika', in Einzelarbeiten, endlich in den ‚Memoiren'. Wissenschaftlich wertlos, geographisch ein Rätsel und einem selbstgeknüpften Netz vergleichbar, in das ihn seine Einbildungskraft verstrickte, ist diese Fahrt dennoch epochemachend geblieben. Malesherbes verlor seine Mühe, da er, mit dem jungen Träumer auf Landkarten gebückt, die Forscherpfade ihm zu ebnen glaubte. Es war das Land der Poesie, das dieser mit der Seele suchte und zu guter Stunde fand.



Die Armee Condés · Die Verbannung · Der ‚Essai'



Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit der amerikanischen Reiseberichte erhob zuerst 1826 die ‚American Quarterly Review'. Im darauffolgenden Jahr veröffentlichte Chateaubriand ‚Die Reise nach Amerika'. Es folgte in der Freiburger katholischen Zeitschrift ‚L'Invariable' der heftige Angriff eines Ungenannten, der René de Mersenne zeichnete. Er fand wenig Beachtung. Nach ihm begnügte sich Sainte-Beuve mit der leisen Rüge, Chateaubriand habe frei mit seinen Erinnerungen gewaltet. Die ‚Mémoires d'Outre-Tombe' waren erschienen. In dem wunderbar geschriebenen Buch VI gab Chateaubriand die letzte, vollendetste der vielen Darstellungen von den amerikanischen Wanderungen und, zum erstenmal, mit dem bekannten Datum der Abfahrt von Europa, 8. April 1791, jenes seiner Einschiffung in Philadelphia vom 10. Dezember 1791 und der Landung in Havre, 2. Januar 1792. Die erste Ueberfahrt beanspruchte drei Monate, die Rückfahrt 23 (Chateaubriand, der immer falsch rechnet, sagt 17) Tage. So blieben fünf Monate für die Reisen von Baltimore nach Boston und zurück nach New-York. Von dort aus sollte Chateaubriand, nach den unbestimmten Berichten seiner Darstellungen, den Niagara und die großen Seen besucht und den Ohio befahren haben, den Mississipi entlang bis nach den Floriden, ja bis Neu-Orléans, zu den Natchez und ins Gebiet der Muscolgulgen und Siminolen am Chata-Uuhe, an der heutigen Grenze Alabamas und Georgiens vorgedrungen sein, wo Atala dem gefangenen,



Abb. 14 · London 1793 · Ansicht von der Themse aus

dem Tod geweihten Geliebten, Chactas, die Bande löst. Schwieriger noch ließ sich der Rückweg von 2450 Kilometern, mit seinen Haltestellen von den Natchez bis zu jenem durch seine Ruinen berühmten Chillicothe, westlich vom Ohio, in die kurze Spanne Zeit einfügen. Fünfzig Jahre, von 1849 bis 1899, schwieg die Kritik über diese amerikanische Odyssee. Dann stellte J. Bédier verfängliche Fragen. Hat Chateaubriand thatsächlich in Philadelphia den Besuch bei Washington gemacht, dessen Schilderung weder mit den Oertlichkeiten noch mit den Lebensgewohnheiten des ‚Bevollmächtigten der Vorsehung' stimmt? Sein glänzend entworfenes Bild Washingtons kontrastiert mit der Spärlichkeit der einzigen Worte, ‚Well, well, young man', die Chateaubriand von ihm zur Antwort auf seine Bemerkung erhalten haben will, ‚leichter sei es, die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken, als wie er, ein Volk zu schaffen'. War die Anekdote von dem Pferd, das von Chateaubriand am Zügel geführt, vor einer Klapperschlange am Rand des Niagara sich bäumte, denkbar, und hat er selbst, an eine Baumwurzel sich klammernd, über dem brausenden Abgrunde geschwebt? Genügen alle Zugeständnisse zu gunsten kürzerer Marschrouten, um den Glauben zu ermöglichen, Chateaubriand, wie Faguet es noch behauptet, ‚habe nur beschrieben was er sah'. Oder hat er sich in beständige Wiederholungen einer ersten, ausgeschmückten Darstellung verstrickt und überhaupt nur die Indianer gesehen, die zu Albany zur Violine des Tanzmeisters Violet, einst Küchenjunge Rochambeaus, tanzten? Und endlich, konnte derselbe Mann, der tagtäglich ohne Aufenthalt eine legendenhafte Zahl von Kilometern hätte zurücklegen müssen, noch Zeit finden, um ‚auf seinen Knieen' jenes in London verloren gegangene Manuskript der ‚Natchez' niederzuschreiben, das 1797 ein zweites Mal zu Papier gebracht wurde?

Begann die französische Romantik mit einem Plagiat? Karten und Dokumente vergleichend, bejaht G. Bédier diese Fragen. Die Reisebeschreibungen des Jesuiten Charlevoix, 1744, des Amerikaners W. Bartram 1791, des Engländers J. Carver 1778 bis 1784, und anderer, die Chateaubriand nennt, hat er, wie er übrigens offen zugesteht, benützt und zwischen dem, was er wirklich sah, und jenem was er bei ihnen gelesen, keine Unterscheidung gemacht.

Aus ihrer Prosa und aus persönlichen Eindrücken wob er eine unsterbliche Dichtung.

Wenn das Vertrauen in seine Erlebnisse erschüttert ist, so bleibt anderseits das Problem ungelöst, wo er denn die Monate verbrachte, in denen eine neue Litteratur geboren wurde. Unter dem Blütenregen der Magnolias und der Katalpen, im Brausen des den Urwald durchtobenden Orkans, im Donner der Katarakten und an ungenannten Stätten, wo, auf Lagern von Moos gebettet, dunkle Indianerinnen sich das Haupt von dem weißen Mann bekränzen ließen, der ihnen das Leben, das sie ihm schenkten, in Reue und poetischer Verklärung zurückgab, hat er das Geheimnis seiner Wanderschaft für immer geborgen. Ein Gebot der Ehre, sagt er, rief ihn, um sich für den König zu schlagen, nach Europa zurück; den Anlaß gab ihm ein vergilbtes Zeitungsblatt mit der Nachricht von der Flucht nach Varennes, das ihm zu Chillicothe in die Hände fiel: „Ein Zwiegespräch mit meinem Gewissen warf mich auf das Welttheater zurück. Ich hatte nur diesen Zeugen meines Entschlusses, aber keinen, vor dem ich mehr zu erröten gefürchtet hätte." Auch das ist vielleicht nur halbe Wahrheit. Aus Europa flossen keine Geldmittel mehr, und Chateaubriand rechnet von diesem Zeitpunkt an mit den Geldverlegenheiten, die ihn zeitlebens bedrängten. Er verließ Amerika ohne Sympathien für diese werdende Welt; die seinigen gehörten den Naturkindern; die Bürger der Vereinigten Staaten fand er merkantil, egoistisch, geschmacklos, von einer ‚chrysogenen' Aristokratie in ihrer Freiheit bedroht, vom Protestantismus nicht auf die Höhe ihrer zivilisatorischen Aufgabe gehoben. Er bewunderte die Institutionen, nicht die Menschen, und zweifelte an der Zukunft der jungen Republik.

Nach stürmischer Fahrt und drohendem Schiffbruch in Havre gelandet, eilte Chateaubriand nach Saint-Malo zurück zu den Seinen, und dort geschah ein Unerwartetes.

Während Staat und Gesellschaft in ihren Grundfesten wankten und schon alles in Frage stand, vermochten ihn seine Mutter und Lucile, eine Freundin der Schwester, Celeste Buisson de la Vigne, zu heiraten. Sie war Waise, Enkelin eines verdienten Offiziers, in dessen Obhut sie heranwuchs, achtzehn Jahre alt und sehr vermögend. Er gedenkt ihrer blonden Locken von damals, die im Winde, am Ufer ‚des geliebten Meeres' flatterten, und gab nie vor, Neigung für sie oder den Beruf zum Ehemann gefühlt zu haben. Er bestätigt vielmehr das Gegenteil und entdeckte erst viel später, von welcher Art die Frau war, die stets reizlos für ihn blieb und unsäglich durch ihn leiden sollte. Am 19. März 1792 von einem unbeeidigten Priester ihm angetraut, begann ihre Ehe damit, daß sie die Flitterwochen in einem klösterlichen Gefängnis zubrachte. Ein demokratischer Onkel zeigte sie wegen Uebertretung des Gesetzes an, das nur kirchliche Handlungen konstitutioneller Priester duldete. Ebenso erwies sich die Berechnung falsch, durch welche Chateaubriands Familie gehofft hatte, ihm mit dem Gelde seiner Frau zünächst Mittel zum Eintritt in das Korps von Condé und hierauf eine sorgenfreie Zukunft zu schaffen. Der jungen Madame de Chateaubriand kostete die Revolution fast ihr ganzes, in Renten auf den Klerus angelegtes Vermögen. Bevor ihr Gatte sie verließ, ‚um sich für eine Sache zu opfern, die er nicht liebte,' ging er mit ihr und Lucile nach Paris. Er erzählte Malesherbes vom Niagara, verspielte, einmal und nicht wieder, eine beträchtliche Summe, begrüßte alte Freunde, begegnete Rivarol und beantwortete seine Frage, wohin er wolle, mit der Replik: ‚wo man sich schlägt'. Aber er machte kein Hehl daraus, daß er die Emigration ‚für eine Thorheit, ja für einen Wahnsinn' halte. Den 20. Juni, jenen schmerzlichsten Tag der Monarchie, an welchem der Pariser Pöbel die Jakobinermütze auf das Haupt des Königs stülpte, verbrachte Chateaubriand am Grab Rousseaus, zu Ermenonville. Mit seinem Bruder begab er sich am 15. Juli nach Brüssel, wo er die Uniform des Regiments Navarra wieder anlegte. In seinem Gepäck lag, als einziger Schatz, das Manuskript von ‚Atala'.

Zu Trier, wo er sich mit seinem Korps vereinigte, fanden die bretonischen Kame-



Abb. 15 · Häuser in Holborn

raden, er habe auf sich warten lassen, und es drohte ein Duell.

Chateaubriand ließ Paris und Saint-Malo unerwähnt, sprach von Amerika und verlangte die Feuertaufe.

Er erhielt sie unter den Mauern von Thionville, am 6. September, als Soldat der VII. Kompagnie des vom Herzog von Bourbon befehligten III. Korps der Armee von Condé. Ein paar Tage nach Goethe, der am 2. September die Uebergabe Verduns miterlebte, zog Chateaubriand dort ein. Sie erzählen beide, der deutsche Dichter mit genauer Beobachtung, der Franzose kürzer und nach der Erinnerung die Begebnisse, ‚die, ans Wunderbare grenzend, zur Niederlage ihrer Sache sich verschworen'.

Am 16. Oktober, im Lager von Longwy, löste sich Chateaubriands Korps auf. Er hatte noch 18 Livres in der Tasche, eine Schußwunde am Bein, und die Blattern brachen bei ihm aus. Das damals erlittene Elend gestaltete er 1822, als Botschafter in London, zu dem Kunstwerk von Wahrheit und Dichtung der ‚Mémoires d'Outre-Tombe'. Er schleppte sich fieberkrank und in Lumpen gehüllt bettelnd bis Ostende, schiffte nach Jersey über und brach bei seinem dahin geflüchteten Onkel Bedée besinnungslos, in tötlicher Krankheit zusammen. Die Trauergewänder der Seinen verrieten dem Genesenden die That vom 21. Januar. An der Schwelle der Emigranten pochte immer vernehmbarer die Not. Mit einigem Geld, das er aus Saint-Malo zugeschickt erhielt, beschloß er nicht länger Anderen zur Last zu fallen, sondern in London seinen Lebensunterhalt zu suchen. Er warf Blut aus und der Arzt gab ihn verloren, als er dorthin gelangte. In einer elenden Mansarde Holborns erlebte er Tage, da er, um seinen Hunger zu täuschen, Gras und Papier kaute, und auf seinem Strohlager ohne Decke stellte er den einzig vorhandenen Stuhl auf seine Kleider, um sich einigermaßen vor der Kälte zu schützen. Der tragischen Lage fehlte die komische Seite nicht. Chateaubriands Vetter, de la Bouëtardais, saß in seiner alten, roten Amtsrobe neben ihm auf seinem Strohsack und begleitete sich, bretonische Lieder singend, zur Guitarre. Aber ein anderer bretonischer Leidensgenosse wurde wahnsinnig und machte einen Selbstmordversuch, nachdem sie tagelang nur etwas Brot genossen hatten. Währenddem mähte die Sichel der Guillotine die Seinen nieder wie eine reife Saat. Aus Zeitungsberichten erfuhr Chateaubriand den Tod seines Onkels Pierre, seines Bruders, seiner Schwägerin, den von Malesherbes und seines ganzen Geschlechtes. In den Gefängnissen von Rennes schmachteten ein Jahr lang die Gattin, die Schwestern Lucile und Madame de Farcy. Seine Mutter, die nach Paris in die Conciergerie gebracht worden war, mußte nach dem Thermidor gezwungen werden, die Kerkermauern mit der Freiheit zu vertauschen, so verhaßt war ihr das Leben geworden. Combourg lag verwüstet und in ein Staatsgefängnis verwandelt. Marigny, der Wohnsitz der ältesten Schwester, wurde der Sammelplatz der Royalisten. Sie selbst, die alle Geschwister überleben sollte und 1860 101 Jahre alt starb, bewährte die Ueberlieferungen ihrer Rasse und beteiligte sich an der Chouannerie. La Rochejaquelein, der Held und Führer der Vendéer, schenkte auf ihre Bitten achthundert gefangenen Republikanern das Leben. Gräfin Marigny ging hierauf nach Rennes und erbat vom revolutionären Tribunal die Freilassung der Ihrigen zum Lohn für diese That. Der Vorsitzende des Blutgerichts entgegnete, das beweise nur, wie gefährlich sie sei. Die Republik habe genug Soldaten und kein Brot; was sie gethan habe, verdiene keinen Dank. Die mutige Frau entkam mit knapper Not ihren Verfolgern. Später erschien sie bei den Verhandlungen, die der Bretagne im Jahre 1800 den Frieden zurückgaben.

In London traf Chateaubriand auch die Kunde von einem andern tragischen Vorgang. Sein Jugendgefährte Gesril de Papeu war emigriert und schloß sich im Juni 1795 dem Expeditionskorps an, das unter Sombreuils Befehlen an der bretonischen Küste, vor der Halbinsel Quiberon, landete, um 30 000 dort versammelten Chouans mit ihren Weibern und Kindern zu Hilfe zu kommen. Nach Einnahme des einzigen gegen die Landseite schützenden Forts durch Hoche und die Republikaner mußte dieses Korps, zwischen die Angreifer und das sturmgepeitschte Meer gedrängt,

sich am 20. Juli ergeben. Nach Darstellung der Royalisten, weil eine Kapitulation allen, mit Ausnahme Sombreuils, das Leben sicherte. Jedenfalls glaubten sie an den Abschluß einer solchen und nur 1500 Mann retteten sich auf die englischen Schiffe. Chateaubriand erzählt in dem 1812 verfaßten Teil seiner Memoiren wie Gesril sich ins Meer warf und an die englische Korvette ‚Lark' heranschwamm, um sie zur Einstellung des Feuers zu veranlassen. Man warf ihm ein Seil. Er aber kehrte mit dem Ruf, er sei Gefangener auf Ehrenwort, ans Land zurück. Ein Brief des jungen Mannes an seinen Vater schildert den Vorgang. Er ist aus dem Gefängnis datiert, aus welchem, monatelang, 681 Opfer herausgeholt und standrechtlich erschossen wurden. Am 27. August 1795 fiel auch Gesril, dessen That Chateaubriand mit jener des Regulus vergleicht, unter den Kugeln der Republikaner.

Chateaubriand wäre zu London unter der Last physischer Entbehrungen und moralischer Erschütterungen zusammengebrochen, hätte ein bretonischer Landsmann, der royalistische Journalist Peltier, ihm nicht die rettende Hand gereicht. Er fand ihm Uebersetzungsarbeiten und ermutigte zur Vollendung eines bereits begonnenen Buchs. Es war der ‚Essai historique, politique et moral sur les Révolutions anciennes et modernes, considérées dans leurs rapports avec la Révolution francaise'. Mit dem Motto aus Tacitus: ‚Experti invicem sumus ego ac fortuna', widmete es der Autor allen Parteien. Es erschien zu Beginn von 1797 bei Deboffe, dessen Vorschüsse es Chateaubriand ermöglichten, die von der englischen Regierung den Emigrierten gewährte Unterstützung nicht zu beanspruchen.

Als Chateaubriand 1826 das Jugendwerk mit Noten versah, die es erläuterten und widerlegten, fällte er das Urteil, es sei in litterarischer Hinsicht abscheulich und lächerlich: „ein Chaos, in welchem Jakobiner und Spartaner, die Marseillaise und die Gesänge des Tyrtäus, das Lob Jesu Christi und die Verurteilung des Mönchtums, die goldenen Verse des Pythagoras und die Fabeln des Herzogs von Nivernois, Ludwig XVI, Agis, Karl I, das Schicksal, die Melancholie, der Selbstmord, die Politik, ein kleiner Ansatz zu ‚Atala', Robespierre, der Konvent, Zeno, Epikur, Aristoteles sich begegnen, alles das in einem barbarischen, schwulstigen Stil, voller Sprachfehler und Idiotismen. Allein man wird auch einen jungen Mann darin finden, den das Unglück mehr exaltierte als niederschlug, und dessen Herz seinem König, der Ehre und dem Vaterland gehört."

Allein auch dieser Versuch, wenigstens den monarchischen Glauben des ‚Essai' zu retten, ist nicht haltbar. Bereits in der Einleitung werden Monarchisten und Emigrés ‚den Sekten' der Jakobiner und Girondisten gleichgestellt. Der ‚Essai' steht vorwiegend unter dem Bann Rousseaus. Die litterarischen Quellen des einen sind die des andern und in dieser Beziehung war der ‚Essai' schon bei seinem Erscheinen nicht nur ein unreifes und verfehltes, sondern ein veraltetes Buch. Aber es ist vor allem deshalb wichtig, weil es den Schleier von der bis da verhüllten intellektuellen Welt Chateaubriands hinweghebt und Einblick in seinen Werdegang gewährt. Eine umfassende Lektüre der Alten bereicherte von da an seine Prosa mit den Schätzen klassischer Dichtung; die alten Historiker wurden ihm ebenso vertraut wie Hume und Robertson, während er weder Burke noch Gibbon nennt. Gleich Rousseau hat auch er die Litteratur der Kirchenväter nicht unbeachtet gelassen. Von englischen Dichtern bewunderte er Milton, Dryden, Pope, unter den neueren Young, Sterne, Gray, Beattie, Richardson, vor allem Macphersons ‚Ossian', ‚diesen keltischen Homer', wie man ihn nannte, dessen Echtheit der ‚Essai' noch festhält. Wie vieles sein Verfasser dieser Dichtung und der melancholischen Stimmung der englischen christlichen Moralpoesie verdankt, hat bereits Taine hervorgehoben. Die beginnende englische Romantik dagegen und die Offenbarung, die sie brachte, entdeckte der junge Chateaubriand nicht. Er blieb in der Poesie bei der klassischen Periode, in der Kontroverse bei den Argumenten des christlich gefärbten Deïsmus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Leslie Stephen, der Historiker desselben, hebt hervor, wie Rousseau ‚mit sklavischer Unterordnung' die Waffen zum doppelten Kampf gegen Orthodoxie und Verneinung im Arsenal des rationalistischen

Theologen Samuel Clarke entlehnt habe. Aehnliches gilt von Chateaubriand, der noch im ‚Genius des Christentums‘ Clarke, ‚ein Genie‘, Leibnitzen gleichstellt. Allein er hat keine Ahnung davon, daß dieser nüchtern rationalen Begründung einer natürlichen Offenbarung und der von ihr abgeleiteten utilitaristischen Moral in England der Boden schon seit 1736 entzogen war, wo ein seltener, noch heute nachwirkender Erfolg des späteren Bischofs J. Butler ‚Analogie zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion‘ begrüßte. Kant lernte das Buch 1756 kennen. Seine Pflichtlehre berührt sich aufs engste mit dieser christlichen Ethik, nach welcher das unfehlbare Orakel in jedes Menschen Brust, das Gewissen, das unaufgeklärte, fortwirkende Wunder ist, durch welches Gott sich offenbart und die Seele auf ihre künftige Bestimmung vorbereitet. Chateaubriand dagegen schwärmt gleichzeitig für Clarke und den ‚Emil‘, der den Begriff des selbstherrlichen, durch Neigung bestimmten Gewissens aufstellt. Obwohl er sich im Essai zu Montesquieu bekennt, sieht er, wie der Verfasser des Contrat social, in Gesetzen und Institutionen das Unglück der Menschen und kennt nur eine Freiheit, die des Naturzustandes. Außer dieser bleibt die Wahl zwischen unvermeidlichen Uebeln und sozialen Absurditäten. Die Geschichte wiederholt sich, sie verbessert sich nicht, die gleichen Mißstände und Leidenschaften erzeugen die gleichen Enttäuschungen und führen zu denselben Ergebnissen, gleichviel wie die Regierungsform heißt, die stets im Despotismus endet. In der Theorie ist das Prinzip der Volkssouveränität das einzig richtige; in der Praxis wäre es besser, nackt in die Wälder zu fliehen, als ihr Joch zu tragen. Das Beispiel Ludwig XVI beweist, daß es erträglicher ist, von Bösewichtern wie von Schwächlingen regiert zu werden. Die Revolutionen sind die Opfer, die sie kosten, nicht wert, obwohl stets einiges Gute, das die Zeitgenossen nicht erkennen, sie überdauert. Aber Pitt ist dennoch im Recht, wenn er eine große Nation zum Kampf aufbietet und, wie Atlas, eine in Ruinen fallende Welt auf den Schultern trägt. Die Frage, wer für den Zusammensturz verantwortlich sei, beantwortet der Verfall der christlichen Welt. Er beginnt mit den Kreuzzügen und vollzieht sich in der Renaissance. Die Reformation untergräbt die Priesterherrschaft und entfesselt die Gedankenfreiheit. Der Fanatismus verschuldet die Religionskriege und den Widerruf des Ediktes von Nantes. Mit der Regentschaft naht das Ende. Nachdem Bacons experimentale Methode aller wahren Erkenntnis die Wege gewiesen hatte und Descartes den methodischen Zweifel zum Prinzip der Philosophie erhob, folgte die Skepsis von Bayle, die alle bestehenden Systeme verwirft und nichts an ihre Stelle setzt. Auch die Enzyklopädisten verstanden nur zu zerstören. Das XVIII. Jahrhundert zählt nicht mehr als drei wahrhaft große Geister: Fénelon, Montesquieu, J. J. Rousseau. Fénelon hat besser als Plato den gesellschaftlichen Zustand erkannt. Der ‚Telemach‘ enthält alle lebensfähigen Ideen unserer Tage; er atmet Freiheit, prophezeit die Revolution und ist die erste jener Schriften, die den Umschwung der Ideen in Frankreich herbei-

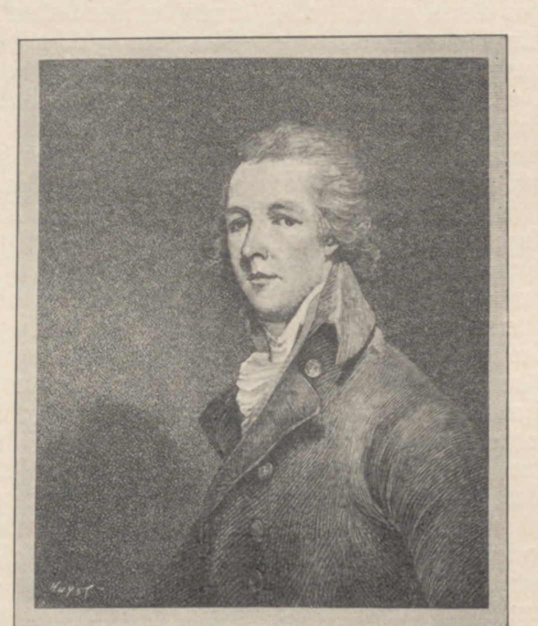


Abb. 16 · William Pitt

führten. Montesquieu zieht aus der Erforschung der politischen Institutionen den Schluß, die beschränkte Monarchie verdiene den Vorzug, weil er ‚in allen Dingen die Ueberschätzung der Vernunft für schädlich hält und überzeugt ist, daß die gemäßigten, vermittelnden Anschauungen den Menschen besser als die Extreme entsprechen‘.

Rousseau endlich hat die Revolution beschleunigt, den Weisen im ‚Emil‘ einen Schatz, der Menschheit ein niemals zu verwirklichendes System hinterlassen. „Hätte ich,“ schreibt Chateaubriand, „zu seiner Zeit gelebt, ich würde sein Jünger geworden sein. Aber ich hätte meinem Meister zu schweigen geraten. Die Mysterien des Pythagoras und der Priesterkasten des Orients verbergen mehr Weisheit als wir ahnen.“

Chateaubriand, den der Atheismus im Bund mit fanatischer Verfolgungswut empört und der Alba und Robespierre gleich schuldig findet, bekennt sich, wie ‚Emil‘ zum Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars. Er leugnet, wie dieser, die Gottheit Christi, spricht von dem rührenden, allegorischen, aus platonischen und orientalischen Mythen und Ideen auferbauten Roman seines Lebens, verwirft das Wunder und lehnt das historische Christentum, ‚eine Geschichtsfälschung‘, ab. Weder vom Mittelalter noch vom XVII. Jahrhundert ist im ‚Essai‘ die Rede. Als die seitdem veröffentlichten, handschriftlichen Noten Chateaubriands, von 1797, in einem Exemplar des Buches Sainte-Beuve in die Hände fielen, schienen sie ihm noch bitterer und destruktiver, als der Text selbst. Thatsächlich blieb kaum etwas hinzuzufügen. Mit demselben Pessimismus, wie die Vergangenheit, beurteilt Chateaubriand das XVIII. Jahrhundert. Er belastet die Philosophie mit der Verantwortung für den Verfall der Sitten und des Geschmacks, für die Leere der ausschließlich intellektuellen Bildung, die das Herz vergaß und nie in die Regionen drang, wo das absolute Denken versagt. Den Versuch, einen die Religion ausschließenden gesellschaftlichen Zustand vor Auflösung zu bewahren, verwirft er als unmöglich und schließt mit der offen gelassenen Frage, welche Religion das Christentum ersetzen werde? Der ‚Essai‘, obwohl den alten Freunden in Paris empfohlen, befriedigte keine der sich bekämpfenden Weltanschauungen und blieb schon deswegen fast unbeachtet. Die Emigration, deren religiösen und monarchischen Glauben er verletzte, wurde auf Chateaubriand als einen Widersacher aufmerksam. Mit Abbé Delille, dem nach England geflüchteten Dichter der ‚Gärten‘, mit Graf Montlosier, den er später ‚einen verfehlten Pascal‘ nannte, trat er dennoch in freundliche Beziehungen. Es blieb nicht gleichgiltig für seine nächste Zukunft, daß er mit Priestern und Laien verkehrte, deren Beispiel das seit der Reformation in England herrschende Vorurteil gegen katholisches Wesen zum erstenmal durchbrach. Frauen, die Chateaubriand damals kennen lernten, sagten: ‚er trage sein Herz in der Schlinge‘. Sie sahen die frischen Spuren durchlebter Erfahrung. Eine Gesellschaft englischer Archäologen bedurfte zur Entzifferung altfranzösischer Manuskripte der Beihilfe eines Sprachkundigen. Chateaubriand bot sich an und kam infolgedessen zu Mr. Yves, dem gelehrten anglikanischen Rektor von Beccles, in der Grafschaft Suffolk. Er nannte sich Combourg, da die Engländer seinen Namen nicht auszusprechen wußten. Bei Mr. Yves und den Seinen fand er die freundlichste Aufnahme und eine Idylle, deren Gegenstand die liebreizende, fünfzehnjährige Tochter des Hauses war. Sie hieß Charlotte, sang und las mit dem jungen Fremden Dante und Tasso. Er sagt nicht, wie lange sein Aufenthalt in diesem Haus dauerte, und fand die Mutter kaum weniger anziehend wie die Tochter. Als die Stunde des Abschieds nahte, bot Mrs. Yves, die nichts von ihm als seine Armut, seine Verlassenheit und seine herben Schicksale kannte, ihm mit der Hand Charlottens eine Heimat und das Glück. Er sank der erstaunten Dame weinend mit dem Ausruf, er sei verheiratet, zu Füßen, und sagt, sie sei ohnmächtig geworden, nachdem sie das Geständnis vernommen hatte. Zu London, wohin er zurückfloh, glaubten die Freunde ihn geistesgestört. Er bekennt, wie er damals seine Ehe verwünscht und von der ihm zugedachten Gattin geträumt habe, ‚wie man in der Nacht von Rosen träumt, die man nicht mehr sieht‘. Char-

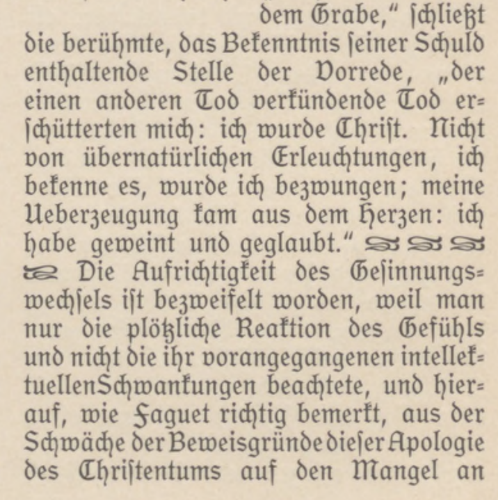
lotte verzieh und vergaß, heiratete drei Jahre später den Admiral Sulton und wurde Mutter mehrerer Kinder. Sie war Witwe, Chateaubriand Botschafter Ludwigs XVIII in London, als sie sich 1822 dort wieder sahen. Er fand sie nicht nur im Zauber der Erinnerung noch schön und verewigte sie unter den Frauengestalten, denen die ‚Mémoires d'Outre-Tombe' den Kranz flechten.

In London tauchte 1797 der durch die Aechtungen vom Fruktidor aus Frankreich verbannte Fontanes auf. Chateaubriand und er wurden unzertrennliche Gefährten, durchwanderten zusammen die große Stadt und die Umgegend, und lasen sich ihre Dichtungen vor, Fontanes ‚La Grèce sauvée', Chateaubriand den Roman der Wildnis, ‚Les Natchez',' mit seinen Episoden ‚René' und ‚Atala'. Obwohl dem klassischen Geschmack Fontanes ‚nichts antipathischer als diese junge Romantik sein konnte, verstand er die Sprache, die er nicht redete und war der erste, Schöpfungen zu bewundern, ‚welche die französische Einbildungskraft erneuerten'. „Arbeiten Sie, arbeiten Sie . . . die Zukunft gehört Ihnen," schrieb er aus Deutschland, nachdem er im Juli 1798 sich von seinem Freund getrennt hatte.


Abb. 17 · Montesquieu

Bald darauf, im Herbst, erhielt Chateaubriand einen lange verzögerten Brief seiner Schwester, Madame de Farcy. Die einst so lebensfrohe, begabte Frau hatte sich nicht mehr von den Folgen ihrer Einkerkerung erholt und lebte nur noch ihrer einzigen Tochter und der Vorbereitung auf die Ewigkeit. Bei ihr in der Bretagne war die Mutter gestorben. Madame de Farcy meldete ihren Tod und wie die Verirrungen des Sohnes ihre letzten Tage noch mehr verdüsterten. Wüßte er, fügte sie hinzu, wie sehr nicht nur alle Frommen, sondern alle Vernünftigen ihn beklagten, so würde ihm das vielleicht die Augen öffnen und den Entschluß eingeben, der Schriftstellerei zu entsagen. Mit Worten der Liebe rief ihn die Schwester zu den Seinen zurück. Allein sie starb, ohne ihn wiedergesehen zu haben, am 26. Juli 1799. Im Oktober desselben Jahres schrieb Chateaubriand an Fontanes: „Gott, der in mein Herz sah und es weder in den Sünden des Ehrgeizes noch in den Greueln des Goldes verstrikt fand, wußte den Thon, den er geformt hatte, in seiner Eitelkeit zu treffen, weil er seine Stärke und seine Schwäche kannte: es war die Liebe zu den Meinigen. Er nahm sie mir, damit ich den Blick zu ihm erheben sollte."

Tag und Nacht, oft fünfzehn Stunden ohne Unterbrechung arbeitete er, seitdem die Todesnachricht seiner Mutter ihn erreicht hatte, an einem neuen Buch, das er ihrem Andenken zum Sühnopfer weihte. „Diese Stimmen aus dem Grabe," schließt die berühmte, das Bekenntnis seiner Schuld enthaltende Stelle der Vorrede, „der einen anderen Tod verkündende Tod erschütterten mich: ich wurde Christ. Nicht von übernatürlichen Erleuchtungen, ich bekenne es, wurde ich bezwungen; meine Ueberzeugung kam aus dem Herzen: ich habe geweint und geglaubt."



Die Aufrichtigkeit des Gesinnungswechsels ist bezweifelt worden, weil man nur die plötzliche Reaktion des Gefühls und nicht die ihr vorangegangenen intellektuellen Schwankungen beachtete, und hierauf, wie Faguet richtig bemerkt, aus der Schwäche der Beweisgründe dieser Apologie des Christentums auf den Mangel an

Ueberzeugung schloß. Allein viele Stellen des ‚Essai‘ verraten deutlich, wie wenig sein verworrener Skeptizismus den Verfasser selbst befriedigte, und sein Geständnis, die Moral der Philosophen habe versagt, war bereits von der Frage begleitet, welcher stolze Philanthrop unter diesen Verächtern der Religion sich mit einfachen Priestern vergleichen dürfe, die Heiligkeit des Lebens mit glühender Nächstenliebe verbänden? „Wenn das Christentum in Frankreich nicht ausgestorben ist, verdankt es sein Fortbestehen diesen Freunden der Kleinen und Armen, die das harte Los des Volkes teilen und durch den Heldenmut ihres Glaubensbekenntnisses und ihrer Hingebung die Sünden ihrer verweltlichten Brüder ausgleichen . . . Es ziemt sich nicht, mit solchen Wohlthätern ihres Geschlechts, die alles, selbst das Leben opfern, wegen einiger Strenge der Meinungen ins Gericht zu gehen.“

Die Abneigung gegen andre Formen christlichen Bekenntnisses, die bei Chateaubriand schon in den Vereinigten Staaten zu Tage getreten war, milderte sich in England nicht. Er äußerte gegen Fontanes, ‚in religiösen Dingen sei er Papist, in der Politik Anglikaner‘; schon im ‚Essai‘ heißt es, der anglikanische Klerus werde, ungeachtet seiner großen Verdienste, den Ruin der Religion nicht aufhalten: „der Protestantismus ist auf meine Landsleute nicht berechnet. Sie würden einen Geistlichen, der sich ihnen nur des Sonntags zeigte, verabscheuen. Sie verlangen den volkstümlichen Pfarrer, den sie zugleich vergöttern und wie einen der Ihrigen behandeln. Der Franzose ist vor allen Menschen liebebedürftig; er bedarf lebendigen Gedankenaustausch, warme Worte und Intimität.“ „Nur eine sinnliche Religion ist für das Volk gemacht.“

Chateaubriand hat niemals behauptet, den eigenen Glauben wie eine beseligende Gewißheit wiedergefunden zu haben. Vielmehr spricht er in den Memoiren von kalten Luftzügen des Zweifels, die in seiner Seele über die ersten, frischen und blühenden Saaten religiöser Erkenntnis gestrichen seien und wie diese Wechsel von Zweifel und von Glauben lange Zeit hindurch sein Leben mit Verzweiflung und Empfindungen unaussprechlichen Glückes erfüllten.

Die Selbstüberhebung Chateaubriands, die uns das Bild des Menschen verdunkelt, schloß die Reue des Christen über wohl erkannte Fehler nicht aus. Später des Abschieds vom Grab einer geliebten Frau gedenkend, schrieb er: „Mein Schmerz gefiel sich in der Vorstellung, es sei damals das letzte derartige Band gerissen. Und doch, wie schnell habe ich, wenn auch nicht vergessen, so doch, was mir so teuer war, ersetzt! So gerät der Mensch von Ohnmacht zu Ohnmacht. Die Armseligkeit unsrer Natur ist so groß, daß wir, in unserm flüchtigen Elend, immer wieder abgenützter Ausdrücke uns bedienen, obwohl es Worte gibt, die nur einmal ausgesprochen werden sollten, weil Wiederholung sie entweiht.“

Chateaubriand, wenn er sein Herz bloßlegte, hat es bitter beklagt, wie es ihm nicht gelungen sei, den alten Menschen zu überwinden. Diejenigen, die auf den Versuch dazu verzichteten, sind streng mit ihm ins Gericht gegangen und haben das Wort Pascals gegen ihn angerufen: „Die Menschen verwechseln oft ihre Einbildungskraft mit ihrem Herz und glauben sich bekehrt, weil sie daran denken, sich zu bekehren.“ So darf, so mag der konsequente Christ sprechen. Aber Pascal teilte Saint-Cyrans Ansicht, es habe stets nur ein Häuflein konsequenter Christen gegeben. Unter den andern, den Neophyten, im Vorhof des Tempels seine Schwelle bekränzend, steht Chateaubriand. Um die Mitternachtsstunde des scheidenden Jahrhunderts, allein mit sich und zu London schrieb er das Gebet nieder, mit welchem die erste Auflage des ‚Genius des Christentums‘ schließt: „Schöpfer des Lichts, verzeih’ unsere Verirrungen. Waren wir unglücklich genug, Dich in der Vergangenheit zu verkennen, so sind wir aufgewacht. Nicht vergebens rollten Deine Donner über uns, nicht vergebens sahen wir hundert Jahre mit ihren Verbrechen, ihren Geschlechtern und Allem, das wir liebten, im Abgrund verschwinden. Die Vergänglichkeit des Lebens hat uns erschüttert. Wir empfanden, wie vergeblich es sei, gegen Dich ankämpfen zu wollen. Mit dem Propheten, o Herr, wollen wir künftig Dich preisen. Verwirf uns nicht!“

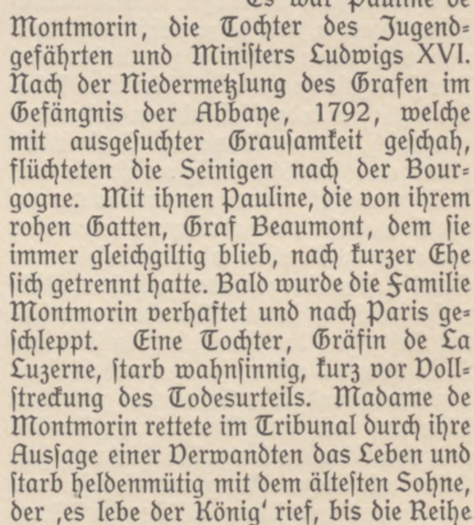
Chateaubriands Rückkehr aus der Verbannung

it fortschreitender Arbeit kam Chateaubriand zur Ueberzeugung, nur in der Heimat könne das Werk, mit dem er sich trug, zum Abschluß gelangen. Bei Dulau in London, einem ehemaligen Benediktiner, dessen Verlagshandlung noch heute besteht, war der erste Band Ende 1799 bereits gedruckt worden. Er führte den Titel: ‚Von den poetischen und moralischen Schönheiten der christlichen Religion und ihrer Ueberlegenheit über alle andern Kulte der Welt.' Diese Auflage wurde nicht fortgesetzt. Am 19. Februar 1800 meldete ein Brief Chateaubriands an Fontanes seine Absicht, nach Paris zurückzukehren; im Mai traf er dort ein. Er reiste, weil er noch auf der Emigriertenliste stand, unter dem Namen Lassagne. Arm wie er aus Frankreich gegangen war, kehrte er nach acht Jahren wieder. Fontanes verschaffte ihm eine kleine Wohnung, den Verleger Migneret und 25 Louisd'Or. Ungleich größer war die Wohlthat, ihm in dem entscheidenden Lebensabschnitt den verständnisvollen Freundeskreis zuzuführen.



Abb. 18 · Joubert

Fontanes verkehrte viel mit dem 1754 geborenen Joubert. Dieser galt für einen gelehrten Sonderling, weil er Aemtern und Würden mit demselben Eifer auswich, den andere aufbieten, um sie zu erhalten. Die ihn näher kannten, schätzten ihn als einen der zartsinnigsten, liebenswürdigsten Menschen. An den Alten und an den besten Schriftstellern der christlichen Welt geschult, schwelgte er in Ideen und kam nie dazu, seinen Entwürfen die Form zu geben, weil er sich nie genug that. Man hat nichts von ihm als reizende Briefe und Aphorismen, die ihm eine Stelle unter den französischen Moralisten sichern. Sie sind geistreich, aber subtil und etwas gekünstelt, der Ausdruck einer Persönlichkeit, die mit den Worten gekennzeichnet worden ist, sie gleiche einer Seele, die von ungefähr einem Körper begegnet sei, und sich wie sie könne, aus der Verlegenheit ziehe. Einen Egoisten, der nur an andere denke, Plato mit dem Herzen La Fontaines, nannte ihn Chateaubriand. Im Leben wie im Denken ein Eklektiker, dem sittliche Vollendung als das Höchste galt, lebte Joubert zwischen Gattin und Kind unter seinen Büchern am liebsten auf dem Lande. Dort, zu Villeneuve-sur-Yonne in der Bourgogne, ließ er die revolutionären Stürme vorüberziehen und begegnete einer jungen Frau, deren tragische Schicksale in den Annalen des Schreckens kaum überboten werden. Es war Pauline de



Montmorin, die Tochter des Jugendgefährten und Ministers Ludwigs XVI. Nach der Niedermetzlung des Grafen im Gefängnis der Abbaye, 1792, welche mit ausgesuchter Grausamkeit geschah, flüchteten die Seinigen nach der Bourgogne. Mit ihnen Pauline, die von ihrem rohen Gatten, Graf Beaumont, dem sie immer gleichgiltig blieb, nach kurzer Ehe sich getrennt hatte. Bald wurde die Familie Montmorin verhaftet und nach Paris geschleppt. Eine Tochter, Gräfin de La Luzerne, starb wahnsinnig, kurz vor Vollstreckung des Todesurteils. Madame de Montmorin rettete im Tribunal durch ihre Aussage einer Verwandten das Leben und starb heldenmütig mit dem ältesten Sohne, der ‚es lebe der König' rief, bis die Reihe

an die Mutter kam. Den Wunsch Madame de Beaumonts, mit den Ihrigen zu sterben, vereitelten die Häscher, die sie, weil zu schwach und elend für den langen Transport, vom Karren stießen und in der Nähe des väterlichen Schlosses auf der Landstraße liegen ließen. Der Hingebung eines armen Paares, in dessen Hütte sie den Winter 1793/94 verbrachte, verdankte sie die zweifelhafte Wohlthat des Lebens. So lernte Joubert sie kennen. Sie wurde der Gegenstand seiner ritterlichen Hingebung, fast eines Kultus, und nach und nach die Vertraute seiner Gedanken. Er wertete ihre Bildung hoch genug um lieber als mit Fontanes, mit Madame de Beaumont von Kant zu reden, den er in lateinischer Uebersetzung ,wie Straußeneier an denen er sich den Kopf aufschlage', studierte und dessen Morallehre ihn doch tief ergriff. Sie hatten Meinungsverschiedenheiten über die religiösen Kämpfe des XVII. Jahrhunderts. Joubert war ein Freund der Jesuiten; seine Freundin hielt zu Pascal. Sie hatte mit Malesherbes, Alfieri, Frau von Staël verkehrt und im Umgang mit André Chénier ihren Geschmack zu attischer Feinheit gebildet. Da sie nicht ausgewandert war, erhielt sie 1795 einen Teil ihres Vermögens zurück und lebte zeitweilig zurückgezogen in Paris. Froh konnte sie nie mehr werden; aber sie trug ihren Schmerz mit der stoischen Ergebung eines starken Willens, — ein Lungenleiden bedrohte bereits ihr Dasein—, wenn sie auch mit Hiob fragte, warum das Licht den Unglücklichen leuchte, und Port-Royal, um dahin zu flüchten, zurückwünschte. Joubert mahnte an die Pflicht zu leben und versah sie mit Lektüre; einem intimen Freundeskreis verschloß sie sich nicht.

Da erschien der zweiunddreißigjährige Chateaubriand. Sie sah ihm nicht ungestraft in die Augen, die in den Farben des Meeres spielten, und mit dem Lächeln, dessen Zauber Molé mit jenem Napoleons vergleicht, ,wenn es beiden zu lächeln gefiel', ließ sie sich ins Dasein zurücktäuschen. Hat Chateaubriand sie jemals geliebt? Sie selbst hat es erst zu Rom und auf dem Sterbebett geglaubt, als sie — ,beglückt und verzweifelt' — ihre Seele in seinen Armen aushauchte. Ihr Bild entspricht seiner Bemerkung, ,sie sei nicht schön, eher das Gegenteil', gewesen. Aber sie hatte wunderbare, seelenvolle Augen und blieb, unter allen Frauen die er kannte, die einzige, die Einfluß auf seinen Genius übte. Sie gab ihm, was er begehrte, den Kultus des innigsten Gefühls, die Vibration seelischer Leidenschaft, das bewundernde Verständnis der Sympathie, die unter dem Eindruck seines Wortes in allen Fibern erzitterte. Schwermut und Schönheitssinn, die melancholische Weltbetrachtung, das ,Taedet animam meam vitae meae' war beiden gemein. Die andern fanden ihn schweigsam, mehr Engländer als Franzose in der etwas förmlichen Haltung, aber doch gerne bereit, liebenswürdig und herzlich sich in vertrautem Umgang zu geben.

Zum Kreis von Madame de Beaumont gehörten Chênedollé, der obwohl begabt, als Dichter nie durchdrang, aber als Mensch besonders liebenswert erscheint; der junge Mathieu Molé, der seinem historischen Namen schon in der Jugend Ehre machte; Pasquier, der, wie Molé, bald von Napoleon verwendet und unter dem Kaiserreich für die höchsten Würden des Staates geschult wurde; der strenge, Ehrfurcht gebietende Bonald, dessen ,Theorie der Macht' und ,Primitive Gesetzgebung' der monarchisch-theokratischen Reaktion die unbeugsame Lehre geben sollten.

Zur Bewunderung des kleinen Kreises für den ersten Konsul, dem Gesellschaftsretter, gesellte sich der Umstand, daß Joubert, besonders aber Fontanes mit Madame Bacciochi und Lucien Bonaparte in persönlichem Verkehr standen und Chateaubriand mit letzterem zusammenführten. Luciens erfolgreiches Eingreifen bei dem Staatsstreich des Brumaire gab ihm Ansehen und Einfluß; er selbst beanspruchte litterarische Bedeutung und las Chateaubriands Manuskript, den Stift in der Hand. Das Kapitel ,über die atheistischen Könige' fiel dieser Zensur zum Opfer.

Die erste Pariser Auflage von 1801 kaufte Chateaubriand unvollendet zurück, um noch einmal das Ganze durchzuarbeiten, aber er unterzeichnete bereits als Autor des Genius des Christentums einen ,Brief an Fontanes'. Das Buch von Frau von Staël über die Litteratur war

erschienen. Es verkündete den Sieg des nordischen über den romanischen Geist, des Genies über die Regel, des Ernstes über den Spott, stellte der Litteratur zur Aufgabe, im Einklang mit den republikanischen Institutionen die Idee des Fortschritts und die Moralität zu fördern und gab eine Fülle neuer Gesichtspunkte und origineller Gedanken. Fontanes verwarf im ‚Mercure' die von Frau von Staël verfochtene Theorie der Perfektibilität. Chateaubriand folgte, sprach von der Verfasserin in verletzendem Ton, erklärte, er sei Christ, und glaube nicht an das Ideal der Vervollkommnung menschlichen Könnens, sondern an Jesus Christus, nicht an Philosophie, sondern an Religion.



Abb. 19 · Pauline de Beaumont

Kurz darauf, im Frühjahr 1801, erschien ‚Atala oder die Liebe zweier Indianer in der Wildnis'. Die Episode war jener episch-phantastischen Schilderung des Naturlebens, den zweimal niedergeschriebenen ‚Natchez' entnommen. Im Mittelpunkt dieser ungleichwertigen, aber mit jugendlicher Schöpferkraft erzeugten Dichtung steht der indianische Patriarch Chactas, Renés Adoptivvater, der am Hof Ludwigs XIV gewesen ist, Bossuets Lehre, Fénelons Beispiel und Racines Tragödien kennt. Die romantische Ungereimtheit einer solchen Voraussetzung ermöglichte es, Versailles mit Florida, die harmlose Welt der Naturkinder mit der raffinierten Verderbtheit überfeinerter Kulturen zu kontrastieren. In das großartig erschütternde Bild vom Untergang des freundlich gesinnten, intelligentesten Indianerstammes, dessen Geschichte der Missionär Du Pratz schrieb, verwebte Chateaubriand romantische Erlebnisse und erfundene Abenteuer, um die Verheerungen der Leidenschaften zu schildern und die Sünden verkommener Zivilisationen zu richten. Das merkwürdige Buch als Ganzes erschien erst 1829, von den Vorboten, die es ausgesandt hatte, um die volle Wirkung gebracht, aber von der Kritik mit Recht vieler Vorzüge wegen bewundert, die das typische Vorbild einer ganzen Gattung über die Nachahmungen erheben.

Die Vorrede zu ‚Atala' nennt ihre Geschichte eine Dichtung mit realem Hintergrund, in antikem Stil, nicht einen Roman. Der greise, erblindete Häuptling der Natchez, Chactas, erzählt sie dem Franzosen René, ‚den die Leidenschaften und das Unglück 1725 nach Louisiana führten'. René schließt sich den Indianern an, Chactas adoptiert ihn und vermählt ihm Céluta, eine Tochter seines Stammes. Chactas, der in erster Jugend von den Spaniern gefangen genommen und von Lopez, dem Vater Atalas erzogen wurde, ist nicht Christ geworden. Er kehrt, von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben, in die Wildnis zurück, fällt in die Hände der den Natchez feindlichen Muscogulgen und wird von ihnen zum Feuertod verurteilt. Da rettet ihn mit Gefahr ihres Lebens Atala, wie er glaubt die Tochter des Sachem, dem ihre Mutter sich vermählte, und flieht mit dem Geliebten. Er entdeckt das Geheimnis ihrer Geburt und wie die Mutter sie getauft und das Kind, da es sterbend in ihren Armen lag, ewiger Jungfräulichkeit geweiht hat. Dieser Schwur kostet Atala das Leben. Unfähig, gegen ihre Liebe anzukämpfen, nimmt sie Gift, um das Gelübde der Mutter nicht zu brechen. Ein greiser Priester, der Père Aubry, erscheint zu spät, um ihr Gewissen aufzuklären. Er tröstet ihr Sterbebett und begräbt sie mit Hilfe von Chactas, der das Christentum

annimmt. Ein Glaubenszeuge, ist er später von Indianern erschlagen worden.

Im Rahmen dieser kurzen, fast banalen Geschichte ohne Abenteuer entwickelt sich ein Seelendrama. Die Magie des musikalischen Stils, die überwältigende Schönheit einer neuen Szenerie, die fremdartigen Bilder, der schöpferische Reichtum des Ausdrucks schufen eine neue, originale Kunst. Im Toben des Gewittersturms, im Feuerschein des vom Blitz entzündeten Urwalds bekennt Atala. Chactas erfährt ihre Abkunft, das Geheimnis ihrer Liebe und ihres Widerstrebens, und das Maß seines Unglücks. Es folgt der prometheische Ausruf: „Hochzeitliche Feier, würdig unseres Schicksals und der Größe unserer Liebe, prächtige Wälder, die Ihr Eure Lianen und Blätterkronen über unser Brautbett breitet, brennende Pinien, die uns die Fackeln des Festes entzündet, ausgetretener Strom, donnernde Berge, furchtbare, erhabene Natur, seid Ihr denn nur ein uns täuschendes Blendwerk, und vermochtet Ihr nicht einen Augenblick hindurch die Seligkeit eines Menschen in Eurem geheimnisvollen Grauen zu bergen!" Dieses empörte, in Qual sich windende Herz beruhigt der alte Priester mit milden Reden: „Dein Herz, o Chactas, gleicht den Bäumen, die nur dann den wundenstillenden Balsam spenden, wenn das Messer sie selbst verwundet hat."

So entstand, in klassischer Formvollendung, das erste Werk der französischen Romantik. Es errang einen ebenso ungeheuren wie plötzlichen und dauernden Erfolg. Vergebens spotteten die Voltairianer, parodierten M. J. Chénier und Abbé Morellet, diese ‚rhetorische Wilde' und ‚zivilisierte Kokette', deren Gefühlswelt Volney unmöglich nannte. „Monsieur de Chateaubriand gebraucht eine Bürste, mir hat die Natur nur einen kleinen Pinsel gegeben," meinte Bernardin de Saint-Pierre. Aber nicht diese, sondern Jouberts Kritik triumphierte. Er hatte alle Bedenken mit dem Bemerken beschwichtigt, die Schönheiten des Buchs würden seine Fehler vergessen machen: es werde gelingen, ‚parcequ'il est de l'Enchanteur'. Von Künstlern illustriert, von subalternen Dramatikern auf die Bühne gebracht, wurde ‚Atala' volkstümlich, gepriesen, in alle Sprachen übersetzt und selbst im Harem des Sultans gelesen. Arnim schrieb an Brentano, der Verfasser werde diese Erweckungsstimme der Religion nicht mehr überbieten: ‚er hat seine ganze Trauer ausgeschüttet, und die Summe der Trauer ist der Tod, wie die Summe aller Freuden das Leben'.

Chateaubriand, tags zuvor unbekannt und nun plötzlich berühmt, kam in die Mode und erfuhr die Berauschungen des Erfolgs. Es kamen Zuschriften von weiblicher Hand und Huldigungen, von denen eine nicht unerwidert blieb. Es war die der schönen Gräfin Custine. Sie hatte den Gatten auf der Guillotine verloren, war selbst kaum dem Tod entronnen und unterhielt jetzt dennoch freundschaftliche Beziehungen zum einstigen Terroristen Fouché, dessen Einfluß sie ausnützte. Schon darin und in der Art ihrer lange fortgesponnenen, obwohl bald getrübten Beziehungen zu Chateaubriand liegt etwas Unsympathisches, das er empfand und wodurch die niemals überwundene Schwäche den Frauen gegenüber sich zuweilen in seinem Leben strafte. Den litterarischen Ruhm seines Freundes nützte Fontanes für die weltlichen Interessen desselben bei Lucien und Madame Bacciochi aus, die bereitwillig halfen. Der Erste Konsul las ‚Atala' mit demselben Genuß, wie er ‚Werther' und ‚Ossian' gelesen hatte. Bourrienne wurde beauftragt, Chateaubriand von der Emigriertenliste zu streichen. Es fand, bei Lucien, eine Begegnung zwischen Bonaparte und dem Dichter statt, bei welcher Frankreichs Herr das Gespräch nach Art der Monarchen führte, vom Orient und von den Religionen redete.

Seit Mai 1801, sieben Monate hindurch, arbeitete Chateaubriand zu Savigny, bei Paris, wohin er sich mit der Gräfin Beaumont zurückgezogen hatte. Glücklichere Tage hat er wohl nicht gekannt. Er war ein Landkind, liebte schwärmerisch die Natur, die Blumen, den Wald. Seine Vorliebe für Tiere war bekannt; Vögel, unter diesen besonders die Raben beobachtete er auf allen seinen Reisen; er schätzte die Esel und hatte Katzen so gern, daß er in Rom, nach dem Tod Leos XII, dessen grauen Kater versorgte und mit sich nach Paris nahm.

Zu Savigny umgaben ihn Menschen, die ihm wohl wollten, und die Frau, die nur für ihn lebte. Sie versöhnte ihn mit ihrer Freundin, Frau von Staël, die nie grollte, und rief Lucile zu sich. Nach acht Jahren sahen sich die Geschwister wieder. Lucile hieß seit 1794 Madame de Caud und war Witwe. Ein verdienter, siebzigjähriger hoher Offizier, der Chevalier de Caud, hatte sich ihr und den Schwestern während der Gefangenschaft zu Rennes hilfreich erwiesen. Bald nach ihrer Befreiung gab er ihr seinen Namen, starb jedoch sieben Monate später, und die Erwartung, sie durch diese Ehe vor materieller Not zu schützen, erfüllte sich nicht. Ebensowenig gelang es der Hingebung von Chateaubriands Frau und Schwestern der ruhelosen, von Verfolgungswahn und Melancholie gepeinigten Frau dauernd zu Hilfe zu kommen. Auch Madame de Beaumont versuchte damals umsonst, die phantastische, ungesellige und krankhafte Gemütsverfassung Luciles zugunsten eines Mannes umzustimmen, dem sie eine tiefe und treue, aber auch leidenschaftliche Neigung einflößte. Es war Chênedollé, der ihr nach der Bretagne folgte und sie vergebens beschwor, seine Frau zu werden. Sie versprach niemals einem andern zu gehören, aber sie weigerte sich, ihr Glück um den Preis des seinigen zu erkaufen.

Gleichzeitige Briefe von ihr an den Bruder sind voll des Dankes gegen Gott, ihn ihr geschenkt und ihr Leben rein bewahrt zu haben. Ihre Seele, sagt sie, finde Frieden, wenn er ihr nahe sei und sie den Ton seiner Stimme vernehme. Aber zu retten war sie nicht. Chateaubriand konnte nur, wie er es that, ihr materielles Dasein erleichtern.

Abb. 20 · Molé

Joubert kam und ging, brachte Bücher und gab Winke. Ein höchst merkwürdiger Brief an Gräfin Beaumont zeigt ihn als den guten Geist, der über Chateaubriand und seinem Werk wachte: „Sagen sie ihm," schrieb er im September 1801, „wie wenig das Publikum sich um seine Zitate, und wie sehr es sich um seine Gedanken kümmern wird ... Er darf nichts sagen, was er nicht für wahr hält und zu begründen vermag, aber er vergesse sein eigentliches Ziel nicht, die Schönheit Gottes im Christentum zu zeigen. Ich will nicht, daß man Charlatan sei und Kunstgriffe gebrauche, wohl aber, daß man die höchste Kunst, die Kunst zu verbergen, übe. Unseres Freundes Zitate sind Ungeschicklichkeiten; wo sie nicht zu entbehren sind, werfe er sie in die Noten. Chateaubriand ist ein Prosaschriftsteller, der durch die Macht des Gedankens und des Wortes keinem andern gleicht: seine Prosa ist Musik und Vers; er thue sein Handwerk und bezaubre uns. Aber er durchbreche den magischen Kreis nicht durch Stimmen, die nichts Uebermenschliches besitzen und nur dazu dienen können, den Zauber zu brechen. Seine Infolios machen mich zittern. Bossuet zitierte, aber im Ornat, auf der Kanzel, und sprach zu Ueberzeugten. Die Zeiten haben sich verändert. Unser Freund gewöhne uns wieder daran, das Christentum mit einiger Gunst zu betrachten, und er wird das Beste gethan und seine Auf-

gabe gelöst haben. Das Uebrige ist Sache der Religion."

Chateaubriand vermochte nicht mehr völlig, das ursprünglich anders gedachte Buch im Sinne Jouberts zu gestalten. Aber verständnisvoller sind die Grenzen des ihm Erreichbaren nicht wieder gezogen worden.

Die seinem Erscheinen bestimmte historische Stunde nahte. Seit dem 18. Brumaire, nach Marengo, war Frankreich mit dem Ersten Konsul identifiziert, die Monarchie so aussichtslos, daß man ihres von einem Verbannungsort zum andern umherirrenden Prätendenten vergaß. Die Möglichkeit des Wiederauflebens hierarchischer Machtansprüche schien in dem Zeitalter der Säkularisationen ebenso ausgeschlossen wie die Wiederkehr des Ancien Régime. Die Terroristen waren gebändigt, die Koalitionen aufgelöst oder geschlagen, als Bonaparte zu Lunéville und Amiens mit Europa Frieden schloß. Seit 1796 beschäftigte ihn der Gedanke, diesen Frieden auch der Kirche zu bieten. Fast gleichzeitig mit der Konsularregierung begann das Pontifikat Pius VII. Im Juli 1800 gelangten die ersten Aufträge zur Regelung der Kirchenangelegenheiten von Paris nach Rom. Genau ein Jahr später, nach Verhandlungen, die ich 1894 in Talleyrands Biographie erzählt habe, erfolgte die Unterzeichnung des Konkordates. Für die Staatsraison Napoleons, die es diktierte, blieb es ein politischer Akt, den der Gedanke beherrschte, durch den Papst, dem er den gallikanischen Episkopat opferte, die gesamte Kirche zu regieren. Talleyrand, der Miturheber dieses Vertrags, nannte ihn ein unvermeidliches Zugeständnis der Philosophie an die Duldung. Bonaparte blickte tiefer. Er sprach den ‚Pariser Atheisten', den ‚Ideologen', die er verachtete, von der Macht der Tradition, von der Unmöglichkeit, ein gottloses Volk zu regieren. Aber revolutionär, wie er selbst, blieben die Bedingungen, die er zur Wiederherstellung des Kultus von Rom erzwang. Der Einheit mit ihm und seiner Pflicht gegen das Papsttum hatte sich der vorrevolutionäre Episkopat geopfert. Allein 81 überlebende Mitglieder desselben waren Royalisten. Deswegen wurden sie abgesetzt und zugleich die Ernennung mehrerer Konstitutioneller zu Bischöfen der neuen Hierarchie von Rom erzwungen. Französische Legisten fügten zum Konkordat die organischen Artikel, die dem Staat die Befugnisse der alten Monarchie in kirchlichen Dingen sicherten. Die Säkularisation



Abb. 21 · Madame Bacciochi

des französischen Kirchengutes wurde gutgeheißen, der Klerus besoldet.

Seit dem Fest der Föderation auf dem Marsfeld, 14. Juli 1792, waren Kirche und Staat in Frankreich sich nur auf dem Schaffot begegnet. Jetzt, am Ostertag 1802, befahl der Erste Konsul die offizielle Welt nach Notre-Dame, zur Feier des Friedens von Amiens und des Konkordates. Unter Entfaltung militärischen und offiziellen Gepränges, während die Geschütze donnerten und das von Cherubini dirigierte Te Deum durch die lang entweihten Hallen jubelte, gebot die strenge Würde der Haltung des

Gebieters widerstrebenden Waffengefährten Anstand und feindseligen Kritikern Schweigen.

Am selben Tag verkündete Fontanes im ‚Moniteur‘ das fast gleichzeitige Erscheinen des ‚Genius des Christentums‘. Er begrüßte in bewegten Akzenten die Anerkennung der religiösen Macht und die Huldigung des jungen Schriftstellers für den Glauben der Väter und die Ueberlieferungen der Zeiten, in der Absicht, die Gewissen im Geist des Friedens zu vereinigen.

In der Vorrede sprach der Autor: „Ich glaube, daß ein Jeder, der auf einige Leser rechnen darf, der Gesellschaft dient, indem er die Geister der religiösen Sache zuzuführen sucht. Sollte sein schriftstellerischer Ruf darüber zu Grunde gehen, er bleibt im Gewissen verpflichtet, seine Kräfte, so gering sie sein mögen, mit jenen des Mächtigen zu vereinen, der uns dem Abgrund entriß.“ Mit Cyrus, der Jehovas Tempel wieder aufrichtet, hat damals Chateaubriand den Ersten Konsul und sich dem unbekannten Israeliten verglichen, der seinen Stein zum Bau fügt.

Die Huldigung war berechtigt. Zu glücklicherer Stunde ist wohl niemals ein Werk, von den Ereignissen getragen, ans Tageslicht getreten. Den Mut dieser glänzenden Rhetorik, aller Welt laut zu verkünden, was die Mehrheit nie zu denken und zu fühlen aufgehört hatte, lohnte einer der größten litterarischen Erfolge des Jahrhunderts.

Vergebens protestierten, zum zweitenmal herausgefordert, Skeptiker und Voltairianer. Sieyès nahm den Essai wieder vor und nannte Chateaubriand einen ‚Charlatan‘. Benjamin Constant, der selbst seit Jahren ein Buch über die Religionen vorbereitete, sprach von Galimatias, hohlen Phrasen, Geschmacklosigkeiten, Mangel an Ueberzeugung und wahrem Gefühl und beschuldigte den Autor, Frau von Staëls philosophischen Optimismus zugunsten des Christentums geplündert zu haben. Ginguené, der einstige Freund von 1789, blieb gemäßigter und gab eine sachliche Kritik, von der Chateaubriand bei späteren Ausgaben Nutzen zog. Noch 1811 verweigerte die Akademie, ohne Berücksichtigung kaiserlicher Wünsche, auf vorwiegend tadelnde Berichte hin dem ‚Genius des Christentums‘ den Preis. Das alles verhallte. Der größte überlebende Kritiker des XVIII. Jahrhunderts, La Harpe, huldigte vor seinem Ende dem Werk, das seiner ‚Apologie des Christentums‘ zuvorkam; sein Nachfolger, Geoffroy, kargte nicht mit Lob. Necker, der allein das Christentum, zur Zeit da es allen Angriffen ausgesetzt war, in der



Abb. 22 · Bonaparte als Wiederhersteller des Friedens · 1802

französischen Litteratur vertreten hatte, sagte von Chateaubriand, jeder Schüler vermöge seine Fehler zu korrigieren, die größten Schriftsteller würden seine Schönheiten schwer übertreffen. Der Freiherr vom Stein pries die Beredsamkeit und das innige Gefühl, mit denen die Leerheit des menschlichen Wissens, die Vortrefflichkeit der christlichen Lehren, der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen dargestellt seien, und erklärte, nicht unerbaut und ungebessert könne man das Buch aus der Hand legen. Diesen Zeugnissen von Protestanten schließt sich, unter vielen andern, jenes des Grafen Balbo an, der seine Rückkehr zum Glauben auf den Anstoß zurückführt, den der ‚Genius des Christentums' ihm gab.

Die Gerechtigkeit erfordert, das Buch nach seiner ungeheuren Wirkung auf die Zeit zu schätzen. Zugleich führt der Augenblick seiner Jahrhundertfeier zu der Betrachtung zurück, welche Stelle es in der religiösen und litterarischen Reaktion der Romantik einnimmt, die in Frankreich mit Chateaubriand begann und mit deren Absichten und Zielen die seinigen sich unbewußt begegneten.



Die Romantik und Chateaubriand
‚Der Genius des Christentums'


us der Sehnsucht nach den von der Aufklärung mißachteten Idealen von Poesie, Schönheit und Gefühl wurde die Romantik geboren. So verschieden die Formen waren, in denen verwandte Anschauungen nach Gestaltung rangen, lag ihnen allen das Bedürfnis zu Grunde, eine andere Lösung des Welträtsels als die vom saeculum rationalisticum versuchte zu geben. ‚Den Apostel der Phantasie' rief Coleridge, der tiefsinnigste der englischen philosophischen Romantiker. Wie die ganze junge Dichtergeneration, die für die Revolution geschwärmt hatte, fand er sich auf der dürren Haide der Glaubenslosigkeit gestrandet und vollzog die Wendung zum Christentum. Der verweltlichten Religion, die politischen Freiheits-Idealen gedient hatte, folgte die mystische Hingabe an die Religion des Herzens und die Rückkehr zum Evangelium, dessen Glaubensinhalt den inneren Menschen erneuern und die Gesellschaft zum Beruf des Volkes Gottes auf Erden erziehen sollte. Die 1798 gedichtete Ode Coleridges, ‚Frankreich', ist der Absagebrief an die revolutionären Mächte. Milton und Jakob Böhme, der Kultus Schillers und des deutschen Genius führten jetzt den englischen Denker und Dichter in eine Ideenwelt, in der, Jahrzehnte später, der Urheber der anglikanischen katholisierenden Reaktion, John Henry Newman, Elemente der eigenen Auffassung ‚nicht ohne Staunen' wiederfand. Auch Wordsworth kam solchen Tendenzen durch Betonung der einfachen, ursprünglichen und unvertilgbaren Instinkte der menschlichen Natur entgegen. Als höchstes Ziel künstlerischen Vermögens galt ihm die Verschmelzung von Vernunft und Leidenschaft.

Unter Vernunft verstand er, wie Coleridge, ‚die Macht allgemeiner und notwendiger Ueberzeugungen, die Quelle und Substanz übersinnlicher, selbstevidenter Wahrheiten'. ‚Das Werkzeug des moralisch Guten,' wird später Schelley die Phantasie nennen. Er fragt: „Was wären Tugend, Liebe, Patriotismus, Freundschaft, was die Szenerie dieser schönen, von uns bewohnten Welt, was unsre Tröstungen diesseits, unsere Erwartungen jenseits des Grabes, stiege die Poesie nicht empor, um Licht und Feuer aus den ewigen Regionen zu bringen, wohin die eulenartige Fähigkeit der Berechnung sich

niemals wagen darf? Der unfehlbarste Verkünder und Begleiter der Auferweckung eines Volkes ist Poesie."

Während Chateaubriand sein Werk vorbereitete, brannte die deutsche Romantik das geistige Feuerwerk ab, das in Gedanken, Liedern und Fragmenten, versengend und zündend niederfiel. Die Botschaft, nach welcher alle Wissenschaft Kunst, alle Kunst Wissenschaft und mit Tugend und Religion gleichzusetzen sei, vernahm er nie; unverständlich wäre ihm die Ausdrucksweise geblieben, in welcher die romantische Aesthetik in Allegorien und Symbolen ihren Tiefsinn einhüllt, Gemüt und Schicksal, Liebe und Tod, Glauben und Erkennen als Namen eines Begriffes faßt.

Dennoch, und ohne daß er jemals davon hörte, ist der Grundgedanke zum ‚Genius des Christentums', zwei Jahre vor Erscheinen des Buchs, das sein Höchstes nicht enthielt, von einem deutschen Romantiker entworfen worden. ‚Die Christenheit oder Europa, ein Fragment', sollte 1799 im Athenäum erscheinen. Ihr Verfasser war der siebenundzwanzigjährige Novalis, wie alle ersten Romantiker, Protestant. Die Schrift war es so wenig, daß ihr, vornehmlich auf Goethes Einspruch, im Organ des romantischen Kreises, im ‚Athenäum', die Aufnahme verweigert wurde. Man sah in derselben eine Aufforderung, zur alten Kirche zurückzukehren, und man suchte eine neue, die unsichtbare Kirche, die Universalreligion der Romantik. Wie ihrer Universalpoesie galt dieser das Menschliche als das Höchste. Der Mensch ist ein Bild des Universums, das Göttliche erscheint am reinsten in ihm. Kein Ding ist ihm unmöglich, er kann, was er will. Jeder Mensch sollte Künstler sein: „Aus Oekonomie giebt es nur einen König. Müßten wir nicht haushälterisch zu Werke gehen, so wären wir alle Könige." „Gott ist ein gemischter Begriff. Er ist aus der Vereinigung aller Gemütsvermögen, mittelst einer moralischen Offenbarung entstanden." „Die Tiefe unseres Geistes kennen wir nicht. Nach Innen geht der geheimnisvolle Weg. In uns oder nirgend ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt ist die Schattenwelt, sie wirft ihren Schatten in das Lichtreich." So wurde die Offenbarung des Ichs, in freier Erhebung über sich selbst, als Glied eines ewigen Ganzen, die Erschließung des inneren Menschen, das höchste und eigentliche Problem der Romantik. Die Weite ihrer künstlerischen Sympathien ahnte im Orient das höchste Romantische, die tiefen Quellen der Eingebung, die in der Bibel spricht. Die geschlossene Vollendung und objektive Schönheit der Antike blieb ein ewiges Vorbild. Aber die Steigerung der Konflikte und der Sensibilität und damit das Unvollendete, das Werdende, das Unbewußte, der Zauber des Geheimnisses, sind der Reiz moderner Poesie. Das Mittelalter, wie sie es begriff, die Welt, ‚wo die Wunder verschwinden, weil alles sich in Wunder verwandelt', wurde die Heimat der Romantik. Dort wo Dichter, nicht Bücher, zu den Menschen redeten, umfing sie der Duft des Märchens und die träumerische Symbolik der Legenden, die zarte, innige, seelische Welt, die im Titanenkampf der Leidenschaften am Opferherd der Liebe und Treue die reinigende Flamme entzündet. Die begeisterungsfrohe Entdeckung germanisch-christlicher Vorzeit und nordischer Sagenwelt beeinträchtigte die Aneignungsfähigkeit nicht, die Deutschtum mit Kosmopolitismus gleichsetzte. Unzertrennlich von der Romantik ist ihr Kultus für Dante, Cervantes, Shakespeare, die Friedrich Schlegel den Dreiklang romantischer Poesie nennt. Als Calderon bekannt wurde, stellte ihn Schelling über den Dichter des Hamlet. Die Romantik selbst hatte ihre Kunstgattung gewählt. Es war der Roman, und zwar der subjektive Roman. Er schuf Raum für alle Formen und Töne. Er gesellte zu der Poesie gewordenen Prosa Lieder und Gesänge. Zwischen seinen beweglichen Kulissen spielte zwanglos alles Episodische sich ab. Frei schaltete die Phantasie, während das Bild des Universums, das Thatsächliche, die Welt wie sie ist, in den Erlebnissen der Menschenseele wie in einem Spiegel geschaut wird. ‚La nature vue au travers d'un tempérament' ist schon die Losung der Romantik, der ungeschriebene Roman jedes nach Bildung strebenden Menschen. Je mehr Selbstschilderungen und Bekenntnisse, je mehr Erlebtes ein Buch enthielt, um

so näher kam es dem romantischen Ideal. Je weniger es ihr selbst gelang, ein solches Kunstwerk zu gestalten, um so überschwänglicher bewunderte sie das gleichzeitig entstandene Buch, welches ihre Theorien verwirklichte. 'Die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben', die Heranbildung des Individuums gab Goethes Zusammenhang mit ihr gab Goethe die Bekenntnisse einer schönen Seele. „Daß auch hier die Religion als angeborne Liebhaberei dargestellt wird, die sich durch sich selbst freien Spielraum schafft und stufenweise jede Kunst vollendet, stimmte vollkommen zu dem künstlerischen Genusse des Ganzen," rühmt abermals Schlegel.



Abb. 23 · Das Begräbnis Atalas

'Meister'. Wer dieses Buch gehörig karakterisierte, der hätte nach Friedrich Schlegel 'wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist in der Poesie. Er dürfte sich, was poetische Kraft betrifft, immer zur Ruhe setzen'. „Sein ganzes Thun und Wesen besteht fast in Streben, Wollen und Empfinden," rühmt Schlegel vom Meister: „Ohne Anmaßung und ohne Geräusch, wie die Bildung eines strebenden Geistes sich still entfaltet, und wie die werdende Welt aus seinem Innern leise emporsteigt, beginnt die klare Geschichte." In losem

Gerade über diesem Buch aber schieden sich die Geister.

Auch Novalis hatte den Meister, anfänglich vor allem wegen der Magie des Styls bewundert. Er wurde ihm verhaßt und sein Endurteil lautet: „Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen, menschlichen Dingen, die Natur und der Mystizismus sind ganz vergessen, es ist eine poetisierte, bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare wird darin aus-

drücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs."

Das Wunderbare war für Novalis das Religiöse, die Religion, die eine, die christliche. Nicht geistreich mit ihr spielen, sondern in ihr leben, weben und sein, das wollte, das that Novalis. Auch dieser tiefsinnigste, genialste der Romantiker gab die große Dichtung nicht, deren vielgestaltiges Ideal der Schule vorschwebte. Der Tod griff zu früh in die Leier, auf der, bevor sie zersprang, die ‚Hymnen an die Nacht' und unsterbliche Lieder erklangen. Ein Kunstwerk aber hinterließ er, in der den Menschen gewährten Vollendung. Das war er selbst, seine Seele, sein Leben. Was im tiefsten Grunde Goethe vom Christentum trennte, worin er das Widernatürliche, freudlose Weltflucht und krankhafte Askese, ‚das Erbärmliche' sah, Begriff und Lehre von der Sünde, erschloß Novalis die Erkenntnis seines Wesens und das Geheimnis seiner befreienden Kraft. „Wer die Sünde versteht," sagt er, „versteht die Tugend und das Christentum, sich selbst und die Welt. Ohne dieses Verständnis kann man sich Christi Verdienst nicht zu eigen machen, man hat kein Teil an dieser zweiten höheren Schöpfung":

. . . ‚Ein alter schwerer Wahn von Sünde, . .
. . . War fest an unser Herz gebannt; . . . .
. . . Wir irrten in der Nacht wie Blinde, . .
. . . Vor Reu und Lust zugleich entbrannt. . .
. . . Da kam ein Heiland, ein Befreier.' . . . .

Die begeisterte, persönliche Liebe zu Jesus Christus, dem Mittler, offenbarte Novalis den Schmerz als Beruf zu Gott und Bedingung zur Heiligkeit. In der Welt nicht mehr heimisch und doch glücklich, mitstrebend und bis zuletzt thätig, wandelte die Empfindung des Erwachens und Wirkens in einer andern Welt ihm den Tod zur Brautnacht, die das Geheimnis der Liebe erschließt:

. . . ‚Noch wenig Zeiten . . . .
. . . So bin ich los, ...
. . . Und liege trunken . . . .
. . . Der Lieb im Schoß.' . . . .

Das Fragment von 1799 war Novalis Vermächtnis an seine Zeit. Ganz im Sinn der Romantik verwirft er die Denkart der Aufklärung, die Gott zum müßigen Zuschauer des großen, rührenden Schauspiels gemacht hat, das die Gelehrten aufführten: „Im Glauben suchte man den Grund zur allgemeinen Stockung. Das Resultat der modernen Denkart nannte man Philosophie und rechnete alles dazu, was der alten entgegen war, vorzüglich jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Personalhaß gegen den katholischen Glauben ging allmählich in Haß gegen die Bibel, gegen den christlichen Glauben und endlich gar gegen die Religion über, verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte die Menschen in die Reihe der Naturwesen mit obenan und machte die unendlich schöpferische Musik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren, vom Strom des Zufalls getriebenen Mühle." Aus der Vernichtung alles Positiven hebt ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin die Religion empor: „Ihr wahrhaftes Zeugungs-Element ist Anarchie. Alle Stützen sind zu schwach, wenn der Staat die Tendenz nach der Erde behält." Novalis verweist auf die Geschichte, deren Stoff Evolutionen sind. Er fragt: „Soll die Revolution die französische bleiben, wie die Reformation die lutherische war, der Protestantismus abermals, widernatürlicher Weise als revolutionäre Regierung fixiert werden? Sollen die Buchstaben — Buchstaben Platz machen?" Die Frage beantwortet er mit dem Verlangen nach einer religiösen Auferstehung, im kühn begeisterten Bild von der Umarmung einer jungen, überraschten Kirche und eines liebenden Gottes, und zieht mit nüchterner Klarheit den Schluß: „Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken, die Völker versöhnen und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes, friedenstiftendes Amt installieren."

„Das Christentum ist dreifacher Gestalt. Eine ist als Zeugungs-Element der Religion. Eine als Mittlertum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brot des ewigen Lebens zu sein. Eine als Glaube an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt, welche ihr wollt, wählt alle drei, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer ewigen, unaussprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendig gewordenes Christentum war der alte katholische Glaube, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegen-

wart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mitteilsamkeit, seine Freude an Armut, Gehorsam und Treue machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung.

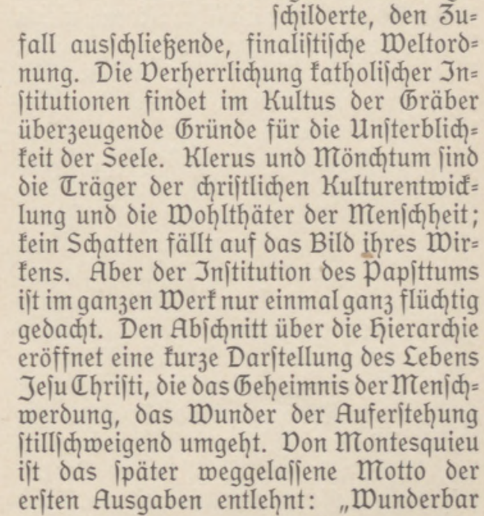
Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, unteilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christentums wird er ewig diesen Erdboden beglücken.

Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Papsttum liegt im Grabe, und Rom ist zum zweitenmal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhafteren Kirche Platz machen? Die anderen Weltteile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmels zu werden."



Abb. 24 · Novalis (Hardenberg)

Novalis war tot, als Chateaubriands Buch erschien. Seine Verherrlichung des Christentums war die der alten, der katholischen Kirche, zu der seine Phantasie wie zur Heimat zurückkehrte, und deren Glanzzeit mit jener der Monarchie und Litteratur im Frankreich des XVII. Jahrhunderts sich begegnete. Bossuets großgedachte, duldsame Darstellung des Glaubens, seine Stellungnahme gegen den Protestantismus, ‚Ihr wechselt, also irrt Ihr', Bruchstücke der Apologie Pascals sind im ersten der vier Bücher des ‚Genius des Christentums' ‚über seine Dogmen und Lehren' benützt, obwohl dort wie anderswo die polemische Absicht zurücktritt und der Gegensätze innerhalb der Kirche selbst nicht gedacht ist. Dem Missionswerk der Jesuiten, ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit wird warme Anerkennung gezollt, der Sturz des Ordens beklagt und gleichzeitig der großen Führer der Jansenisten in Ehren gedacht. Mit dem gleichen Eklektizismus stützt Chateaubriand seine Beweisführung auf das Zeugnis orthodoxer Theologen, Deisten und Philosophen. Die Analogie uralter Ueberlieferungen mit christlichen Glaubenswahrheiten beweist nicht ihren Widersinn, sondern ihren Wahrheitsinhalt. Das Geheimnis umschließt das Leben. Eine Religion ohne Geheimnis ist ebenso undenkbar wie eine Religion ohne Opfer. Die Mysterien des Christentums sind in diesem doppelten Sinn die Vollendung der Offenbarungen. Menschwerdung und Erlösung, fortwirkend im Gnadenleben der Sakramente, verwandeln das irdische Dasein zur Vorbereitung auf das ewige Leben. Aber der Wahrheitsbeweis für das Christentum als der geoffenbarten Religion wird nicht erbracht. Das Dasein Gottes enthüllt die in farbenprächtigen Bildern geschilderte, den Zufall ausschließende, finalistische Weltordnung. Die Verherrlichung katholischer Institutionen findet im Kultus der Gräber überzeugende Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. Klerus und Mönchtum sind die Träger der christlichen Kulturentwicklung und die Wohlthäter der Menschheit; kein Schatten fällt auf das Bild ihres Wirkens. Aber der Institution des Papsttums ist im ganzen Werk nur einmal ganz flüchtig gedacht. Den Abschnitt über die Hierarchie eröffnet eine kurze Darstellung des Lebens Jesu Christi, die das Geheimnis der Menschwerdung, das Wunder der Auferstehung stillschweigend umgeht. Von Montesquieu ist das später weggelassene Motto der ersten Ausgaben entlehnt: „Wunderbar



ist es, wie die christliche Religion, deren Zweck nur die Seligkeit in einem andern Leben zu sein scheint, doch zugleich unser Glück in diesem Leben begründet.“ Diese Auffassung des Christentums, die es seiner Strenge entkleidet, wurde bei Chateaubriand zur Botschaft der Schönheit. Er richtete sie weder an Gläubige noch an Gegner, sondern an die der Religion entfremdete Welt. Diese fand er von einer Liga des Hasses verführt, die sich aller Waffen bedient hatte, um den christlichen Glauben unter dem Fluch der Lächerlichkeit zu ersticken. Philosophen ziehen ihn der Barbarei, Sophisten überführten ihn der Absurdität, Schriftsteller bewarfen ihn mit Schmutz. Der Unglaube kam in die Mode. Das ist das Werk des XVIII. Jahrhunderts. Den Kampf gegen dasselbe, den schon der ‚Essai‘ begonnen hatte, nimmt unter veränderten Gesichtspunkten, aber mit den gleichen Methoden der ‚Genius des Christentums‘ wieder auf. Die Art des Angriffs bestimmt die Abwehr. Dem Zerrbild der Aufklärung antwortet die Beweisführung, „daß von allen Religionen, die jemals existierten, die christliche Religion die menschlichste, die poetischste, die der Freiheit, den Künsten und Wissenschaften günstigste ist. Ihr verdankt die moderne Welt alles, was sie besitzt, von der Urbarmachung des Bodens bis zu den tiefsten Gedanken der Spekulation, von den Zufluchtstätten des Elends bis zu den Tempeln, die Michelangelo erbaut und Raphael ausgeschmückt hat. Nichts ist göttlicher als ihre Moral, nichts liebenswerter und großartiger als ihre Dogmen, ihre Lehren, ihr Kultus. Sie begeistert den Genius, reinigt den Geschmack, entwickelt die edelsten Leidenschaften, beflügelt den Gedanken, bietet dem Schriftsteller den vollkommensten Ausdruck, dem Künstler die vollendetste Form. Es ist keine Demütigung, denselben Glauben wie Newton und Bossuet, Pascal und Racine zu bekennen. Alle Zaubergebilde der Phantasie, alle Bedürfnisse des Herzens sprechen für die Religion, gegen die man sie aufzubieten versuchte.“ So war Chateaubriands Apologie gedacht. Metaphysisch und historisch wertlos, ist sie, wie der ‚Essai‘, ohne Berücksichtigung dessen, was die zeitgenössische Forschung schon erreicht hatte, niedergeschrieben. Dennoch versagt sie sich den Protest gegen die Wissenschaft nicht, der heute, wo wir Zeugen dessen sind, was das Christentum ihr verdankt, noch verletzender als damals klingt. In Bezug auf die Künste hat Chateaubriand selbst Urteile verworfen, die von ihm gefällt wurden, bevor er Griechenland und Italien gesehen hatte. Ebenso hat er es beklagt, den Schatz mittelalterlicher Poesie und Legende nicht öfters und ausgiebiger gehoben zu haben. Mit der Empfänglichkeit der romantischen Bewegung in Deutschland und England für die Erzeugnisse fremder Litteraturen verglichen, ist seine Kenntnis derselben beschränkt. Von den großen Dichtern des Auslandes hat er Milton, Pope, Tasso und Camoëns wirklich gekannt. Die Dürftigkeit seiner kurzen Erwähnung Dantes rügte bereits Ginguené. Unter dem Bann von Voltaires Kritik lehnt er Shakespeare als Dramatiker ab, läßt die Meinung, er sei Katholik gewesen, nicht unerwähnt, nennt ihn den größten Kenner des menschlichen Herzens, und geht an ‚Hamlet‘ vorüber. Er zuerst hat, durch Uebersetzung eines Bruchstücks der indischen Dichtung, ‚Sakuntala‘ den Franzosen genannt und auch vorausgesehen, wie mit der Erschließung des alten Orients und der jetzt erst möglichen vergleichenden Religionswissenschaften eine neue Aera in der Geschichte des menschlichen Geistes begann. Aber die Grundlagen seiner eigenen Bildung blieben die Bibel, das klassische Altertum, nicht wie die Renaissance, sondern wie das französische XVII. Jahrhundert es auslegte, und dieses selbst auf seiner Höhe. Chateaubriand hat nie aufgehört, in den größten Schöpfungen der Griechen und Römer, bei Vergil, den er ‚göttlich‘ nennt, wie in den Meisterwerken des Zeitalters Ludwig XIV Vorbilder der höchsten Kunst zu feiern. Er wertet die Antike so hoch, daß Sainte-Beuve viele seiner Urteile in einem Genius des Paganismus besser an ihrem Platz als in jenem des Christentums fand. Zugleich aber ist Chateaubriand ein durchaus moderner Mensch, durch die Ansprüche seines ästhetischen Bedürfnisses wie durch seinen Freiheitssinn und die komplizierte Veranlagung der eigenen Individualität.

Auf der Erkenntnis, wie unmöglich es für jeden, aus der christlichen Kultur hervorgegangenen Menschen sei, sie jemals wieder zu verleugnen und dem Wahn sich hinzugeben, er könne außerhalb ihrer Gedanken- und Empfindungswelt in Poesie und Kunst zur höchsten Wirkung gelangen, beruht Chateaubriands Originalität und sein höchstes und eigentliches Verdienst.



Abb. 25 · Der Erste Konsul

Das XVII. Jahrhundert legt den Nachdruck auf den Wahrheitsgehalt der Religion und auf die Verbindlichkeit seines Gesetzes. Es verweist die Kunst in eine andere Sphäre und zögert keinen Augenblick, der Philosophie den größten ihrer Denker, der Poesie den größten ihrer Dichter zu entreißen, wenn das höchste religiöse Ideal gewinnt, was der Genius opfert.

Chateaubriand verfährt anders. Er setzt die Wahrheit der christlichen Religion voraus und folgert seinen Schönheitsinhalt für die Kunst aus der Ueberlegenheit seiner Lehre und seiner Moral. Die Basis derselben, sagt er, hat sich mit der Verkündigung des Evangeliums verändert. Die Natur des Menschen wird in einem andern Lichte geschaut, die seelischen Konflikte streben nach einer andern Lösung, denn die Widersprüche des Herzens sind bloßgelegt, das Gewissen hat sich verfeinert. Der beständige Kontrast zwischen der Armseligkeit und den Enttäuschungen des Daseins mit der erwachten Sehnsucht nach unendlicher Befriedigung erzeugt die Schwermut, die träumerische Melancholie, von der die Antike nichts wußte. Nur der aus christlichen Bildungselementen geformte Mensch kennt die Bitterkeit von Wünschen, die seine Illusionen überdauern, die Qual der sich selbst verzehrenden, vergeblich ringenden Kräfte, den Ueberdruß, den nichts Vergängliches täuscht.

Was verloren die Werke Voltaires, so konnte Chateaubriand jetzt fragen, wo sie solche Quellen der Eingebung versiegen ließen, und welch’ flutenden Born der Poesie schöpften aus ihnen Corneille und Racine? „Seine Iphigenie ist keine Griechin, sondern eine christliche Jungfrau. Die ihre Liebe zum Leben niederkämpfende Tochter Agamemnons rührt uns ungleich mehr als die ihr Schicksal beweinende Iphigenie des Euripides . . . Und Phädras Bekenntnis schrieb kein Grieche nieder . . . In diesem unvergleichlichen Monolog offenbart sich eine Steigerung der Gefühle, eine Wissenschaft der Trauer, der Seelenqualen und

der Seelengluten, die das Altertum nicht kannte. Dort finden sich Andeutungen von Gefühlen, selten die vollendete Ausführung derselben. Hier ist das ganze Herz und der energischste Aufschrei der Leidenschaft, der vielleicht jemals gehört worden ist, ein Gemisch der Sinne und der Seele, der Verzweiflung und der Liebesraserei, das unaussprechlich ist. Dieses Weib, das eine Ewigkeit der Pein für einen Augenblick des Glückes hinnehmen würde, ist die in die Hände des lebendigen Gottes gefallene Sünderin, kein antiker Karakter."

Von seiner These mit fortgerissen, verlangt Chateaubriand von einer übersinnlichen, geistigen Religion, was ihrem innersten Wesen widerspricht und gibt in ‚den Martyrern' das Beispiel ihrer Verwertung für die Kunst. An Stelle der antiken soll darin eine christliche Wunderwelt treten, ein christlicher Olymp, eine poetische Maschinerie von Engeln und Dämonen die paganischen Mythologien ersetzen.

Das geschah sehr bald, nachdem ‚die Götter Griechenlands' an den Ruinen heidnischer Altäre den Untergang der Welt des Schönen beklagt hatten, die ‚Einen zu bereichern unter Allen' vergehen mußte. Noch wirkte bei Goethe die heftige antichristliche Reaktion nach, die bis zu den Aufsätzen über Winckelmann in der Betonung eines entschiedenen Heidentums sich gefiel. Im Wechsel der Stimmungen, die Goethes religiöses Empfinden begleiten, hatte gerade der Anblick katholischen Lebens und Kultus den längst bei ihm ausgebildeten Gegensatz zum dogmatisch-historischen Christentum zur feindseligen Gegnerschaft gesteigert. Gegen das noch kurz vorher mit Rosen umwundene Kreuz, das Sinnbild humanen Christentums, richteten sich, in bitterem Unmut, die venetianischen Epigramme.

Das Wesen der Religion blieb von derartigen Angriffen ebenso unberührt, wie von den ihnen wesensverwandten Apotheosen; ein ästhetisches Evangelium zu verkünden, ist keine Religion berufen: ‚Le merveilleux chrétien, c'est une âme chrétienne', sagt ebenso schön als treffend Faguet. Diesem ethischen Inhalt, den allein das Christentum ihm gab, verdankte der Widersacher, — Goethe, — die Perle seiner Dichtung und die höchste Vollendung seiner Kunst. An dem Versuch, im Martyrerepos eine mythologisch-christliche Poetik zu schaffen, scheiterte der Anwalt, — Chateaubriand.

Doch nicht vergebens mahnte auch ihn die Größe der Aufgabe, nach den Worten seines Freundes Joubert, ‚an die mit den Augen der Seele geschaute Schönheit'. Ueber der Farbenpracht der Bilder und dem Glanz der Schilderungen erhebt sich im ‚Genius des Christentums' das moralische Problem. Daß die Art der Behandlung eine mangelhafte, nur an der Oberfläche haftende ist, hat sein Verfasser selbst gefühlt: „Wäre das Buch noch einmal zu schreiben," äußerte er 1836, „so würde ich es anders aufbauen: statt der Wohlthaten und Institutionen unsrer Religion in der Vergangenheit zu gedenken, würde ich zeigen, wie das Christentum der Gedanke der Zukunft und der menschlichen Freiheit, die einzig mögliche Grundlage der sozialen Gleichheit ist, weil es dieselbe durch den die Demokratie regelnden und begrenzenden Pflichtbegriff korrigiert. Die bürgerliche Ordnung genügt dazu nicht, weil sie nicht unwandelbar ist. Sie schöpft ihre Kraft aus dem Gesetz, das ein von vergänglichen und veränderlichen Menschen geschaffenes, nicht auf immer verpflichtendes Werk ist. Die Moral dagegen besteht, weil sie aus einer unveränderlichen, auf sich selbst beruhenden Ordnung kommt und deshalb Dauer verbürgt . . ." „Ich würde heute zeigen wie überall, wo das Christentum herrschte, die Begriffe von Recht und Unrecht durch dasselbe um gestaltet wurden, und sagen, welche weite Kluft uns noch von der Erfüllung der evangelischen Verheißungen trennt, die, keinen Menschen ausschließend, die Befreiung Aller, die Verbrüderung der Menschheit und die Erlösung der Geschlechter wollen . . . . Allein 1802, da man der alten Religion nichts zugestand und nicht das erste Wort der Frage begriff, wäre es vergeblich gewesen, einem von den Ausschreitungen freiheitlicher Leidenschaften tödlich verwundeten Geschlecht von künftiger, wahrer Freiheit zu sprechen. Und wie hätte Bonaparte eine solche Sprache geduldet?"

Chateaubriand hat eine solche dennoch gewagt und bereits im ‚Genius des Christen-

tums‘ den politischen Glauben seines ganzen Lebens nicht verschwiegen. Er führt das Entstehen repräsentativer Einrichtungen im christlichen Europa auf kirchliche Einrichtungen, auf die Stellung des Klerus, ja selbst auf seine Ausschreitungen der weltlichen Macht gegenüber, zurück. Er bezeichnet die Grundlagen des Völkerrechts, die nicht mehr aufzuhaltende völlige Abschaffung der Sklaverei und die Befreiung des Individuums als Ergebnisse des Dogmas von der moralischen Gleichheit, die nur das Evangelium verkünden durfte, ohne die Welt zu erschüttern.

In der 1802, gegen die Angriffe der Gegner gerichteten Verteidigung seines Buchs sagt Chateaubriand: „Der Verfasser hat die Menschen auf die Religion wie auf die einzige Trösterin in den großen Prüfungen des Lebens verwiesen. Es genügt nicht, eine Theorie aufzustellen, es gilt, sie zu beweisen. Das wurde durch zwei Episoden des Buchs versucht, ohne welche viele Leser dasselbe wohl nie aufgeschlagen hätten.“ Die erste dieser Episoden war ‚Atala‘. Im Anschluß an die Betrachtungen über die Versuchungen der Jugend durch die Stürme des Herzens erschien ‚René‘.



‚René‘



René‘, wie ‚Atala‘ ein den Natchez entnommenes Fragment, umfaßt nicht mehr als 25 Seiten. Sie sind fehlerlos. In ‚Atala‘ wurden Mängel des Geschmacks und des Stils in späteren Ausgaben getilgt oder verbessert. An René war litterarisch nichts zu ändern. Er erzählt seine Geschichte zwei Zuhörern, dem greisen Chactas und dem französischen Missionär Souël. Die drei begegnen sich ‚im Blumenmond‘, auf einem Hügel unfern ihres Indianerdorfes.

Es ist Sonnenaufgang: „Gegen Morgen, in der Tiefe der Fernsicht, stieg langsam die Sonnenscheibe zwischen den zerklüfteten, wie lichtblaue Riesenzeichen von den vergoldeten Fernen des Firmamentes sich abhebenden Gipfeln der Apalachen empor; im Westen rollte in schweigender Pracht der Meschacebe seine Wogen und begrenzte das Bild in unnennbarer Großartigkeit.“ Zu solcher Stunde wird René endlich sagen, welche Stürme des Herzens ihn aus der Kultur in die Wildnis warfen, und seine Seele enthüllen: „Meine Veranlagung war heftig, mein Karakter ungleich. Abwechselnd übermütig und froh, schweigsam und traurig, sammelte ich meine Kameraden um mich, verließ sie plötzlich, um allein zu sein, den Zug der Wolken zu betrachten oder das Niederfallen des Regens auf das Laub zu belauschen.“

Wir sind in Combourg: René sieht die Heimat wieder, den strengen Vater, die etwas ältere Schwester Amélie, den einzigen Trost seiner Jugend, mit welcher Neigung und Anlage ihn verbinden. Er schildert die unschuldigen mit ihr geteilten Erlebnisse, die Fahrten auf dem Weiher, die Wanderungen in Wald und Feld, die ersten Eingebungen der Muse, und wie sie beide gern in ernste und innige Gedanken sich vertieften, ‚weil Gott und die Mutter ihnen einen Zug der Schwermut mit in die Seele gegeben hatten‘. Der Vater stirbt, das Vaterhaus schließt sich. Bruder und Schwester scheiden. Sie denkt ans Kloster. René wandert hinaus in die Welt. Er sieht und schildert in großen, prächtigen Zügen, ohne Wortverschwendung, Griechenland, Rom, Kaledonien, wo er das Lied alter Barden, den ‚Ossian‘, vernimmt. Ein Fremdling, kehrt er ins Vaterland zurück, unverstanden von den Menschen, die ihm nichts zu geben haben und von ihm verlangen, was er nicht geben kann. „Man begehrte von mir weder ein edles Streben noch ein tiefes Gefühl. Um mein Leben in Einklang



Abb. 26 · Symbolisches Erinnerungsblatt an den Herzog von Enghien

mit den Ansprüchen der Gesellschaft zu bringen, mußte ich es verkleinern. Wie ein romantischer Kopf behandelt, von der Rolle, die ich spielte, beschämt, von Menschen und Dingen angeekelt, beschloß ich, unbekannt und zurückgezogen zu leben."

Von der Schwester gemieden, in der Einsamkeit von den Träumen seiner Phantasie beglückt und doch verlassen, von unaussprechlicher Sehnsucht nach einem unbekannten Gut erfaßt, dem Dämon seines eigenen Herzens ausgeliefert, empfindet René Ueberdruß am Dasein; in der Ratlosigkeit des Schmerzes, der gegenstandslos und immer gegenwärtig ihn foltert, beschließt er, sich zu töten. Amélie errät aus dem Inhalt eines Briefes den Entschluß des Bruders. Er sieht sie endlich wieder; sie entringt ihm den Schwur, nie Hand an sich zu legen, tröstet ihn, bringt ihm mit ihrer Gegenwart Frieden und Daseinsfreude zurück. Dennoch ahnt er ein Geheimnis und eines Tags sucht er sie vergebens. Sie ist fort, ins Kloster, um den Schleier zu nehmen. Im Abschiedsbrief an René beschwört sie ihn, die Einsamkeit aufzugeben, einen Beruf und eine Gattin zu wählen: „Verachte die Erfahrung und Weisheit der Väter nicht: es ist besser, lieber René, dem Durchschnittsmenschen zu gleichen, als sich in Ausnahmeschicksalen zu gefallen."

Auf dem Weg zu Amélie nimmt René in der berühmten Schilderung Abschied von Combourg und überrascht in der Klosterkirche, am Tag des Gelübdes, das Geständnis der Schwester von einem verbrecherischen Gefühl zu ihm. „In meinem Wahnsinn hatte ich mich einst so weit verirrt, statt unbestimmter Qualen einen wirklichen Gegenstand des Schmerzes zu verlangen. Der Herr, in seinem Zorn, erfüllte den vermessenen Wunsch." René flieht. Amélie stirbt im Dienst der Nächstenliebe, ein Opfer ihres Berufs. „Nichts in dieser Geschichte," spricht der Missionär zum jungen Mann, „verdient das Mitleid, das Du forderst. Du hast Dich in Chimären verloren und den geselligen Pflichten entzogen, um nutzlosen Träumen nachzuhängen. Man ist nicht der Welt überlegen, weil man sie in gehässigem Licht betrachtet. Wer weit genug blickt, verachtet weder den Menschen noch das Leben. Deine Schwester hat gebüßt, aber wenn ich meine Gedanken enthüllen soll, so muß ich glauben, durch eine fürchterliche Vergeltung habe ihr letztes Vermächtnis auch Deine Seele verwirrt. Was suchst Du in den Wäldern, und warum entziehst Du Dich, Deine Tage verschwendend, der nächsten Pflicht? Es ist eine arge Täuschung vorauszusetzen, der Mensch genüge sich selbst! Ohne Gott ist die Vereinsamung gefährlich; sie steigert die seelischen Kräfte und benimmt die Möglichkeit, sie nützlich zu verwenden. Nur im Dienst der Menschheit erfüllen wir unsere Aufgabe. Wer sich ihr entzieht, den strafen geheime Foltern und der verfällt dem Strafgericht des Himmels."

Man sagt, schließt Renés Geschichte, daß er zu Céluta, der von Chactas ihm angetrauten Indianerin, zurückkehrte, doch ohne Glück bei ihr zu finden. Er fiel im Kampf, zusammen mit Franzosen und Natchez von ihren Feinden niedergemetzelt. Noch zeigt man den Felsen, wo er in der Abendstille zu ruhen pflegte.

Gegen die Korruption der Ideen und die Ausschreitungen moralischer Verkehrtheit, gegen das Wertherfieber, das sein Gift in wirklichen Geschehnissen äußerte, gegen Rousseaus Verführungen und den intellektuellen Trugschluß, der Pflichtlosigkeit mit dem Recht des Genies verwechselt, bietet Chateaubriand die Erfahrung und das Beispiel Renés, jenen Seelenzustand auf, den die französische Kritik ‚le mal du siècle' nennt. Allein René selbst bekehrt sich nicht. Seinen berühmten Brief an Céluta enthält allerdings nicht die Episode von 1802, sondern der Roman der Natchez: „Es gibt so schmerzvolle Existenzen, daß sie die Vorsehung anzuklagen scheinen und von der Manie des Daseins, la manie d'être heilen könnten .... Wenn ich nicht mehr bin, wirst Du nicht ungestraft der Liebe eines andern Mannes Dich hingeben. Schwache Umarmungen können nie mehr jene Renés aus Deiner Seele bannen. In Mitte der Wüste und im Gewittersturm preßte ich Dich an mein Herz; Dich an mein Herz; ich trug Dich über den Bergstrom und verlangte, Dich zu töten, um mich zu strafen, und das Glück, das ich Dir gab, auf ewig in Deinem Busen festzuhalten. Du allein, Quelle der Liebe und Schönheit,

Allmächtiger, der, so wie ich bin, mich erschuf, vermagst, mich zu verstehen. Warum stürzte ich mich nicht in die schäumende Flut der Katarakten, um in der Vollkraft der Jugend in den Schoß der Natur zurückzukehren."

Dieselbe Sehnsucht, ‚dem Leben zu entsagen, um in den Armen der Natur mit seinem Schöpfer sich zu verschmelzen,' spricht im ‚Genius des Christentums'. Erst die zweite Romantik, die von 1836, lernte diesen René kennen und verstand ihn mit Recht dahin: von allen Selbstbiographien Chateaubriands sei die wahrste und aufrichtigste diejenige, die auf Wahrheit keinen Anspruch mache. In dieser einen Gestalt, in diesen wenigen Strichen war ein Typus geschaffen und eine neue Psychologie für die Litteratur des Jahrhunderts entdeckt. Vom ‚Don Juan' bis zur ‚Kreuzer-Sonate' fand sie keinen enttäuschteren Ausdruck ihres Pessimismus als den Protest Renés gegen ‚die Manie des Daseins'. Er zuerst verstrickte die Enthüllung seines Innern mit einer obliquen Situation, die den Urteilsspruch der Kritik über der müßigen Frage spaltete, ob denn die Schatten von Combourg die Gedankensünde einer erregten Jünglingsphantasie bargen. Der Nachweis hätte genügt, daß die Träume von damals poetische Früchte zeitigten, denen bis heute der Wurm am Herzen nagt. Wo immer solche Verirrungen ihnen begegneten, haben die Alten sie dem unerbittlichen Fatum zur Last gelegt und das Individuum, ob schuldig oder nicht, seinem blinden Walten geopfert. Das tragische Gefühl, wie gewisse Erfahrungen vom Glück ausschließen, erfüllt auch die Brust Renés. Er legt zwar nicht, wie Werther, Hand an sich, um verbrecherische Gluten zu strafen; ihn entzieht kein rächender Blitzstrahl dem Auge der Menschen. Sondern eben aus der tiefen Unsittlichkeit der Situation schöpft sein Genius das feine Gift, sein Talent den geheimen Zauber, mochte auch der Dichter sich noch so sehr dagegen verwahren. Den Seelenzustand, den er ausdrückte, erfand er nicht. Ihn schuf die skeptische, enttäuschte Atmosphäre der Zeit. Aber er zuerst idealisierte ihn, gewann ihn der Kunst und gab ihm das vornehme, stolze, individuelle Gepräge. Es vergingen Jahrzehnte, bis George Sand und Sainte-Beuve ähnliches bei Senancour, den Verfasser des ‚Obermann', entdeckten, der schon 1798 aufgetreten und unbemerkt geblieben war. Denn Obermann ist der Alltagsmensch und die Einförmigkeit seines Daseins verführte niemanden. Seine schmerzfähige Weisheit flüchtet zur Natur, um passiv zu werden wie sie, denn nichts erhebt ihn über gemeines Menschenlos als die Erkenntnis seines Elends, ohne jeden rettenden Ausblick auf die Chimäre des Ruhmes und die Möglichkeit segenbringender That. Unerreichbar wie das Große und Wahre ist für ihn das Gute. So verklingt in hoffnungsloser Trauer, die Betrachtung Senancours. Ihm fehlte die gestaltende Kraft, die im Ausnahmschicksal des Menschen die Entschädigung des Künstlers findet. Dagegen ist René, der keinem Sohn das Leben schenken wollte, der Vater eines Dichtergeschlechtes geworden. Die Empörung gegen das Schicksal, die ungemessenen



Abb. 27 · Pius VII übergibt dem Kardinal Consalvi, die das französische Konkordat ratifizierende Bulle

Wünschen nur banale Lösungen bereit hält, die Versenkung in das eigene Selbst, sind die Zeichen, woran es sich erkennt. Benjamin Constant schrieb ‚Adolphe‘, Byron den ‚Childe Harold‘, Foscolo den ‚Jacopo Ortis‘, Lamartine, dem man die Kraft nicht zuerkennen will, weil er Anmut besitzt, hat mehr als einmal den schrillen Akkord pessimistischer Weltanschauung angeschlagen. Sie ist der Grundton der Dichtung Alfred de Vignys, bei dem die gänzliche Hoffnungslosigkeit biblischen Ausdruck für das große Lebensrätsel und den durch die Natur gehenden Zwiespalt findet, der sie dazu verdammt, im ewigen Kreislauf ihr Werk zu vernichten. Sie, die große Trösterin des Dichters der ‚Meditationen‘, wirft dem Dichter des ‚Chatterton‘ nur die ironische Antwort zurück, man nenne sie Mutter und sie sei Vernichterin, die in endlosen Hekatomben gefühllos das Verhängnis vollziehe. In ihrer stoischen Objektivität greift diese Form des Pessimismus über René hinaus. Mit weicherer Sinnlichkeit hat Alfred de Musset die gleiche leidenschaftliche Klage verewigt. ‚Ich will Chateaubriand oder nichts sein,‘ rief der junge Victor Hugo. Nicht nur die anfänglichen, katholisch-royalistischen Tendenzen, die gotische Umgebung, den Pomp der Naturschilderungen, die zum Zyklopenbau gefügte Pracht der Antithesen und Metaphern, sondern den romantischen Begriff und die Vergötterung der eigenen Person hat er vom Meister gelernt. George Sand, die der Lektüre des ‚Genius des Christentums‘ die erste Entfremdung vom Glauben zuschreibt, bezeichnet ihr Können, mit jenem Chateaubriands verglichen, als ‚Stümperei‘. Sainte-Beuve kam aus seiner Schule, als er in ‚Volupté‘ Sinnlichkeit und religiöses Empfinden vermischte; Balzac dichtete, im Lys de la Vallée das Lied derselben romantischen Liebe. Selbst der Zyniker Beyle-Stendal schickte zum Buchhändler und ließ ‚Chateaubriand‘ holen, denn er bedürfe der Phantasie.

Sainte-Beuves analytischer Feinsinn versagte, da er unter dem Kartätschengeknatter der Barrikaden von 1848 die ‚Krankheit Renés‘ überwunden glaubte. Es hieße die litterarische Geschichte des Jahrhunderts erzählen, wollte man sagen, welche lebendige Spuren seines Einflusses bei Flaubert, Leconte de Lisle, Sully-Prudhomme, bei Russen, Polen, Spaniern bis heute nachweisbar sind. Gegen den unmittelbaren Erfolg von ‚René‘, der anfänglich dem ‚Atalas‘ nicht gleichkam, lehnte sich Chateaubriand, sich vergeblich selbst verspottend, wie Goethe gegen ‚Werther‘ auf. Er verwünschte sein Werk angesichts blöder Nachahmer und thörichter dummer Jungen mit zerrauftem Haar, die zu stöhnen begannen und nicht wußten warum. Er schwur, nicht zum zweitenmal würde er es schreiben und, wenn er könne, es vernichten. Der Brief an Celuta, da er nach 25 Jahren ihn wieder las, schien ihm an Wahnsinn zu grenzen. Veröffentlicht hat er ihn dennoch, und René blieb unsterblich.

Mit ihm schloß die erste Periode von Chateaubriands schriftstellerischem Schaffen und sein öffentliches Leben begann.

Im Mai 1803 ernannte ihn der Erste Konsul zum Gesandtschaftssekretär in Rom, bei seinem Onkel Kardinal Fesch. Lucien, Madame Bacciochi und Talleyrand hatten das erreicht. Chateaubriand war überglücklich. Die Sicherung seiner pekuniären Stellung und die Ovationen, die auf einer Reise durch Südfrankreich 1802 dem Verfasser des ‚Genius des Christentums‘ entgegengebracht wurden, legten die Wiederaufnahme des gemeinsamen Lebens mit Madame de Chateaubriand um so dringender nahe, als diese, durch die Mißwirtschaft eines Onkels, den Rest ihres Vermögens eingebüßt hatte. Die Gatten waren nach neunjähriger Trennung 1801 in Paris sich flüchtig begegnet. Jetzt eilte Chateaubriand ‚auf 24 Stunden‘ nach der Bretagne, wo seine Frau, ‚auf den Titel seines Buches hin‘, wie sie sagte, ihm nach Rom zu folgen willigte. Auf dem Weg dahin hielt er sich bei dem Sohn seines neuen Verlegers in Lyon, Ballanche, auf. Unter den etwas jüngeren Freunden Chateaubriands blieb der mystisch fromme, poetische Verfasser der ‚Palingenesie‘ und christliche Philosoph einer der edelsten, treuesten und besten.

Am 27. Juni traf der neue Gesandtschaftssekretär in Rom ein. Die ersten Eindrücke waren berauschend. Pius VII

zeigte ihm bei der Audienz im Vatikan sein Buch aufgeschlagen am Schreibtisch; die römische Gesellschaft huldigte ihm. Weder der weltmännisch gebildete Kardinal Consalvi, noch seine Kollegen erhoben Einwände gegen den ‚Genius des Christentums', obwohl Chateaubriand solche gefürchtet zu haben scheint. Nach zehn Tagen erschien Kardinal Fesch. Er war beschränkt, eingebildet, im Grund gutmütig, aber herrisch, mißtrauisch, und Chateaubriand ihm antipathisch. Nachdem ihm berichtet worden war, Chateaubriand sei beim Ex-König von Sardinien gewesen und scheine auch sonst zu thun, was ihm gefalle, begann ein Kampf von Nadelstichen und Kabalen. Fesch meldete dem Ersten Konsul, römische Doktoren der Theologie seien mit der Sorbonne einig darüber, daß Chateaubriands Werk Häresien enthalte. Dieser, jetzt durch Consalvi vom Papst ferngehalten, durch Fesch in die Kanzlei verwiesen, verlangte fort, zurück in die Freiheit, weg von der Stätte, ‚dem Babylon', wo die Religion zu Grunde gehe. Er war auf dem besten Weg, vor Napoleons Krönung durch den Papst, den Zorn des Gebieters herauszufordern, indem er ihn in Streitigkeiten mit Rom zu Gunsten der abgesetzten, nicht konstitutionellen gallikanischen Bischöfe verwickelte. Da kam, um dort zu sterben, Gräfin Beaumont, von dem älteren Bertin, später Redakteur der ‚Débats', geleitet, im Oktober nach Rom. Die Vorahnung des Endes befestigte sie in dem Entschluß, den Freund zur Gattin zurückzurufen, aber sie wollte ihn noch einmal sehen und widerstand allen Bitten Jouberts, die Reise nicht zu wagen. Ihr Schicksal erweckte das tiefste Mitleid, auch bei Kardinal Fesch, der sein Verhalten änderte. Chateaubriand umgab ihre letzten Tage mit der aufopferndsten Hingebung: ‚Sie sind ein Kind, haben Sie es denn nicht erwartet?' sagte sie mit wehmütigem Lächeln, da er, von Schmerz überwältigt, auf ihr Verlangen den Priester rief. In seinen Armen starb sie am 4. November. Zu Saint-Louis des Francais, wo sie begraben liegt, errichtete er ihr das Monument von Stein, mit den sie umgebenden Bildern der Ihrigen und der Klage Rachels, ‚Quia non sunt', und in den ‚Mémoires d'Outre-Tombe' das unvergänglichere Denkmal trauernder Erinnerung. Die Bücher und zwei treue alte Diener der unglücklichen, ungewöhnlichen Frau blieben Chateaubriands Erbe. Am 21. Januar 1804, nachdem er Neapel gesehen und geschildert hatte, schied er von Rom. Das Martyrer-Epos war begonnen,



Abb. 28 · Kardinal Fesch

eine seiner besten Schriften, die damals niedergeschriebene ‚Reise nach Italien', wurde erst 1827 veröffentlicht. Nur der ‚Brief an Fontanes' gab schon 1804 seine römischen Eindrücke in großartiger, klassischer Schönheit und Einfachheit wieder. In Paris erwartete ihn die Gattin und die Ernennung zum Minister der Republik im Kanton Wallis. Napoleon hatte verziehen. Er besaß Verständnis für Naturen, die sich nicht zu fügen wußten. Als Chateaubriand ihn wiedersah, frappierte ihn die Veränderung in seinem Wesen, die innere Kämpfe verriet. Bei dieser Audienz vermied er jedes Gespräch mit Chateaubriand. Am 22. März hörte dieser

ein paar Menschen in der Straße eine Nachricht ausrufen; er eilte zu seiner Frau: ‚Der Herzog von Enghien ist soeben erschossen worden', sprach er atemlos. Am nächsten Tag hielt Talleyrand sein Entlassungsgesuch in Händen. Es war zur höflichen Erklärung abgetont, die Gesundheit von Madame de Chateaubriand sei ernst bedroht: ‚schmerzliche Beweggründe' erforderten seinen Rücktritt aus dem Dienst. Napoleon verstand abermals. ‚Es ist gut', sagte er. ‚Eine überlegene Intelligenz', schreibt Chateaubriand in dem Abschnitt der ‚Mémoires d'Outre-Tombe' der dieser Tage gedenkt, ‚gebiert das Uebel nicht ohne Schmerz: es ist nicht seine natürliche Frucht, und es sollte sie nicht bringen.' Die von seiner Frau gebilligte Handlungsweise Chateaubriands fand, mit Ausnahme Fontanes, der Napoleon gegenüber den Mut der Wahrheit bewährte, keine Nachahmer; Chateaubriand nahm damals und später die völlige Gleichgiltigkeit für das eigene Wohl, wo die Ehre es gebot, zur Richtschnur seines Handelns. Der Stolz und Ruhm der Armut um solcher Motive willen blieb sein. So kehrte er 1804 zur Arbeit zurück. Im November ging er mit Madame de Chateaubriand nach Villeneuve, zu Joubert. Dieser liebte ihn nicht nur; er brachte sein Dasein vorläufig damit zu, ihn zu beobachten und fand das Thema unerschöpflich. Sein vertraulicher Brief von 1803 an Molé, einen Verstandesmenschen, der dem Dichter kühl und kritisch gegenüberstand, ist die psychologische Grundlage aller Studien über Chateaubriand, „der nicht spricht, sich selbst nie enthüllt, um die Welt sich nicht kümmert, ein großes, man möchte sagen, ein unschuldiges Kind geblieben ist, das verschwendet, statt zu geben, dessen Karakterzug ‚le fond d'ennui' bleibt, der zwischen ihm und seinen Gedanken zu liegen scheint." Das Urteil ist, alles in allem genommen, nicht günstig. Ein Jahr später, und Joubert ist wieder unter dem Zauber. Er spricht von unvergleichlicher Güte, von rührender, harmloser Herzenseinfalt und Genügsamkeit; er nennt Chateaubriand heiter, genußfähig, einfach; wie seine Frau im eigensten Element, wenn die Außenwelt sie nicht störe: ‚sein Leben ist für mich ein Schauspiel, aber auch ein Vorbild!' Während des Monate hindurch fortgesetzten Zusammenlebens entdeckten die Freunde auch Madame de Chateaubriand und fanden ein Original. Sie war heiter und ironisch, gänzlich phantasielos, sehr gut, nichts weniger als bequem im Umgang. Von ihr veröffentlichte Tagebücher und Briefe zeigen Humor, treffende Beobachtungsgabe und scharfe Verständigkeit. Chateaubriand klagte scherzend, er habe jetzt zwei harte Köpfe zu regieren, den ihrigen und seinen eigenen. Sie rühmte sich, nie eine gedruckte Zeile von ihm gelesen zu haben, gefiel sich als ächte Bretonin in politischer Opposition, schwärmte für Napoleon, nie für die Bourbons, und äußerte noch 1844, nichts hindere sie, Republikanerin zu sein, sie habe keine politischen Verpflichtungen; die Staatsmänner, die gegenwärtigen und die Leute von einst, hätten genug Dummheiten gemacht, um die Republik herbeizuführen. Was ihr das Schicksal und Chateaubriand auferlegten, trug sie würdig, ohne Klage. Ihr war die Anmut versagt, aber an moralischem Wert blieb sie ihm unvergleichlich überlegen. Sie übte in ihrem wahrhaften Sinn und mit frommer Folgerichtigkeit der Ueberzeugung die Religion, die er pries, und im Grund ihrer heroischen Hingabe lag Liebe zu ihm, der selbst diese Frau, die seine, zuweilen blendete wie die andern. Sie war krank gewesen, als sie 1818, über vierzig Jahre alt, schrieb: „Monsieur de Chateaubriand ist in der Messe; manchmal fürchte ich, er werde gegen Himmel fliegen; er ist zu vollkommen für diese schnöde Welt und zu gut, um vom Tod ereilt zu werden. Wie hat er mich gepflegt! Welche Geduld! Welche Sanftmut! Nur ich tauge zu nichts." Er wußte es anders und that Abbitte: „Habe ich auf meine Gefährtin alle Gefühle, die ihr gebührten und die sie verdiente, übertragen? Was gab ich an Glück für eine nie versagende Neigung zurück? Wenn wir vor Gott zu erscheinen haben, werde ich verurteilt werden. . . . Ich schulde innigen, ewigen Dank meiner Frau, deren Anhänglichkeit ebenso rührend wie tief und treu gewesen ist. Durch sie wurde mein Leben ernster, würdiger, ehrenhafter; sie lehrte mich stets die Ehrfurcht, wenn nicht den Mut der Pflicht." Madame de Chateaubriand

hatte damit begonnen, ihre ganze Jugend der Mutter und den Schwestern ihres Mannes zu weihen. Jetzt, zu Villeneuve, ereilte sie die Nachricht von dem zu Paris erfolgten Tod Luciles. Die letzten Briefe derselben an den Bruder verkündeten Unheil. Sie zitierte das Wort des Propheten: ‚Der Herr wird Dich mit Schmerzen krönen und Dich werfen wie einen Ball' ... ‚Mein armer Bruder, sehe ich Dich jemals wieder? Und wenn, so fürchte ich, Du wirst mich völlig von Sinnen finden.' ... „Mein Dasein erlischt wie eine Lampe, die sich in langer Nacht verzehrte und nun die Morgenröte ihres Sterbens grüßt ... Lebe wohl, Du, dem ich so viel verdanke. Glaube mir, unter allen die Dich lieben, fühlt niemand die Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit meiner Freundschaft zu Dir." Kein Wort verrät, was sie bei der Lektüre ‚Renés', der Erscheinung Amélies empfunden haben mochte. Wir wissen nur von der Uebersendung des Werkes an die Schwester. Sie starb allein und verlassen am 11. November. Chênedollé, der nie aufgehört hatte, die Frau, in der die Schönheit und Reinheit einer himmlischen Seele sich ihm offenbarten, vergötternd zu lieben, schrieb in ein ihren Namen tragendes Notizbuch: „Es ist nicht gut, wenn der Mensch mit seinen Gedanken und Schmerzen zu viel allein ist. Er verzehrt das eigene Herz, wird wahnsinnig und tötet sich ... Es kommt mir der entsetzliche Gedanke, sie habe Hand an sich gelegt. Großer Gott, verzeih! Erlaube nicht, daß eine so schöne Seele in Feindschaft mit Dir schied. Sei ihr barmherzig ... Welcher Seelenqualen bedurfte es, um einen so kräftigen, gut veranlagten Körper zu zerstören!" Bis zuletzt blieb das Schicksal unerbittlich. Die irdische Hülle Luciles, nur von Pauline de Beaumonts Diener begleitet, fand in einem Massengrab die Ruhestatt der Armen. Chateaubriand rührte nicht an ihren Staub. Die Marginalnote des ‚Essai': ‚Das größte mir begegnete Genie besaß eine Frau, sie lebt', bezog sich auf Lucile. Dichtungen von ihr und das



Abb. 29 · Pius VII

Bild der Schwester faßte er zur Perlenschnur im Schrein der ‚Mémoires d'Outre-Tombe'. Mit ihr begrub er seine Jugend. Der Wandertrieb führte ihn damals in die Auvergne, das Dauphiné, die Schweiz. Auch in Paris wechselte er öfters die Wohnung. Er war ruhelos und längst wieder europamüde. Endlich konnte die längst geplante Reise nach dem Orient am 13. Juli 1806 angetreten werden. Seine Frau und Ballanche trennten sich in Venedig von ihm. Einem treuen Diener, Julien, empfahlen sie die Sorge um seinen Herrn, der elf Monate lang, nur durch einige an Freunde gerichtete Briefe von sich hören ließ. Madame de Chateaubriand flüchtete ihre Sorgen zu Joubert. Sie geriet außer sich, wenn man sie mit der Bemerkung beruhigte, was denn geschehen könne? ‚Was alle Tage geschieht — zu Grunde gehen'. Erst aus Algésiras, nachdem Chateaubriand Griechenland, Palästina, Syrien, Aegypten, Tunis, Karthago gesehen hatte, erhielt sie Nachricht von ihm. Er wollte Spanien vor seiner Rückkehr durchwandern. Am 5. Juni 1807 traf er in Paris, einige Tage später in Villeneuve ein, wo er nicht lange blieb und von wo er mit seiner Frau nach der

Hauptstadt zurückging. Litterarische Pläne, der Bedarf des Künstlers nach der Szenerie des Orients, waren der Beweggrund der Reise, nach welcher ‚Les Martyrs', das ‚Itinéraire de Paris à Jérusalem' und die romantische zu Granada und in der Alhambra sich abspielende Novelle ‚Aventures du dernier Abencerage' entstanden. Diese Werke umfassen die zweite und letzte Periode seines künstlerischen Schaffens.

Ein politischer Zwischenfall beschwor, im Zusammenhang mit dem Aufenthalt in Spanien, neue Stürme über Chateaubriand. Im Jahr 1834, wo er Bruchstücke aus seinen Memoiren vorzulesen pflegte, notierte einer seiner Zuhörer, der damals junge Kritiker Sainte-Beuve, die Stelle, die in den ‚Mémoires d'Outre-Tombe' fehlt, jedoch von Chateaubriand selbst korrigiert, handschriftlich aufbewahrt und daher zweifellos echt ist: „Habe ich alles über jene in der Vaterstadt Desdemonas begonnene, im Land Chimenens abgeschlossene Reise gesagt? Zog ich in reuiger Stimmung zu Christi Grab? Ein einziger Gedanke erfüllte mich ... Ich verlangte günstige Winde, um schneller zu segeln, Ruhm, um geliebt zu werden .. Wie schlug mir das Herz, als ich an der spanischen Küste landete! Sollte ich mein Andenken mit derselben Treue, mit der ich meine Proben bestanden hatte, bewahrt finden? Wie viel Unheil ist dem Geheimnis gefolgt!" Auch sein Schleier ist gelüftet worden. Die Frau, die Chateaubriand in Granada erwartete, war Natalie de Laborde de Mereville, seit 1790 mit dem Grafen Noailles, später Herzog von Mouchy verheiratet. Sie war eine schöne, begabte Frau und verfiel 1817, einige Jahre nachdem sie ihre Beziehungen zu Chateaubriand abgebrochen hatte, in unheilbaren Wahnsinn. An sie dachte dieser, wenn er in den Memoiren klagt, er müsse zuweilen fürchten, auf viele Menschen, die er gekannt und geliebt, ein derartiges Verhängnis übertragen zu haben.

Während des Aufenthalts in Spanien illustrierte Madame de Mouchy das Reisewerk ihres Bruders de Laborde. Chateaubriand, der Besitzer des ‚Mercure' geworden war, benützte die Besprechung des Buches zu der berühmt gebliebenen Herausforderung an den Kaiser: „Wenn im Schweigen der Erniedrigung nichts mehr vernehmbar ist als die Kette des Sklaven und die Stimme des Verräters, wenn alles vor dem Tyrannen zittert, und es ebenso gefährlich ist, seiner Gunst zu begegnen als seine Ungnade zu verdienen, dann erscheint der Geschichtschreiber als Rächer der Nationen. Umsonst vertraut Nero seinem Glück: Tacitus ist im Reich geboren; unbekannt wächst er bei der Asche des Germanikus heran, und schon hat die Vorsehung einem unbekannten Kinde den Ruhm des Herrn der Welt ausgeliefert." Napoleon war in Tilsit als dies geschrieben und veröffentlicht wurde. Er tobte und schwur, den kühnen Angreifer zu verderben: „Hält mich Chateaubriand für einen Dummkopf, der nicht versteht? Ich könnte ihn auf den Stufen der Tuilerien zusammenhauen lassen!" sagte er zu Ségur, und drohte, auch Fontanes nach Vincennes zu schicken. Der ‚Mercure' wurde unterdrückt und Chateaubriand auf einige Meilen von Paris verbannt. Diese Strafe währte nicht lange, aber die Unterdrückung des Blattes ruinierte doch seinen Besitzer. Madame de Rémusat, Hofdame der Kaiserin Josephine, die Chateaubriand kannte und sehr bewunderte, sprach dem Kaiser von seiner Lage und dieser half, Graf Ferrand sagt, bis zum Betrag von 70000 Franken. Erst nach vierzig Jahren hörte Barante durch Pasquier von der Sache, die Napoleon nie zur Waffe gegen seinen Angreifer benützt hat.

Als Chateaubriands Vetter und Kampfgenosse der Armee von Condé, Armand de Chateaubriand, im September 1808 gefangen genommen und im Januar 1809 als jahrelanger Agent des Prinzen von Bouillon mit andern Verschwörern zum Tod verurteilt wurde, verweigerte Napoleon Fontanes, Madame de Rémusat und Chateaubriand selbst, dessen in dieser Angelegenheit an ihn gerichteter Brief ihm mißfiel, die erbetene Gnade. Chateaubriand ging zu Fouché, der trocken antwortete, Armand werde tapfer sterben. Er wurde am Charfreitag in der Plaine de Grenelle erschossen. „Chateaubriand wird einige pathetische Seiten schreiben", sagte der Kaiser zu Madame de Rémusat;

„die Damen des Faubourg Saint Germain werden weinen und Sie werden sehen, das wird ihn trösten“. Auch jetzt noch behielt Napoleon eine gewisse Vorliebe für ihn, obwohl er gegen Metternich äußerte, der Dichter glaube sich Chateaubriands. Das Manuskript seiner Dankrede auf den Königsmörder erschien jedoch so bedenklich, daß es dem Kaiser vorgelegt wurde. Dieser las die Verurteilung der That vom 21. Januar und einen Dythirambus auf die Freiheit, der



Abb. 30 · Im Louvre-Palast zur Kaiserzeit

zu allem befähigt, räsonniere ins Leere, gehorche nie, und wolle ihn, den Kaiser, sich dienstbar machen, statt zu dienen, empfand er die Kraft der Dialektik, den Zauber des Stils, der ‚le secret des mots puissants‘ besaß. Nach Marie-Joseph Chéniers Tod empfahl er der Akademie die Wahl ‚für Cäsar auf dem Kapitol‘ nur banale Schmeichelworte fand. Der Kaiser brauste auf: „Wie darf die Akademie es wagen, von Königsmördern zu sprechen, wenn ich, der ich gekrönt bin, mit ihnen speise?“ Er rannte zornig seine Feder durch die beleidigendsten Stellen, und drohte, ‚die

Akademie aufzulösen wie einen schlechten Klub'. Die fast einstimmig erfolgte Wahl Chateaubriands wurde darauf weder ungültig erklärt noch vollzogen. Zwischen ihm und Napoleon, den er gerichtet, verurteilt und dem er doch nach all den flammenden Invektiven seiner Anklageschriften, steigende Bewunderung nicht versagt hat, waren von jetzt an die Brücken gesprengt.

Seit 1807 besaß Chateaubriand bei Sceaux einen kleinen Landsitz, ‚La Vallée aux Loups'. Dort arbeitete er, empfing seine Freunde, pflanzte Bäume und pflegte seine Blumen und den Park. Nur die Winter verlebte er zu Paris. Seine ritterliche Verherrlichung der Vergangenheit, die neuen Glanz auf alte Wappenschilder warf, gewann ihm die royalistische Aristokratie; sie bildete seinen vertrauten Kreis, zur Zeit wo bereits die Jahre des Niedergangs der Napoleonischen Macht die Blicke auf die Zukunft richteten. Die treueste Hingebung fand er bei der Herzogin von Duras, der Tochter eines bekannten monarchisch-konstitutionellen Mannes von 1789, des Grafen Kersaint, der auf dem Schaffot geendigt hatte. Sie war eine begabte, sehr liebenswürdige Frau, auch Romanschriftstellerin, und glich nicht nur durch Häßlichkeit, sondern auch durch Gefühlswärme und ihrem leidenschaftlichen Interesse an der Politik ihrer Freundin Frau von Staël. Da neue pekuniäre Schwierigkeiten Chateaubriand, der sie entfernter verwandtschaftlicher Beziehungen wegen ‚Schwester' nannte, bedrohten, war sie es, die 1811 half. Sie bildete eine Gesellschaft von zehn Aktionären zur Befriedigung seiner Gläubiger, bis der Erlös seiner Schriften ihn loskaufte.

Das Ehepaar Chateaubriand war abwesend, als Madame de Chateaubriand vom Besuch zweier unbekannten Herrn in der Vallée benachrichtigt wurde. Einer derselben hielt auf seinem raschen Gang plötzlich inne, kreuzte die Arme, betrachtete einen Augenblick die Aussicht und sagte zu seinem Begleiter: „Chateaubriand ist nicht zu sehr zu beklagen; hier würde ich gern verweilen." Der Gärtner hatte ein paar hundert Franken für seine Mühe erhalten und übergab der Gebieterin bei ihrer Rückkehr einen Handschuh, der liegen geblieben war und den sie aufbewahrte.

Man schrieb 1810.



‚Die Martyrer' · Der ‚Itinéraire' · Ende des litterarischen Schaffens



ie Martyrer' erschienen 1809, nach achtjähriger Arbeit. „Ich schlafe nicht, ich esse nicht; ich bin krank und ein verlorener Mann jedesmal, wo ich der Muse verfalle", schreibt Chateaubriand 1804. Das Gedicht begleitete ihn in den Orient. Wenn es vollendet sein werde, versprach er, Europa nicht mehr zu verlassen und hielt Wort. Keine seiner Schöpfungen stand ihm höher, schon deswegen weil keine andere ihm die gleiche Mühe kostete. Der Gedanke zu dem Martyrer-Epos führte auf eine Theorie zurück: Im ‚Genius des Christentums' war die Behauptung aufgestellt, die christliche Religion sei der Entwicklung der Karaktere und dem Spiel der Leidenschaften in einer epischen Dichtung günstiger wie das Heidentum; die christliche Wunderwelt vermöge ‚vielleicht' den Vergleich mit der seinigen zu bestehen. Es galt, ein Beispiel aufzustellen, wobei, im selben Rahmen, die Moral, die Opfer, die Kulte der beiden Religionen gegenüber gestellt, die Gestalten der Bibel und jene der Odyssee, der Jupiter Homers und Miltons Jehovah eingeführt werden sollten, ohne die Ehrfurcht, den Geschmack und die Wahrscheinlichkeit zu

verletzen. Der geschichtliche Zeitabschnitt, der das ermöglichte, fand sich gegen Ende des III. Jahrhunderts, mit Beginn der diokletianischen Christenverfolgung. Die neue Religion herrschte noch nicht, aber sie errichtete bereits ihre Altäre. Die Martyrer, die für Christus starben, wurden heidnischen Göttern geopfert. Zum letztenmal traten die zwei Weltanschauungen einander gegenüber. Franken und Gallier, Römer und Griechen, Judäa, Aegypten, Sparta, Athen, Memphis, Arkadien und die thebaische Wüste umschloß das historische Drama. Diokletian wurde entlastet; Galerius und Hierokles, der Präfekt von Alexandrien, ‚ein Sophist‘, nach dem Vorgang Fleurys und Tillemonts als Urheber der Verfolgung gebrandmarkt. Hieronymus, Augustinus, Pharamund, wären ohne Anachronismen der Darstellung, die sie nicht entbehren wollte, verloren gegangen. Fénelons ‚Telemach‘ blieb das Vorbild. ‚Die Dichtung Chateaubriands hat es stellenweise übertroffen, niemals erreicht‘, urteilt Sainte-Beuve.

Der ‚Telemach‘, von einem viel gründlicher geschulten, aneignungsfähigen poetischen Genie mit spielender Anmut gedichtet, besaß einen einzigen Vorzug. Er diente keinem System, er sprach zu einer Seele. Dieses Werk, das der strenge Geist des XVII. Jahrhunderts zu wenig ernst und eines Priesters nicht würdig fand, weil es unbedenklich die profane Inspiration bei Homer, Hesiod und Vergil borgte, war vielmehr die wirksamste Predigt, die das Zeitalter der größten Kanzelredner der Katholizität vernahm. Im ‚Telemach‘ hat Fénelons überlegene Einsicht und warme Menschenliebe zum Erben der französischen Krone gesprochen und ihn auf immer für ein Reich der Gerechtigkeit begeistert. Der vernichtende Schlag gegen das System Ludwigs XIV, das Frankreich betteln schickte, ist in der Seele eines dreizehnjährigen Knaben geführt worden, den sein Mentor von da an nur zweimal flüchtig wiedersah. In diesem Buch zuerst wurde der Schiffbruch des Absolutismus verkündet, der Fürst dem Gesetz verpflichtet, zur Erkenntnis herangebildet, er solle der Vater, nicht nur der Herr sein, vor den Schmeichlern, den Hinterbringern, den Verführern, endlich vor sich selbst gewarnt! Wer wagt zu sagen, was Frankreich gewonnen, was es verloren hätte, wenn der asketisch strenge, religiös unduldsam wie sein Lehrer und diese ganze Zeit gesinnte Herzog von Burgund regiert hätte? Wir wissen nur, wie makellos sein Leben war und besitzen das Zeugnis seiner Schriften. In rastloser Arbeit bereitete er sich auf den fürstlichen Beruf, dessen höchstes Ziel darin bestand, der hilfreiche König des armen Volkes zu werden. Allein im Geburtsjahr J. J. Rousseaus, 1712, sank der Marzellus der Dynastie und mit ihm die monarchische Reform zu Grabe. Der ‚Telemach‘, der ihr Programm enthielt, kömmt dennoch einer That gleich, vor deren Tragweite die großen litterarischen Vorzüge des Buches verblassen. Wie das ganze XVIII. Jahrhundert zollte ihm Chateaubriand die rückhaltlose Bewunderung, die über Fénelons staatsmännischer Bedeutung andere Elemente seiner komplizierten geistigen Persönlichkeit unbeachtet ließ. Insbesondere bestärkte der ‚Telemach‘ den Dichter der ‚Martyrer‘ in der litterarischen Theorie, die Uebersinnliches zur poetischen Anschauung bringen wollte. Allein Fénelon war ein tiefsinniger, mystisch veranlagter Metaphysiker, der, wie Dante, das Paradies im Licht der Theologie vergeistigte. Chateaubriand dagegen ist genötigt, zu apokalyptischen Bildern oder menschlichen Vergleichen Zuflucht zu nehmen. Ihm versagen die Visionen des Himmels. Er ersetzt sie durch selige Geister, die das Handeln der Menschen begleiten, den Elementen befehlen, mit Dämonen streiten und göttliche Siege wie homerische Helden erkämpfen.

Diese epische Schlacht, die in Unterwelt und Paradies verloren ging, wurde von Chateaubriand dennoch durch irdischere Mächte gewonnen. Ihr Held ist Eudor, Grieche von Abkunft, der Cymodocäa, die Tochter der Homeriden, zum Christentum bekehrt, zur Gattin gewinnt und mit ihr in der Arena stirbt. Dieser Enkel Philopoemens, in griechischer Gedankenwelt und christlichem Bekenntnis herangewachsen, verfällt den Römern, kämpft, zum Führer ihrer Legionen erhoben, auf den Schlachtfeldern des Weltreichs, gerät in die Gefangenschaft der Franken, lebt unter den Galliern, wird Befehlshaber von Armorika,

wo er Velleda begegnet. In der christlichen Gemeinde ist die Stelle dieses Besiegers der Barbaren fortan unter den Büßern; der Weg zurück nach Rom geht durch die Thebais, während Cymodocäa im Jordan von Hieronymus die Taufe empfängt. Die Bekenntnisse Eudors versagen sich die Bilder heidnischer, von Augustinus verschwiegener Verführungen nicht. Es gelingt ihm, Konstantins Flucht aus Rom zu beschützen. Der Untergang der Götter, das Emporsteigen einer neuen, unter dem Zeichen des Kreuzes triumphierenden Welt ist Eudors Prophezeihung im Amphitheater, wo er die Leiche der Gattin in den Armen, sein Opfer vollendet. Die große künstlerische Wirkung hat dieses Prosagedicht durch seine Episoden erzielt. Auf der Schule zu Blois fiel Augustin Thierry, dem künftigen Geschichtschreiber der Merovinger, Chateaubriands Buch in die Hände. Es überkam ihn wie die Offenbarung totgeglaubter, ferner Zeiten und Menschen. Bebenden Herzens las er die Schilderung der Frankenschlacht, den Kriegsgesang teutonischer Barbaren: ‚Pharamund! Pharamund! mit dem Schwert erfochten wir deine Siege. Auf der Wahlstatt liegen die Väter, die Raben badeten in ihrem Blut; . . . frohmutig fallen auch wir. ‚Auf die Begeisterung, die ihn damals ergriff, führte er den Entschluß, Geschichtschreiber zu werden, zurück. Erblindet ließ er sich 1840 noch einmal die Stelle vorlesen. „Alle diejenigen", schrieb er, „die an der Arbeit des Jahrhunderts sich beteiligten, sind in einer oder der andern Art und Weise von Chateaubriand ausgegangen; es ist keiner, der ihm nicht das Zeugnis des Dankes schuldete:

‚Tu duca, tu signore e tu maestro'."

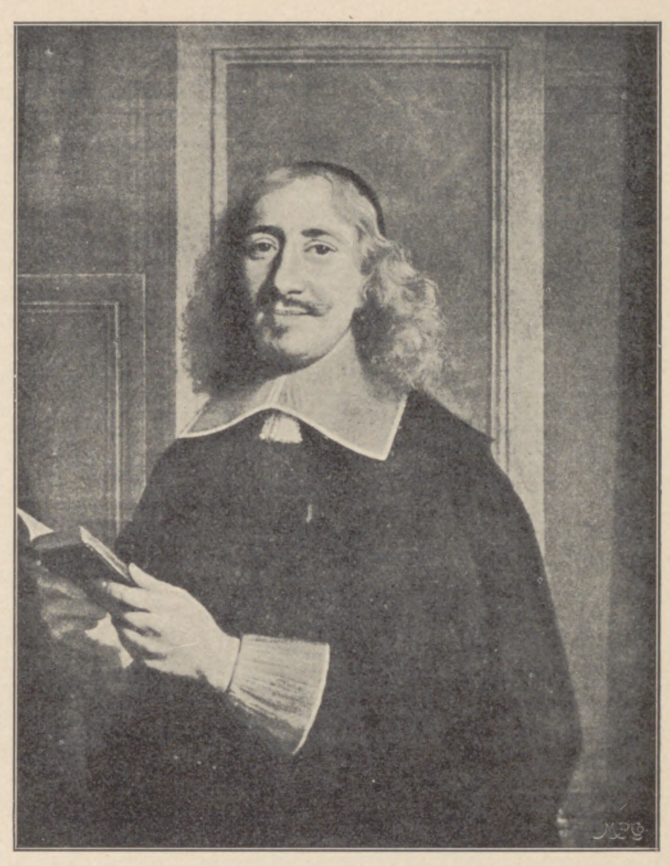


Abb. 31 · François de Fénelon

Im bretonischen Heimatland, in der Traumwelt seiner Jugend, begegnete dem Dichter die großartigste seiner Frauengestalten, Velleda, die Priesterin und Prophetin der Druiden. Von Eudor gefangen genommen, überwältigt ihre wilde Schönheit den Besieger, wie nach ihm die Poesie selbst:

‚Silence! elle paraît au pied du chêne antique;
Le feu de ses regards a dévoré ses pleurs;
Et ses cheveux mêlés à la verveine en fleurs
Ombragent de son front la pâleur prophétique.'

Als die Schuld entdeckt ist, und ihr alter Vater mit seinen Galliern die Schmach der entehrten Jungfrau am Römer zu rächen kömmt, erscheint die weißgekleidete Velleda mit aufgelöstem Haar auf ihrem Streitwagen am Schlachtfeld, jagt die schäumenden Rosse mitten in die Reihen der Kämpfenden und ruft: ‚Gallier, haltet ein! Die Mörderin des Vaters bin ich! Den Römer trifft keine Schuld. Die Jungfrau

von Sagne hat freiwillig ihr Gelübde gebrochen.‘ Den Kranz vom blonden Haar reißend, zieht die Druidin die goldene Sichel vom Gürtel und gibt sich den Tod. „Wie die Schnitterin, deren Arbeit gethan ist, und die müde bei der Ackerfurche einschlummert, bricht Velleda gesenkten Hauptes auf dem Wagen zusammen. Die Sichel entfällt ihrer Hand; die Lippen versuchen vergebens noch einmal, den Namen des Geliebten zu stammeln; er aber lebte nur mehr in den Träumen der Tochter Galliens: ein unbesiegbarer Schlummer hatte ihre Augen geschlossen.“

Die Chateaubriands Stil prüfende Kritik fand ihn in den ‚Martyrern‘ auf der Höhe seines Könnens. Nach Villemains Urteil erreichte er solche Wirkungen nicht wieder. Dem vorwiegend rhetorischen Geschmack der Franzosen erschien diese Kunst nicht nur prächtig, sondern natürlich. Wie einen Edelstein habe er seine Prosa geschliffen, sagte der Dichter, und bezeichnete dieses als das korrekteste seiner Werke. Benjamin Constant, obwohl er es eintönig bis zur Langweile fand, mußte doch gestehen, es habe Schönheiten, die wie eine herrliche Musik entzückten; auch er nennt seinen Verfasser den größten Schriftsteller, der Frankreich geschenkt wurde.

Dennoch behaupteten ‚Die Martyrer‘ ihren Erfolg nicht unbestritten. Man konnte nicht von Tyrannen sprechen, ohne Napoleon zu beleidigen. Die Karakteristiken des Galerius und Hierokles wurden zu Anspielungen; Fouché äußerte, man müsse Chateaubriand des christlichen Parterres berauben; der Kritiker Hoffmann spottete im offiziellen Regierungsorgan ‚über das schlechte Buch eines großen Talentes‘: es werde den Philosophen und Freunden heidnischer Mythologie besser als den Gläubigen gefallen. Chateaubriand mußte für den Erfolg des ‚Genius des Christentums‘ büßen und durch die Anerkennung des jungen Guizot und schöne Verse von Fontanes für beleidigende Angriffe sich entschädigt halten, welche die mehr und mehr feindlich gesinnten einstigen Freunde von 1789 willig unterstützten. Aber er litt unter diesem Umschwung der öffentlichen Meinung, verteidigte sein Buch und bezeichnete es als dasjenige seiner Werke, das entscheidend für das Urteil der Nachwelt über ihn bleiben werde. Die beste Widerlegung seiner Kritiker brachte der Beifallsturm, der 1811 das Erscheinen des ‚Itinéraire de Paris à Jérusalem‘ begrüßte. Die Pressen vermochten kaum den Bedarf des Publikums zu decken; die Uebersetzungen folgten sich; das Material, das im Epos für großartige Wirkungen und pomphafte Schilderungen römischer Größe und Städtepracht verwertet worden war, wurde hier noch einmal spielend bewältigt. Dasselbe Talent, das oft bis zur Ermüdung gewaltige Gegensätze und feierliche Perioden häufte, entwickelte hier ganz neue Vorzüge, Humor, gute Laune, feine Beobachtungsgabe, Witz und den unübersetzbaren, unersetzlichen Esprit. Die andern Eigenschaften blieben, ohne den leichten Fluß der Erzählung zu stören. In Griechenland, vor allem in Athen, auf der Akropolis, wo nach Lord Elgins Plünderung nur noch wenige Skulpturen des Parthenon, ‚von der Sonne vergoldet, Leben zu atmen und sich zu regen schienen,‘ offenbarte sich Chateaubriand die Kunst, der von da an seine ausschließliche Bewunderung gehörte. Diese äußerte sich nicht nur im Kultus ihrer Schönheit, sondern in heftiger Reaktion gegen die Kunst des Mittelalters, die er im ‚Genius des Christentums‘ dem Verständnis seiner Zeit zurückgewonnen hatte. ‚Die Gotik, die uns heute verdummt‘, schrieb er mißmutig 1839, und erklärte lebhaft, es sei nicht seine Schuld, wenn diese tödlich langweiligen Anpreisungen von Kathedralen und Klostergängen wie Epidemien um sich griffen und den Geschmack verdarben. Wahrhaft heimisch und beglückt fühlte er sich fortan auf klassischer Erde, wo Kunst und Vergangenheit sich offenbarten, in die er an der Hand Homers und der Griechen sich vertiefte. Er flocht aus hellenischen Dichtern eine Blumenlese zum Kranz und beanspruchte kein höheres Verdienst, als die Freude des Dilettanten am Schönen mitteilend zu empfinden. Aber er that es so wohl vorbereitet, wie der Stand damaliger Kenntnisse es ermöglichte, und durfte, wie nur selten ein Franzose, von sich sagen: ‚anch‘ io sono pittore‘.

Wenn er die Ruinen Spartas nicht entdeckte, so hat er sie doch gemalt, und die Wechselwirkung zwischen hellenischer Landschaft und Architektur mit künsterischem

Feingefühl wiedergegeben. Die archäologische Schule von Athen, die ihn zu ihren Mitbegründern zählt, zollte den Tribut wohlverdienten Dankes. Im gleichen Sinn ist Chateaubriand der erste der Philhellenen. In Konstantinopel, bei Napoleons Botschafter, dem General Sebastiani, der ebenso dachte wie er, vertrat er die Sache der griechisch-christlichen Völker. Der ‚Itinéraire' verurteilt schonungslos die türkische Mißwirtschaft und gehört zu den Büchern, welche die heranwachsende Generation für Griechenlands Befreiung begeisterten. In der ‚Note' von 1827 führte Chateaubriand, damals Mitglied des griechischen Komites, und ebenso vor den Pairs die 1809 angebahnten Gedanken aus, indem er sagte: „Es ist nicht wahr, zu behaupten, daß das politische immer vom natürlichen Recht getrennt sei. Es gibt Verbrechen, durch welche die soziale wie die sittliche Ordnung gestört und die politische Intervention gerechtfertigt wird. England, da es 1791 die Waffen gegen Frankreich ergriff, gab die Gründe dafür an. Es erklärte, nicht in Frieden mit einem Lande leben zu können, in welchem der Besitz angegriffen, die Bürger verbannt, die Priester in die Acht erklärt und alle die Menschlichkeit und Gerechtigkeit schützenden Gesetze abgeschafft waren. Wer dürfte heute den Beweis antreten, daß Hinschlachtungen, Verbannungsdekrete und Expropriationen in Griechenland nicht an der Tagesordnung seien? Wer behaupten, es sei gestattet, mit gekreuzten Armen der Vernichtung mehrerer Millionen von Christen zuzusehen? Verabscheuenswürdige und beschränkte Geister, die sich vorspiegeln, ein Unrecht sei durch die bloße Thatsache seines Vorhandenseins vor seinen bösen Folgen geschützt, sind der Fluch staatlicher Gemeinwesen . . . Eine unmoralische Politik jubelt über vorübergehende Erfolge; sie weist mit ironischer Verachtung die Forderungen des Gewissens und die Ratschläge der Ehrlichkeit zurück: ihr begegnet unfehlbar die Rache der Revolution, die ihr schweigend gefolgt ist."

Inbezug auf Chateaubriands Schilderung Palästinas hat u. a. Titus Tobler das Urteil gefällt, seine Reise dahin sei aus Reisebeschreibungen entstanden. Es bleibt vielmehr ein Vorzug, wenn der ‚Itinéraire' nicht mit gelehrtem Ballast beschwert ist, der, weil längst veraltet und überwunden, heute über Bord geworfen werden müßte. Sein Verfasser verwies in die Einleitung und in Noten, was er in dieser Beziehung zu sagen hatte. Diese enthalten den Beweis, mit welch unermüdlichem Wissensdrang er durch Lektüre der vorhandenen Litteratur, bis herab zum Werk seines Vorgängers Volney, sich zur Fahrt nach dem Orient vorbereitete. Das Kolorit, das künstlerische Anschauungsvermögen, die Empfindung, besaß er allein. Mit Einschluß Lamartines ist, um solcher Vorzüge willen, der ‚Itinéraire' noch heute das vielgelesenste, geschätzte Buch. Bilder, wie jenes des verlassenen, trauernden, in Schweigen gehüllten Jerusalem von damals bleiben unvergessen, und Chateaubriand ist einer der größten Darsteller untergegangener Zeiten, erinnerungsreicher Ruinen, süd-



Abb. 32 · Napoleon · Les Bonnes Nouvelles

licher Gestade und vor allem des Meeres, ‚der Heimat, die mit uns wandert', der er nie die sehnsüchtige Treue brach.

Wie sein erstes Werk, ‚die Natchez', zugleich eine Reisebeschreibung und persönlich Erlebtes unter Form eines Romans gaben, so schließt auch die ein Jahr seines Lebens schildernde Orientreise mit der romantischen Novelle ‚Der letzte der Abenceragen'.

Es war jedoch 1809 selbstverständlich ausgeschlossen, Spanien und sein Volk zu verherrlichen. Die Zensur, die den von Chateaubriand zur Widerlegung seiner Gegner geplanten Wiederabdruck des ‚Essai' verboten und verschiedene Stellen des ‚Itinéraire' gestrichen hatte, untersagte die Veröffentlichung der harmlosen Geschichte Aben-Hamets, des maurischen Helden, sodaß sie erst 1829 erschien.

Ein Menschenalter nach dem Fall Granadas, so erzählt sie, kehrt der Jüngling, von unwiderstehlichem Heimweh nach den Feengärten der Vega und den Palästen seiner Ahnen getrieben, von Karthago, wo die Seinen eine Heimstätte fanden, nach der Alhambra zurück. Dort findet er Blanca, die wie er selbst einem Heldengeschlecht entsprossen ist, und ihre Herzen begegnen sich in heroischer, entsagender Liebe. Denn Aben-Hamet schwört den Glauben seiner Väter nicht ab und hält den Eid, der ihn zur Vergeltung des vergossenen Blutes verpflichtet. Im ‚Saal der Zwei Schwestern', auf den Arabesken der durchsichtigen Marmorwand, stehen die Namen Blancas und Aben-Hamets. Sie blieben sich treu, aber niemals sahen sie sich wieder. Unter einer Palme, nahe bei Tunis, auf einfachem Leichenstein ist der Name Desjenigen, der hier Ruhe fand, nicht genannt. Nur die Legende bezeichnet das Grab als das des letzten Abenceragen. In der Höhlung des Steins sammelt sich das Regenwasser, mit welchem die Vögel der Wüste ihren Durst löschen.

Abb. 33 · Louis XVIII

Der Novelle verleihen drei Romanzen besonderen Reiz. In der bretonischen Heimat und später auf seinen Wanderungen beachtete und sammelte Chateaubriand Volkslieder und einfache Gesänge: Nicht für die ‚Henriade', sagt er einmal, würde er diese schlichten Melodien hergeben, die das Herz des Volkes besser als alle Gebilde der Phantasie enthüllen. Indem er, fügt er hinzu, ‚an Stelle des allegretto das adagio gesetzt habe', gelang ihm die Umgestaltung einer französischen Volksweise zur ‚Romanze an Helene'; ebenso entstanden die ‚Ballade Aben-Hamets' und ‚die Romanze des Cid' auf die Anregung hin, die spanische nationale Lieder gaben. Mit Ausnahme des schönen Gedichtes, das 1821 zu Char-

lottenburg, am Grab der Königin Luise entstand, hat Chateaubriand in gebundener Rede so melodische Rhytmen nicht wieder gefunden, obwohl er sich gern auf den Ausspruch Fontanes berief, ‚ihm wären beide Instrumente, Vers und Prosa verliehen gewesen'.

Im Jahre 1811, dem fruchtbarsten seiner litterarischen Produktion, in der Vallée aux Loups, begann er, nach dem ‚Itinéraire' die Niederschrift seiner Memoiren und dichtete bald darauf den ‚Moses', ein biblisches Drama in Alexandrinern. ‚Eine vornehme Langeweile' hatte, in Weimar, Frau von Staël geklagt, als sie in ihrer warmen Bewunderung für Goethe vergebens sich bemühte, in die ihr verborgenen Schönheiten der ‚Natürlichen Tochter' einzudringen. Sainte-Beuve kam, nach der Lektüre der Moses-Tragödie, zum gleichen Schluß. Fünf Vorstellungen und ein Defizit waren alles, was Chateaubriand 1834 mit der im Theater zu Versailles erfolgten Aufführung durchsetzte. Der Dichter von ‚Atala' und ‚René' wollte, wie er in der Vorrede sagt, durch die klassische Form des Werkes Abbitte für das Verfangen der jungen Romantik thun, die ihn mit der Verantwortung für ihre Ausschreitungen belastete. Das Unternehmen schlug fehl, aber der poetische Bilan Chateaubriands war reich genug, um den Verlust zu tragen; er selbst hat die Tragödie nur schwach verteidigt. Das Tagebuch des Historikers Simonde de Sismondi, der Chateaubriand 1813 im Salon von Madame de Duras kennen lernte, liefert den von des Dichters Biographen bisher unbeachtet gelassenen Beweis, daß die für das Martyrerepos erforderlich gewesenen Forschungen ihren Verfasser schon damals zur Niederschrift der ‚Historischen Studien' veranlaßten. Sie wurden erst später vollendet und 1831 veröffentlicht, aber ihren Inhalt und Gedankengang besprach Chateaubriand mit Sismondi, ohne des Zwecks seiner Betrachtungen zu erwähnen. Dieser war erstaunt, den Verfasser des ‚Genius des Christentums' ‚so vorurteilsfrei und viel geistreicher, als er dachte', zu finden. Er wurde zum ersten Vertrauten eines intellektuellen Fortschreitens, welches von da an zur Einsicht von der Notwendigkeit neuer Methoden zur Verteidigung der alten Wahrheit sich emporarbeitete und durch welche Chateaubriand von der Litteratur zur Geschichtswissenschaft überging.

Am Schluß der ‚Martyrer', auf der Höhe des Schaffens, hatte er, in bewegten Worten und für immer, Abschied von der Muse genommen: „Ich erkenne die Schranken des Wettlaufs und bedarf, um den letzten Hymnus anzustimmen, Deines Beistands, o Muse, nicht mehr. Denn künftig will ich von Liebe und den verführerischen Träumen der Menschen schweigen, und, mit der Jugend, auch der Leier entsagen. Lebe wohl, Trösterin meiner Tage, Gefährtin ihrer Freuden und ihres Leids, von der ich ohne Thränen scheiden möchte. Kaum der Kindheit entwachsen, bestieg ich mit Dir ein schnelles Schiff; die Stürme, die meine Segel zerrissen, hat Dein Gesang begleitet; Du folgtest mir unter das Laubdach des Indianers. Dank Dir fand ich in der amerikanischen Wildnis die Haine des Pindus. Auf Deinen Flügeln entdeckte ich die in Wolken gehüllten verlassenen Gebirge von Morven; ich fand die Wälder Irmensuls; ich folgte dem Lauf des Tiber; ich grüßte die Olivengärten des Kephisos und die Lorbeergebüsche des Eurotas. Du zeigtest mir die Zypressen des Bosporus und die einsamen Grabstätten des Simoës. Mit Dir überschritt ich den Hermus, verehrte die Wasser des Jordan und betete auf dem Berg Sion. Zusammen betrachteten wir die Ruinen von Memphis und Karthago, und beschworen in den Palästen Granadas Erinnerungen der Ehre und Liebe. O Muse, Deiner Lehren will ich eingedenk bleiben und das Herz, das Du bis zu Dir erhoben hast, nimmermehr erniedrigen. Die Geistesgaben, die Du verliehst, schwächt der Flug der Jahre; die Stimme verliert den frischen Klang, die Hand wird zu steif, um die Laute zu spielen. Aber die Gefühle, die Du erwecktest, überdauern Deine flüchtigeren Gaben. Bevor wir scheiden, lasse mir den unabhängigen Sinn eines unbescholtenen Lebens. Dann mögen ernste Genien, das Buch der Dichtung schließend, die Blätter der Geschichte für mich aufschlagen. Die Tage der Illusionen widmete ich verführerisch heitern Bildern der Täuschung. Das Alter soll nicht vergeblichen Wün-

schen, sondern dem Dienst der Wahrheit gehören.“

Der Entschluß Chateaubriands war gefaßt, bevor die Ereignisse über seine Zukunft entschieden. Nach seiner Gewohnheit trug er den Verhältnissen dabei nicht Rechnung. Die Orientreise, die ihn 50,000 Franken gekostet hatte, ließ ihn bei der Rückkunft in die Heimat in peinlichen Geldverlegenheiten, ohne daß er deswegen seine Gastfreundschaft beschränkte. Er beschreibt sein damaliges ‚zwischen Ruhm und Ehren, Demütigungen und Insulten‘ geteiltes Dasein, das der ‚Gott weiß warum‘ vom ‚Itinéraire‘ erzielte ungeheure Erfolg auch pekuniär wieder erleichterte. Unter den häufigen Besuchern seines gastlichen Hauses zu Paris war 1812—13 Alexander von Humboldt, dem er auch zuweilen abends mit Cuvier, Abel Rémusat, Molé, Mathieu de Montmorency, de Villèle, Villemain, de Barante im Salon von Madame de Duras begegnete. Junge aufstrebende Talente wie Victor Cousin, die mit Chateaubriand in Fühlung sich zu setzen wünschten, wurden höflich, aber kühl ferngehalten. Er lehnte es immer ab, zum Haupt einer Schule, zu einem litterarischen Mittelpunkt gemacht zu werden, diskutierte nicht gern, sprach wenig und hat die persönliche Berührung mit der jüngeren Schaar französischer Dichter und Schriftsteller stets mit Absicht vermieden. Am liebsten auf einen intimen, durch weibliche Einflüsse bestimmten Kreis beschränkt, in allen Lebenslagen ein unermüdlicher, methodischer Arbeiter, verbrachte Chateaubriand die letzten Jahre des Kaiserreichs zuwartend, in wachsender patriotischer Erregung und in vertrautem Umgang mit Royalisten. Die Biographie Napoleons — ein ganzes Buch der ‚Mémoires d'Outre-Tombe‘ — gab später in dramatischen Zügen die Eindrücke jener Tage wieder. Allen Gegensätzen zum Trotz überwältigte auch ihn die Größe des Genius, ‚der die Tragödie zu sich herabzog‘. Die Katastrophe, die endlich hereinbrach, fand ihn bereit. In die Wagschale der Geschicke seines Landes warf er im entscheidenden Moment, wie einen Feuerbrand, das Pamphlet ‚De Bonaparte et des Bourbons‘.



Die erste Restauration · Chateaubriands gemäßigte Politik



hateaubriand sagt in Bezug auf seine erste politische Schrift, die Möglichkeit einer Invasion Frankreichs sei ihm dabei nicht in den Sinn gekommen, so fest habe er Napoleons Genius und der Tüchtigkeit seiner Heere vertraut. Wohl aber glaubte er an eine bevorstehende Auflehnung gegen sein despotisches Joch. Den geheimen Verhandlungen, durch die seit Ende 1813, bereits vor Napoleons Abreise zur Armee am 25. Januar 1814, royalistische Missionen eine Restauration des Bourbons in London vorbereiteten, stand er gänzlich fern. Der royalistische Agent Vitrolles, der Mitte März zu Chatillon im Einverständnis mit Pozzo di Borgo und Stein den politischen statt des strategischen Kriegs und den Marsch auf Paris forderte, ‚weil dort die Monarchie wieder auferstehen werde‘, nennt Chateaubriand in den ‚Mémoires d'Outre-Tombe‘, wegwerfend ‚den chuchoteur‘ der Legitimität. Jeder subalterne Intrigant, sagt er, habe mehr Recht und Einfluß wie er selbst in den Tagen gehabt, da Ludwig XVIII bereits den Fürsten Talleyrand seiner wohlwollenden Gesinnung im Fall einer Restauration versichern ließ. Der einzige, der auf Chateaubriand aufmerksam blieb, war Napoleon. Im Jahr 1813 ließ er ihm den bereits 1812 von Rußland aus erteilten Befehl, Paris zu verlassen, mündlich erneuern. Chateaubriand gehorchte, ging auf einige Zeit nach Dieppe, bezog jedoch während des Winters eine Wohnung in der Hauptstadt, Rue de Rivoli, und vollendete dort, ‚mit doppeltem Text, die Flugschrift oder die Rede‘, diese im Hinblick auf den Fall einer nationalen Entscheidung durch

Beschluß auf dem Pariser Stadthaus. Das Manuskript, ‚dessen Entdeckung ihm den Kopf kosten konnte', verwahrte er nachts unter seinem Kopfkissen und schlief mit geladenen Pistolen. Tagsüber glaubte es Madame de Chateaubriand am besten geborgen, wenn sie, in ihres Gatten Abwesenheit, es immer bei sich trug. Der Schrecken raubte ihr die Besinnung, als sie es eines Morgens auf der Straße verloren glaubte.

Durch die Lage, die sich täglich veränderte und einer Krisis zueilte, erklärt sich der Zeitpunkt der Veröffentlichung. Mit Ausnahme Englands widerstrebten die Mächte entweder einer Restauration wie der Zar, oder sie waren doch völlig gleichgültig. Erst am 29. März verpfändete sich ihr Talleyrand durch einen Brief ohne Unterschrift an den Freiherrn vom Stein, den zwei Royalisten nach Dijon überbrachten. In der Nacht vom 30. zum 31. März, nach der Abreise der Regentschaft zur Kaiserin nach Blois, kapitulierte Paris. Talleyrand, durch einen Wink Pasquiers in seiner Absicht unterstützt, hatte dafür gesorgt, auf dem Weg nach Blois an der Pariser Barrière zur Umkehr gezwungen zu werden. Am selben 31. März durchstrich der Zar zu Bondy den letzten Satz der von Pozzo di Borgo aufgesetzten Proklamation an die Pariser, die sie aufforderte, ‚das Heil in der Rückkehr zur legitimen Autorität zu suchen'. Alexander hielt sich durch seine Versprechungen der freien Selbstbestimmung der Nation verpfändet, und so enthielt dieselbe nur die verdeckte Aufforderung, von Napoleons Sache sich loszusagen. Mittags hielt er mit dem König von Preußen seinen Einzug in Paris. Im Elisée empfing er, nach Semallés Mémoiren, eine Deputation von Royalisten, unter ihnen Chateaubriand. Dieser war dem Zaren wohlbekannt, und zu Rom, 1803, und wieder 1812 ein Ruf nach Rußland an ihn ergangen. Einige Stunden nach dieser Audienz wurde Alexander Talleyrands Gast im Hotel Saint-Florentin. Bei der am Abend dort abgehaltenen Konferenz, in welcher der Friedensschluß mit Napoleon, die Regentschaft seines Sohnes oder die Zurückberufung der Bourbons vom Zaren in Vorschlag gebracht wurde, war der Fürst von Benevent der einzige anwesende Franzose. Im Namen Frankreichs verlangte er die legitime Monarchie. Man schenkte seiner Erklärung, Gefühle hätten keinen Anteil an dieser Forderung, willig Glauben. Er stützte sie auf den Ausspruch, die Bourbons seien ein Prinzip, alles übrige eine Intrigue. Auf des Zaren Einwand, wie denn der nationale Wille durch die konstituierten Gewalten erkannt werden könne, machte Talleyrand sich für die Entscheidung des Senates verantwortlich. Es wurde die Erklärung beschlossen, in welcher die Alliierten es feierlich ablehnten, mit Napoleon zu verhandeln. Oder mit einem Mitglied seiner Familie, wie Talleyrand ergänzte. Zwei anwesende Oesterreicher stimmten bei. Kein Engländer war bei der Entschließung zugegen, durch welche Europa Pitts politisches Testament vollzog. Am 1. April ernannte der Senat die proviso-



Abb. 34 · Kaiser Alexander I

rische Regierung, der Talleyrand präsidierte und zu dessen Mitgliedern der Royalist Abbé de Montesquiou als Vertreter der Zukunft und des Königs gehörte. Aus dem Hotel Saint-Florentin kamen die Einflüsse, die die Abstimmung der Senatoren entschieden und die ministeriellen Ernennungen, welche die Portefeuilles unter monarchisch gewordenen Bonapartisten und Republikanern teilten. Am nächstfolgenden Tag löste der Senat den ersten Teil seiner Aufgabe, indem er die Absetzung Napoleons und seiner Nachkommen aussprach, weil er seinen Eid gebrochen, die öffentlichen Freiheiten verletzt und damit seine Rechte verwirkt habe. Seine Mitschuldigen, die Senatoren, richteten sich milder und retteten einige Tage später ihre Geld-Interessen aus dem Schiffbruch. Würdiger verhielt sich der gesetzgebende Körper, der gleichfalls den Kaiser des Throns verlustig erklärte. Mit Ausnahme der Armee schlossen sich alle großen Körperschaften des Staats dem Urteilspruch der Deputierten an. Das Kaiserreich lag zu Boden. Erst jetzt, da die Royalisten wieder auf die politische Bühne traten und ihre Ansprüche geltend machten, begannen die eigentlichen Schwierigkeiten. Nach abenteuerlichen Kreuz- und Querfahrten erschien am 2. April Vitrolles in Paris und im Hôtel Saint-Florentin. Zu Nancy hatte er die Bekanntschaft des Grafen von Artois gemacht und sich überzeugt, daß der Bruder Ludwigs XVIII und sein mutmaßlicher Thronfolger Ende März für die Monarchie weder eine Idee noch ein Programm bereit hatte. Vitrolles meldete, ‚Monsieur' harre ungeduldig auf den Augenblick, als Leutnant seines königlichen Bruders an die Spitze der Regierung zu treten. Es wurde ihm kühl bedeutet, zuerst müsse die Verfassung entworfen und Napoleon nicht mehr zu fürchten sein. Dieser stand mit 60 000 Mann in Fontainebleau. Noch am 1. April hatte sich die Pariser Nationalgarde geweigert, die Trikolore gegen die weiße Kokarde zu tauschen. Wie der Bauer und der Soldat war der Pariser Kleinbürger bonapartistisch. Erst am 3. April erhielt Schwarzenberg ein Schreiben Marmonts mit der Erklärung, er füge sich, um den Bürgerkrieg zu verhindern, dem Dekret des Senats Das sehnlich erwartete Zeichen zum Abfall der Armee war damit gegeben. Am nächsten Morgen ertrotzten die zu Fontainebleau anwesenden Marschälle Napoleons bedingte Abdankung zu Gunsten seines Sohnes. Kaiser Alexander erörterte am selben Abend noch so eindringlich die Aussichten einer kaiserlichen Regentschaft, daß General Dessoles, der neuernannte Kommandant der Nationalgarde und nach Gesinnung republikanisch-konstitutionell, den Zaren an sein gegebenes Wort erinnern mußte, weder mit Napoleon noch mit einem Mitglied seiner Familie zu unterhandeln. Alexander blieb auch jetzt noch unschlüssig und vertagte die Entscheidung bis zur Besprechung mit dem König von Preußen.

Da brachte ein russischer Offizier die Meldung, General Soucham, der unter Marmont zu Essonnes kommandierte, habe die 12 000 Mann von Napoleons Avant-Garde getäuscht und mitten unter die Oesterreicher geführt. Des Zaren Behauptung, nur für eine Napoleonische Regentschaft sei die Armee zu haben, wurde infolgedessen hinfällig. Am 5. April lehnten die Verbündeten Napoleons bedingte Abdankung ab. Bereits am Vorabend, 4. April, hatte das zur royalistischen Sache übergegangene ‚Journal des Débats' Auszüge aus Chateaubriands Schrift, ‚De Bonaparte et des Bourbons' gebracht. Am 5. April erschien, auf den 30. März zurückdatiert, die Schrift selbst. Sie häufte Anklagen und Verwünschungen gegen den Mörder des Herzogs von Enghien, den Schergen Pichegrus, den Verfolger Moreaus, den Urheber des spanischen Kriegs, den Kerkermeister des Papstes. Napoleon wurde als ‚Fremder' gebrandmarkt, die Verdienste seiner Verwaltung in Abrede gestellt, der Verfall der Marine ihm zur Last gelegt, die Konskription ein Höllengesetz genannt, er selbst mit Tiberius verglichen. Der Verfasser begnügte sich nicht damit, sein Regierungssystem thöricht, seine äußere Politik verbrecherisch, seinen Despotismus wahnsinnig zu nennen. Er sprach ihm die Feldherrntalente und die Gabe des Strategen, sobald das Glück ihn verlasse, ab und verurteilte den Feldzug von 1814, den er, zur Abbitte, in den ‚Mémoires d'Outre-Tombe' Napoleons größte Leistung nennen sollte: Cha-

teaubriand schloß mit den Worten: „Wir glaubten ihn den Sohn seiner Werke; er ist nur der unsrer eigenen Thaten; ... ein Etwas zwischen dem Histrionen und dem Komödianten, in Kairo Renegat, in Paris Wiederhersteller der Religion! .. Wer hat uns zu Sklaven gemacht, wer zu Kinderlosen, wer hat unsere Kolonien verloren, wer unsern Handel ruiniert, wer unsere Sitten verdorben, wer unsern Namen hassenswert, wer uns zur Beute der Invasion gemacht? Du, Du, Du!" ..... „Wir aber wollen die auf Gleichheit aller Rechte und bürgerliche Freiheit begründete Monarchie, die politische und die religiöse Duldung. Wir verwerfen Bonaparte und verlangen den König ... Der legitime Souverän allein ist stark genug, Europa und der Welt den Frieden, Frankreich Ruhe, Sicherheit und Größe zu geben: es lebe der König!" Rankes Ausspruch, es sei das Zeichen des natürlichen und wahren Fürstentums, daß Unglück die Bande mit ihm nur um so enger knüpfe, ist Chateaubriands siegreichste Beweisführung zugunsten der Fürsten, von denen er keinen persönlich kannte.

Napoleon las zu Fontainebleau die gegen ihn gehäuften Anschuldigungen: „Ich habe Chateaubriand keinen Vorwurf zu machen", bemerkte er; „er widerstand mir in den Tagen der Macht." Mehr als eine Armee von 100,000 Mann, äußerte Ludwig XVIII, habe ihm Chateaubriands Schrift genutzt. Es war der erste, nicht offizielle Ruf an die öffentliche Meinung. Madame de Rémusat, die viele Jahre am Hof Napoleons verlebt hatte, erklärte, sie würde jedes Wort Chateaubriands unterschreiben, nichts sei übertrieben. Pasquier, nunmehr Polizeipräfekt, fürchtete dagegen von der Maßlosigkeit des Angriffs eine von der Militärpartei ausgehende und später auch eingetretene Reaktion.

Am 6. April rief die Mehrheit des Senats Ludwig XVIII zum König aus. Napoleon dankte ab und der senatoriale Verfassungsentwurf wurde rasch vollendet. Mit Anlehnung an das englische Vorbild und auf der Grundlage der Volkssouveränität, durch den freien Willen der Nation berief sie Louis Stanislaus Xavier, Bruder des letzten Königs, und dann die Glieder seines Hauses nach alter Ordnung auf den französischen Thron. Wogegen der König sich eidlich verpflichten sollte, die Verfassung anzunehmen und aufrecht zu erhalten. Diese ‚konstitutionelle Charte' verlangte Anerkennung des Verkaufs der Nationalgüter, der Grade und Besoldungen der Armee, der öffentlichen Schuld, des neuen Adels, der Ehrenlegion und die Abschaffung der Konfiskation. Sie gab Ministerverantwortlichkeit, Kultusfreiheit, Berechtigung der Franzosen zu allen Aemtern. Ein erblicher, vom König zu ernennender Senat, eine aus freien Wahlen hervorgegangene zweite Kammer teilten sich mit ihm in die Gesetzgebung. Die Richter blieben unabsetzbar, die Gerichtshöfe wurden beibehalten. Der dem Monarchen vorgeschlagene Vertrag gab die Monarchie von Gottes Gnaden preis. Seine eigentlichen Urheber waren die Mitglieder der provisorischen Regierung, vor allem Talleyrand, dessen Politik darauf beruhte, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu versöhnen, das Bestehende zu erhalten und den Damm des konstitutionellen Königtums gegen die Ansprüche der Gegen-Revolution aufzurichten. Diese Richtung unterstützte der Zar. Vor dem Einzug Monsieurs in Paris, am 11. April, erklärte er in ernsten Worten dessen nunmehrigem Bevollmächtigten, Vitrolles, die Verfassung müsse angenommen werden, bevor die Bourbons auf Europas Unterstützung zählen könnten. Metternich fand diese Verfassung, die auch er empfahl, ‚mehr monarchisch als konstitutionell'. Die inzwischen in Paris eingetroffenen britischen Bevollmächtigten, die Lords Castlereagh und Stewart, bestritten allein dem Senat das Recht, dem König die Verfassung aufzudrängen. Preußen verhielt sich neutral. Aber das Versprechen der Alliierten, den Bourbons bessere Bedingungen als Napoleon zu gewähren, gab den Ausschlag und führte zum Vorvertrag vom 23. April, welcher Frankreich den erweiterten Besitz von 1792 sicherte.

Erst am 29. April, nach einer Reise, die sich zum Triumphzug gestaltete, traf der König in Compiegne ein. Im Abschied von England dankte er der Regierung, welcher er, nächst der Vorsehung, die Wiedereinsetzung seines Hauses zuschrieb.

Nahezu sechzig Jahre alt, die Glieder von der Gicht gelähmt, übermäßig beleibt,

die Züge gefällig und imponierend, die Haltung tadellos, mit Maitressen zur Dekoration und von Günstlingen aus Bequemlichkeit umgeben; vom Bewußtsein der Größe seines Geschlechts in einer Weise erfüllt, gegen die alle andern Herrschaftsansprüche verblaßten, den parlamentarischen Regierungsformen bereits 1788 aus Opposition und Klugheit, später infolge der in England empfangenen Eindrücke nicht abgeneigt, in der Litteratur ein Schöngeist, der den Ideen auswich und mit den Formen spielte, in der Politik ein Opportunist, der Mäßigung kannte, so erschien dieser König den besten Beobachtern. Von seiner Gesinnung in religiösen Dingen befürchtete Chateaubriand, ‚sie sei ein Elixir in der Mischung der Drogen, aus denen der monarchische Glaube des allerchristlichsten Königs bestand'. Er nennt ihn ‚nicht human', obwohl nicht grausam.

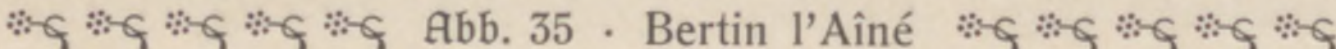


Abb. 35 · Bertin l'Aîné

Im Privatleben ‚selbstsüchtig und im höchsten Grade falsch', so beurteilte ihn der Herzog von Wellington. Drei Stunden mußte der Fürst von Benevent warten, bevor er vom König empfangen wurde, der das erste seiner Dekrete, im 19. Jahre seiner Regierung gegeben, erließ.

„Mein lieber Talleyrand", redete ihn hierauf Ludwig XVIII an, „wollte ich Ihre Verfassung statt Sie die meinige annehmen, so würde ich stehen und Sie würden sitzen." Als Kaiser Alexander am 1. Mai in Compiegne eintraf, hatte eine Abordnung des gesetzgebenden Körpers Ludwig XVIII bereits bedingungslos gehuldigt: „Von da an wurde ich machtlos", sagte der Zar zu La Fayette. Am 2. Mai erschien, von des Königs Vertrauensmann Blacas, den Royalisten de la Maisonfort und Vitrolles redigiert, die Deklaration von Saint-Ouen. Durch dieselbe oktroyierte der König aus eigener Machtvollkommenheit die Charte. Er empfing sie nicht. Mit der einen Ausnahme, durch welche der König sich die Ernennung der Pairs vorbehielt und den verächtlich gewordenen Senat, in voller Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung, abschaffte, willigte diese Deklaration in alle wesentlichen Bestimmungen der senatorialen Verfassung, die in die Charte übergingen. Sie übernahm die von der Revolution geschaffene soziale Gleichheit und die vom Kaiserreich geschaffene Verwaltungsorganisation. ‚Die Regierung des Königs', schreibt Ranke, ‚wurde die Nachfolgerin der revolutionären Regierungen. Sie hatte keine andern als deren Befugnisse.' ‚Die Revolution', so hatte bereits 1814

de Maistre geschrieben, ‚war anfangs demokratisch, dann oligarchisch. Heute ist sie königlich . . . Ludwig XVIII ist nicht auf den Thron seiner Ahnen, sondern auf jenen Bonapartes zurückgekehrt. Das ist schon viel Glück für die Menschheit, aber von Ruhe sind wir noch weit entfernt.‘

Den Befehl über die bewaffnete Macht, das Recht, Krieg zu erklären, Verträge zu schließen, die zur Ausführung der von den Kammern angenommenen Gesetze erforderlichen Verordnungen und Ordonnanzen hatten bereits die Konsuln ausgeübt. Das Konkordat blieb bestehen. Neu war die Erklärung des katholischen Bekenntnisses zur Staatsreligion. Die Charte ließ drei politische Fragen offen. Der König ernannte seine Minister, aber es war nicht gesagt, ob sie aus der parlamentarischen Majorität gewählt werden sollten.

Die Deputierten traten jährlich zusammen und bezogen keine Diäten. Die Charte bestimmte einen Zensus von 300 Franken für die Wähler, nicht aber den Wahlmodus. Dieser, sowie die Bestimmungen über die Preßfreiheit, blieben der Gesetzgebung überlassen.

Um diese drei Fragen bewegten sich während der ganzen Restauration die politischen Parteikämpfe. Gegen die Charte, die ihrer Ansprüche nicht gedachte, sammelte sich die Reaktion um ihr vorbestimmtes Haupt, Monsieur. Sie ging von dem Grundsatz aus, daß alles, was die Verfassung nicht erwähnte, zu Recht bestehen blieb, wie es vor der Revolution gewesen war, und jeden Augenblick wieder geltend gemacht werden konnte. Vitrolles verriet ihre geheimsten Gedanken, wenn er sagte: ‚Ich legte mehr Wert auf das, was nicht in der Charte stand, als auf jenes, was sie enthielt.‘ Alle dem König durch die Konstitution gelassenen Vorrechte für sich auszunützen, wurde fortan die Taktik der Royalisten. Es traten nicht nur zwei Parteien, sondern zwei Nationen wider einander auf; die Vergangenheit erklärte der Gegenwart, die Anhänger des Ancien Régime den Kindern der Revolution den Krieg. Die einen wollten behalten, was sie errungen, die andern zurückfordern, was sie verloren hatten.

Zwischen diesen beiden Welten stand der König, entschlossen, nicht nur zu vermitteln, sondern zu regieren. In der Zusammensetzung seines Ministeriums kam diese Politik zum Ausdruck. Der Minister des Innern, Abbé de Montesquiou, ‚die weiße Fahne‘ des Ministeriums, und der königstreue Diener Ludwigs XVI. Malouet, der kurz darauf starb, waren monarchisch-konstitutionell. Beugnot, der Redakteur der Charte, hatte dem Kaiserreich gedient. Ein vorrevolutionärer Parlamentarier und royalistischer Ultra, Graf Ferrand, wurde Kollege des säkularisierten Abbé Louis, dessen Geschick man zur Herstellung der Finanzen nicht entraten konnte. Der dem König persönlich unliebe Talleyrand blieb vorläufig zur Leitung der äußeren Angelegenheiten ebenso unentbehrlich, wurde aber von der inneren Politik ferngehalten.

Senatoren des Kaiserreichs und Nachkommen der alten Pairs wurden in die erste Kammer, Aristokraten und kaiserliche Marschälle an den Hof berufen. Langsam und schonend begann die Ausscheidung anrüchiger Revolutionäre, aber mit Ausnahme einiger Mitglieder des Kassationshofes, blieb das Richterpersonal wie es war, und ebenso wurden Royalisten nur allmählich in den Verwaltungsdienst der Departements eingereiht. Anders im Heer. Den Emigrierten und persönlichen Anhängern des Königs, die unter den Fahnen Condés, mit La Rochejaquelein und Charrette für Thron und Altar gefochten hatten, wurden die Jahre der Verbannung gleich Dienstjahren angerechnet, ihre Führer jenen der kaiserlichen Armee gleichgewertet oder über sie gestellt. Die Trikolore wich der weißen Fahne. Dupont, der Unterzeichner der Kapitulation von Baylen, wurde Kriegsminister. Damit begann die seinen Abfall vorbereitende Entfremdung des Heeres. Der vollständig mit den Bonapartisten entzweite Barras warnte bereits in den ersten Monaten der Restauration seinen Vetter, den Herzog von Blacas, vor dem Einverständnis, nicht nur zwischen Elba und Murat, sondern auch vor jenem Joseph Bonapartes in der Schweiz mit Offizieren in der Armee. Die Befürchtung wurde für übertrieben gehalten und Barras vom König nicht empfangen.

Seit dem 30. Mai war der Friede mit Europa geschlossen. Frankreich, um 150

Quadratmeilen und eine Million Einwohner gegen den vorrevolutionären Besitzstand vermehrt, ging ohne Leistung pekuniärer Entschädigungen, selbst ohne Herausgabe der geraubten Kunstschätze, mit einer Armee von 300 000 Mann aus dem der Welt aufgedrängten Kampf hervor. Dennoch polterte in den Tuilerien der Herzog von Berry gegen den Frieden, der seines Vaters Unterschrift trug, und drohte, mit dem Heer, das Frankreich durch denselben wiedergewann, die Alliierten für ihre Mäßigung zu züchtigen. In der Umgebung Monsieurs sprach man schon laut von Zurückforderung der Nationalgüter und nahm Partei für die Verfasser von Flugschriften, die ihre Besitzer mit Beleidigungen überhäuften. Die Regierung fand Widerstand mit dem Vorschlag, die tilgbare Schuld durch den Verkauf von 300 000 Hektaren Waldungen zu decken, von denen ein großer Teil ehemaliges Kirchengut war. Sie fand aber auch den Vorschlag billig, die noch in ihrem Besitz befindlichen Emigrantengüter zu einer, wenn auch ganz ungenügenden Entschädigung der Beraubten zu verwenden. Diesen Gesetzentwurf motivierte Ferrand in einer Rede von ungeheurer Heftigkeit. Sie pries die Emigration, die allein ‚die gerade Linie' eingehalten habe, während die in Frankreich zurückgebliebenen Royalisten ‚mehr oder weniger revolutionäre Phasen durchliefen'. Mit dieser Rede in der Hand, äußerte Napoleon 1815, sei er nach Frankreich zurückgekehrt. Aber nicht nur die extrem-royalistische, sondern auch die gemäßigt-monarchische Presse schloß sich dem Standpunkt des thörichten Ministers an. Selbst in den ‚Débats' las man, ‚keine menschliche Macht vermöge zu legitimieren, was an sich illegitim sei'. Gegen die Herausforderung Ferrands erhob sich Carnot. Der Königsmörder des Konvents, der Organisator der republikanischen Siege und Verbannte vom Fruktidor, hatte zur Stunde des Niedergangs der Napoleonischen Macht zur Verteidigung von Antwerpen seine Dienste geliehen und hierauf die monarchische, ‚vom Volk gewollte' Lösung gutgeheißen.

Jetzt belastete sein ‚Mémoire au Roi' die Emigration von 1791, ihre Thorheiten und ihren bewaffneten Angriff auf Frankreich mit der Schuld für den Tod Ludwigs XVI und alle Ausschreitungen der Revolution. Die Schrift, die das revolutionäre für das wahre Frankreich erklärte, rief eine ungeheuere Aufregung hervor. Gegen Carnot richtete sich im Dezember 1814 der Aufruf der ‚Réflexions politiques' zu Mäßigung und Frieden. Ihr Verfasser war Chateaubriand.

Seit April war er der ‚Mitbegründer der Legitimität', nicht ihr Vertrauter. Der König hielt Leute fern, von denen sich vermuten ließ, sie verfassten seine Reden; er warnte seine Vertrauten vor den Dichtern, ‚die Alles verdürben'. Chateaubriand, am Empfang Monsieurs beteiligt, hatte sich überzeugen können, daß dieser weder von ihm noch vom ‚Genius des Christentums' jemals gehört hatte. Eine von Talleyrand eingeleitete Restauration blieb ihm verdächtig. Für die Charte hielt er die Franzosen dem Zaren verpflichtet. Beim Empfang des Königs beobachtete er die Grenadiere der alten Garde; es blieb ihm der Eindruck, niemals einen furchtbareren, drohenderen Zug auf dem Antlitz von Menschen gesehen zu haben. Mit Tigern verglich er sie, die sich die Mützen zähneknirschend über die Brauen drückten, um die Erniedrigung nicht zu sehen. Die 1200 Franken, die eine Royalistin ihm zur Verteilung an reine Legitimisten zustellte, gab er mit dem Bemerken zurück, solche seien nicht zu finden. Seine Frau verteidigte energisch ihre Weißzeugschränke gegen die Zumutung bekehrter Bonapartisten, weiße Fahnen aus dem Vorrat zu schneiden. Die ‚Mémoires d'Outre-Tombe' nennen es ‚einen kindischen Anachronismus', durch ‚Oktroyierung' der Charte an die brennende Frage zwischen göttlichem und Volksrecht gerührt, die Vorspiegelung der neunzehn Regierungsjahre von 1795, dem Todesjahr Ludwigs XVII, bis 1814 versucht zu haben.

Alles das ist später niedergeschrieben worden. Aber schon die ‚Réflexions politiques' schwächen den Enthusiasmus des legitimistischen Glaubens ab. Nur unter dem Gesichtspunkt der Notwehr verteidigt Chateaubriand darin die durch Verfolgung aufgedrungene Emigration. Er läßt die Frage offen, ob diese heilsam oder schädlich gewesen sei, aber er nennt die Konfiska-

tionen eine der größten Ungerechtigkeiten der Revolution, das gefährlichste Beispiel der Besitzverletzung im zivilisierten Europa. Nach kurzer und scharfer Auseinandersetzung mit Carnot, dessen gewagte Verteidigung der Revolution die beste Widerlegung seiner Anschuldigungen gegen die Monarchie sei, die ihn dulde und freilasse, verpflichtet sich Chateaubriand einer Politik der Versöhnung. Das Testament Ludwigs XVI verbiete Vergeltungen und Rache; Unterscheidungen zwischen Royalisten und Republikanern untersage des Königs Wille. Der Verzicht auf unwiderbringlich Vergangenes, der Ausspruch, wer der Diener seines Landes sein wolle, müsse der Sohn seiner Zeit sein, der den Alliierten für ihre Mäßigung gespendete Dank, die Zurückweisung Frankreichs in seine Grenzen, die rückhaltlose Anerkennung der neuen Ordnung, ‚welche die Rechte des Königs wahrt und die Rechte des Volkes schützt‘, sind der Ausdruck staatskluger, leidenschaftsloser Erwägungen. Jede überflüssige Rhetorik ist vermieden. Nach Inhalt und Form sind die ‚Réflexions politiques‘ eine der besten Schriften Chateaubriands. Sie entsprachen des Königs Absichten, dessen Macht der Verfasser bereits in der vorhergegangenen kleinen Flugschrift ‚De l'État de la France‘ gegen alle Bedrohungen gesichert erklärt hatte. Die ‚Reflexions politiques‘ entstanden, so sagt ihr Verfasser, unter dem Einfluß eines Mannes, der im parlamentarischen Leben Frankreichs eine ganz hervorragende Rolle spielen sollte. Es war der 1763 geborene Royer-Collard, ein strenger, unbeugsamer Karakter, der seine öffentliche Laufbahn als Rechtsanwalt begonnen, der Bewegung von 1789 hoffnungsfreudig sich angeschlossen und später den Terroristen mutig widerstanden hatte. Er trat, 1797 zum Mitglied des Rates der Fünfhundert gewählt, für religiöse Duldung ein. Nach dem Scheitern der gemäßigten Politik suchte er in der Rückkehr zur monarchischen Ordnung das zukünftige Heil, das die Direktorial-Regierung versagte, und wurde einer der Berichterstatter des verbannten Königs über Frankreichs innere Lage. Während des Kaiserreichs lebte er zurückgezogen seinen Studien, bis ihn Fontanes 1811 auf den Lehrstuhl der Philosophie und Geschichte an der Sorbonne berief. Abbé de Montesquiou ernannte ihn 1814 zum Staatsrat und beriet sich mit ihm und dem jüngeren, ins Ministerium berufenen Guizot in allen auf die Presse und das Unterrichtswesen bezüglichen Fragen. Ludwig XVIII achtete Royer-Collard hoch. Mit Unmut dagegen hatte er von einer schon Jahre früher anonym veröffentlichten Schrift Kenntnis genommen, die jetzt Bonald 1814 mit des Verfassers Namen in Paris wieder herausgab. Es war des Grafen Joseph de Maistres Abhandlung ‚Sur le Principe générateur des Constitutions‘, und der

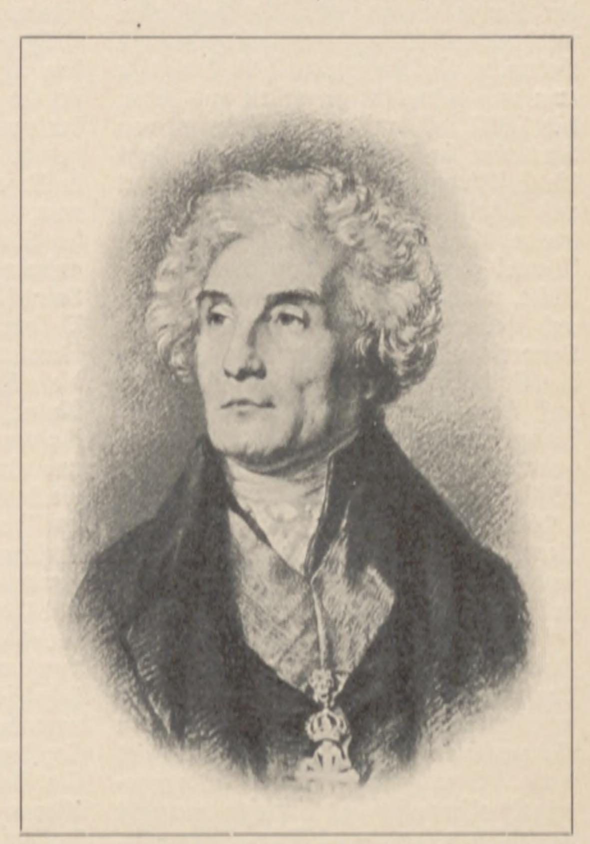


Abb. 36 · Graf Joseph de Maistre

größte Gegner der modernen Staatsordnung trat auf den Plan.

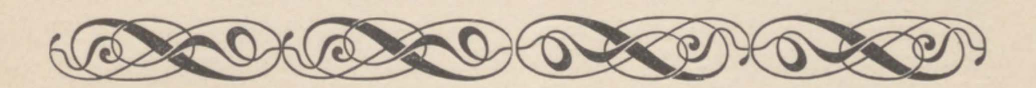
Der Savoyer de Maistre und der Franzose Bonald kannten sich nicht. Aber mit einer Uebereinstimmung, die ihnen ans Wunderbare grenzend dünkte, hatten beide 1796 der Revolution das Urteil gesprochen. Der Satz Bonalds, ‚die Revolution begann mit der Erklärung der Menschenrechte: Mit der Erklärung der Rechte Gottes wird sie beschlossen werden‘, enthielt auch des Andern innerste Gedanken. De Maistre, durch die Ereignisse arm und heimatlos geworden und dann, seit 1802, Gesandter des Königs von Sardinien in Petersburg, bereitete dort die Erfüllung der Prophezeiung in Wort und Schrift vor. Von den Seinen getrennt, fast ohne Mittel, selbst ohne Mantel zum Schutz gegen die russische Kälte, wahrte er unverdrossen, geistvoll und heiteren Mutes die Interessen des Souveräns, der ihn verkannte, und stählte den Entschluß des Zaren, der nicht immer auf ihn hörte, zum Gottesgericht des Kriegs gegen Napoleon. Im Privatleben unantastbar, edel und liebenswürdig, auf geistigem Gebiet ein Mann von enzyklopädischem Wissen, der Bacon, Malthus, Kant, Klassiker, Theologen und Philosophen in ihren Sprachen studierte, war de Maistre ein Schriftsteller ersten Ranges, dessen Ideen zum System gereift waren. Obwohl mit Ausnahme des Buches ‚Vom Papst‘ (1819) die Werke, die seinen Ruhm begründeten, erst nach seinem 1821 erfolgten Tode erschienen, stand dieses System 1814 fertig. Ihm zufolge ist das Zeugungsprinzip aller politischen Einrichtungen nicht menschlichen, sondern göttlichen Ursprungs, wie der Mensch, wie die Gesellschaft selbst und wie die Souveränität, ohne welche keine Gesellschaft denkbar ist. Die Geschlechter, die toten, die lebendigen, die noch nicht gebornen, bilden ein solidarisches Ganze. Eine Nation ist kein Zufall, sondern ein lebendiger Organismus. Die individuelle Vernunft kann irren, die allgemeine Vernunft der Menschheit irrt nicht. Sie bewahrt einen Schatz von Ueberlieferungen, deren Ursprung göttlich ist und den religiösen Wahrheiten des Christentums begegnet. Die Souveränität, gleichviel welchen Namen sie trägt, ist von Gott und nach ihrem Wesen zwar nicht despotisch, wohl aber absolut.

Sie beruht nicht auf künstlich von den Menschen ersonnenen und gegebenen Gesetzen und Verfassungen, sondern auf Gottes geheimnisvollem Willen. Die legitimen Könige sind seine Bevollmächtigten und eben deswegen in geistlichen Dingen dem Träger der geistlichen Souveränität, dem Papst unterworfen. Es gibt nur eine wahre, katholische Kirche. Der Papst ist ihr unumschränktes, unfehlbares Haupt. Die Pflicht des Gehorsams gegen ihn ist die erste der Pflichten: Der Gallikanismus, nach Fénelons Definition ‚Freiheit in Bezug auf den Papst, Knechtschaft in Bezug auf den König,‘ der Jansenismus, nach de Maistre ‚eine Maskerade des Stolzes,‘ sind für die Revolution verantwortlich. In Uebereinstimmung mit Saint-Martin, dem mystischen ‚unbekannten Philosophen‘, erkennt de Maistre in dieser Revolution das göttliche Strafgericht durch die erlösende Macht des Blutes und verkündet ein tausendjähriges Reich der verjüngten Religion, das seiner Deutung nach nur ein anderer Name für die wiedererweckte Theokratie des Mittelalters ist.

Der Vater des modernen Ultramontanismus ist sich seines Sieges nie bewußt geworden. Wie 1820 der Papst, so lehnte 1814 der König seine Theorien ab. Sie verletzten den Geber der Charte nicht weniger als den Erben der königlichen Schutzherrn der gallikanischen Kirche. Ihn umgaben ihre Glaubenszeugen. Seine Legisten vertraten ihre Ueberlieferungen. Im Geist ihrer Theologen war der alte Klerus geschult. Wer zu verstehen gab, Bossuet und die Deklaration von 1682 seien für die Jakobiner und den Schrecken haftbar, sprach zum katholischen Frankreich von 1814 in unverständlichen Paradoxen. Erst durch La Mennais, dem die bloße Duldung der Wahrheit wie die schlimmste Insulte der Gleichgültigkeit gegen den Glauben erschien, wurde diese Theorie praktisch angewandt, die Mehrheit des jungen Klerus ihr gewonnen und so der religiöse Streit entfesselt.

Inzwischen langte die erste Restauration bei der Krisis an, die ihr das Ende bereitete und für welche Ludwig XVIII die Unversöhnlichen in beiden Lagern haftbar

machte. Der Kriegsminister erwog die Notwendigkeit, einen Teil des widerspenstigen Heeres zu entlassen, so rasch mehrten sich die Fälle von Fahnenflucht. Zwanzig Millionen wurden für das Elitekorps des Königs verausgabt, während 10 000 auf Halbsold gesetzte Offiziere keine Verwendung fanden. Monsieur benutzte die Gelegenheit einer Rundreise nach dem Süden, um deutlich durchblicken zu lassen, seine Regierung werde dem revolutionären Geist keine Zugeständnisse machen. Fanatische Priester verweigerten den Besitzern von Nationalgütern die Lossprechung. Es begann die Thätigkeit der royalistisch-katholischen Vereine sich fühlbar zu machen, die bald, unter dem Namen der ‚Kongregation', eine verhängnisvolle Bedeutung erlangten. Talleyrand, der seit September auf dem Wiener Kongreß das Meisterstück seiner Staatskunst, die Sicherung einer nach Außen gebietenden Stellung für die im Innern bedrohte Monarchie durchführte, schrieb warnend an den König, die Charte genüge nicht mehr, man verlange bestimmtere Bürgschaften. Statt dessen erweckten die royalistischen Demonstrationen zur Feier des 21. Januar im Volk Gerüchte einer bevorstehenden Bartholomäusnacht der Patrioten, die ihrerseits schon in den Verordnungen über die Sonntagsfeier und die Beteiligung an Prozessionen die Anfänge einer kirchlichen Reaktion befürchteten. Die Mobilisierung von 60 000 Mann, angeblich gegen die von Murat drohende Bewegung, sammelte nur 35 000 Mann. Dennoch schrieb noch Ende Februar der König an Talleyrand, die vorhandenen Gährungen beunruhigten ihn nicht: die Wolken würden sich zerstreuen. Am 5. März traf die Nachricht von Napoleons Landung in Paris ein.



Chateaubriand in Gent · Die zweite Restauration · Die royalistische Opposition



n die Tuilerien berufen, wo nach kurzer Selbsttäuschung Ratlosigkeit Platz gegriffen hatte, traf Chateaubriand mit dem von seinem Landsitz herbeigeeilten La Fayette zusammen, für den er stets eine gewisse Vorliebe bewahrte. Beide, von dem König befragt, rieten demselben, im Thronsaal des Schlosses, die Charte in der Hand, von seinen Getreuen verteidigt, Napoleon abzuwarten. Ludwig XVIII behielt den Eindruck, Utopisten vernommen zu haben, und entwich in letzter Stunde nach Gent. Dorthin berief er Chateaubriand abermals; dieser hatte Paris erst am Morgen des 20. März verlassen und war nach Brüssel gegangen. Dort fand er die Herzogin von Duras, auf deren stürmisches Drängen er im Herbst 1814 den Gesandtenposten in Schweden erhalten, aber nie angetreten hatte. Die Stelle, nach welcher sein Ehrgeiz strebte, verlieh ihm erst jetzt der gestürzte Monarch, indem er ihm, in Abbé de Montesquious Abwesenheit, das Portefeuille des Innern ad interim in dem zu Gent beibehaltenen Ministerium übertrug. In Ermanglung von Geschäften spielten dort Intriguen. Die Reaktion machte die liberalen Tendenzen der Regierung für ihren Sturz verantwortlich. Eine kleine Schar von konstitutionellen Royalisten verstärkte Guizot, der aus Paris herbeieilte, um im Namen seiner politischen Freunde, an ihrer Spitze Royer-Collard, bindende Erklärungen des Monarchen zu Gunsten des liberalen Programms, aber auch die Lösung von Personenfragen, die Entlassung von Blacas und Talleyrands Berufung zu erlangen. Guizot sprach freimütig und beklagte unter anderem die Beunruhigung seiner protestantischen Glaubensgenossen im französischen Süden; der König stimmte bei, bemerkte aber, er könne nicht zugleich liberaler und absoluter Herrscher sein. Die Unversöhnlichen, Monsieur und die

Herzogin von Angoulême, die sich soeben in Bordeaux heroisch verteidigt hatte, bestürmten den König, nicht zu wanken. Fouché, der seit 1814 mit Monsieur verkehrte und mit allen Parteien sich verschwor, schickte Ende April Vitrolles Gemahlin nach Gent, mit dem Anerbieten, Napoleon zu beseitigen, wenn der König ihm die Polizei lasse und Talleyrand rufe, den auch Pozzo di Borgo, die Herzöge von Richelieu und Wellington zurückforderten. Ludwig XVIII entgegnete auf den gefährlichen Vorschlag mit den Dankesworten, Fouchés gute Dienste würden Frankreich stets willkommen sein. Chateaubriand bestätigt, der Herzog von Orléans sei die Persönlichkeit gewesen, den man in Gent vor allem gefürchtet habe; wenn nicht aktiv, so doch passiv habe dieser, und zwar mit Einverständnis Talleyrands konspiriert. Seitdem ist die Kenntnis der Vorgänge vollständiger geworden. Sie führen den später von Metternich erwogenen Plan, dem Herzog von Orléans die Krone anzubieten, auf die anfangs März von Fouché organisierte Militärverschwörung zurück. Beweise der Mitschuld des Herzogs wurden nicht erbracht. Er weigerte sich, nach Gent zu kommen, versicherte den König seiner Ergebenheit und schickte Abschriften des Briefs, worin er das Sündenregister der ersten Restauration entwarf und die Dazwischenkunft fremder Waffen beklagte, an den englischen Prinzregenten und an Wellington.



Abb. 37 · Waterloo

Am 12. Mai 1815 erschien Chateaubriands Bericht an den König ‚Sur l'Etat de la France'. Er nannte die Rückkehr Napoleons ‚ein vorübergehendes Unheil', seine Freiheitsversprechungen trügerisch, seine Friedensversicherungen einen verderbenbringenden Betrug. Dem König verbürgte er die unerschütterte Liebe und Treue seines Volkes und der Mitglieder seines Hauses, auch des Herzogs von Orléans, und die Hingebung seiner Minister. Europa habe das Recht und die Pflicht einzugreifen und den Ruhestörer zu stürzen; der König allein sei der Bürge des Friedens. Wenn Fehler gemacht worden seien, so habe Zeit gemangelt, das Verfassungswerk durch parlamentarische Ministerien, ‚vor allem durch die von repräsentativen Institutionen unzertrennliche Preßfreiheit' zu vollenden. Diese Forderung blieb fortan der Angelpunkt von Chateaubriands liberalen Tendenzen. Sie trennte ihn von der Reaktion und sicherte seinen Anspruch auf die Macht. Aber es zeigte sich zu Gent, daß er die Gabe nicht besaß, Gleichdenkende zu gewinnen und um sich zu sammeln: ‚Er sah die Dinge groß, die Menschen klein', sagt mit Recht einer seiner Biographen. Sein stolzes Selbstgefühl versagte Sympathie. In den Sarkasmen der ‚Mémoires d'Outre-Tombe', überleben aus diesen Genter Tagen karikierte Bilder Richelieus, Beugnots, des Baron Louis. Die Entfremdung von Guizot, der sich keinem und auch ihm nicht fügte, begann. Chateaubriand,

erwähnt nur zweier Freunde. Der eine war der ältere Bertin, Mitbesitzer der ‚Débats', den er seit 1803 kannte und schätzte, der andere Baron Hyde de Neuville, ein treuer Royalist und liebenswürdiger Mensch, der von da an sich Chateaubriand anschloß. Mit Blacas verkehrte er nicht ungern. Am 18. Juni, während eines einsamen Spaziergangs, vernahm Chateaubriand von fernher den Kanonendonner von Waterloo. Der Sieger, Wellington, wurde jetzt Herr der politischen Lage, nachdem die Vorgänge auf dem Wiener Kongreß das System der Allianzen verändert, den besonders in der polnischen Frage verletzten, nunmehr feindlich gesinnten Zaren entfremdet, England den bourbonischen Interessen gewonnen hatten. Am Tag von Napoleons Abdankung, 22. Juni, traf Ludwig XVIII mit Chateaubriand in seinem Gefolge zu Mons ein. Wellington und mit ihm die nicht zahlreichen Freunde der Bourbons empfahlen des Königs schleunige Rückkehr nach Paris, um durch die vollzogene Thatsache der Besitzergreifung alle anderen Lösungen zu vereiteln.

Bis dahin hatte Talleyrand sein Erscheinen verzögert und vom Monarchen verlangt, daß er nicht im Troß feindlicher Armeen wiederkehre, sondern in der Provinz, etwa in Lyon, den Sitz seiner Regierung aufschlage, Blacas entlasse, ein verantwortliches Ministerium und die Kammer einberufe. Da er Wellington in Brüssel verfehlte, wußte er nichts von dessen Entschlüssen und von der bereits versprochenen Entlassung des Günstlings. Am Abend des 22. Juni kam auch er nach Mons; des Königs Rückkehr im Gefolge englischer Truppen deutete er im Sinn einer Herausforderung des französischen Nationalgefühls und äußerte sich unter anderen gegen Chateaubriand mit unverhohlener Bitterkeit. ‚Wir waren alle bereit, für Herrn von Talleyrand zu sterben,' schreibt dieser ironisch, aber auch er teilte damals den Glauben an dessen Unentbehrlichkeit und beschwor ihn, zum König zu gehen. Der Fürst erwiderte, dazu sei am andern Morgen Zeit, und fügte hinzu, ‚il n'osera', nachdem Chateaubriand mit der Botschaft des Souveräns wiedergekehrt war, um drei Uhr früh reise Ludwig XVIII weiter. Nachdem, wider Erwarten, des Königs Wagen wirklich vorfuhren, erschien Talleyrand nun doch am Wagenschlag des Monarchen, der wieder ausstieg und eine kurze, stürmische Unterredung mit dem Minister hatte. Sie endete mit der Bitte desselben, zur Pflege seiner Gesundheit nach Karlsbad zu dürfen, worauf der König ihm gute Reise wünschte. ‚Monsieur de Talleyrand schäumte vor Wut', schreibt Chateaubriand, wogegen Beugnot sagt, er habe den Fürsten nie liebenswürdiger gesehen. Zu Mons, erzählt Chateaubriand, habe Ludwig XVIII ihm deutlich zu verstehen gegeben, die Stelle von Blacas sei unbesetzt; durch die Thorheit, bei Talleyrand zu bleiben, habe er die Zukunft verscherzt und übersehen, daß Frankreichs Schicksal mit seinen kleinen Geschicken zusammenhing. Aber weder zu Cambrai, ein paar Tage später, noch jemals sonst hat Ludwig XVIII Chateaubriand in seine Nähe gerufen; sein zweiter und letzter Günstling wurde Decazes, ein junger, 1814 ralliierter Beamter, der in der Krisis der hundert Tage Beweise großer Energie gab, den Monarchen durch Geist und Liebenswürdigkeit fesselte und von ihm, bald nach der Rückkehr in die Hauptstadt, zu den wichtigsten Aemtern berufen wurde.

Nach Cambrai wurde jedoch Talleyrand zurückgerufen. Wellington und die so dachten wie er, waren nicht gesonnen, die Monarchie und mit ihr den Frieden einigen Eiferern zu opfern, die inzwischen eine Rache verkündende Proklamation des Königs veranlaßt hatten. Am 26. Juni erließ Talleyrand die seinige: Sie nötigte den König zum Geständnis: „Meine Regierung hat Fehler gemacht; es gibt Zeiten, da die reinsten Absichten nicht vor solchen schützen. Nur die Erfahrung kann über sie hinweghelfen. Sie soll nicht vergeblich gemacht worden sein. Ich will alles, was Frankreich zu retten vermag, und werde die Charte mit allen Sicherheiten umgeben, die ihre Wohlthaten verbürgen." Durch diese Versprechungen trat der König schützend zwischen sein Volk und die Verbündeten, nahm von der Amnestie nur die für die hundert Tage verantwortlichen Verräter aus und gab

zugleich Ordonnanzen, welche die Charte im liberalen Sinn ergänzten. Dennoch werteten die Urheber der zweiten Restauration, Wellington insbesondere, ihre Aussichten gering genug, um ihr Fouché aufzunötigen, obwohl auch Talleyrand sich dagegen sträubte. Am 4. Juli, einen Tag nach der Uebergabe von Paris, erschien ein Abgesandter Fouchés im Hauptquartier des englischen Feldherrn zu Gonesse und überbrachte den Vorschlag, die Kammern sowohl als die provisorische Regierung, deren Mandate erloschen seien und die noch am 29. Juni das Königtum der Bourbons abgelehnt hatten, aufzulösen. Von Marschall Macdonald und Hyde de Neuville, die aus Paris kamen, vernahm auch Chateaubriand, nur die Ministerernennung Fouchés werde den Einzug Ludwigs XVIII in seiner Hauptstadt ermöglichen. Er eilte zum König und erklärte im Ministerrat, die Wahl des Räubers und Terroristen beflecke, nach dem Ausspruch selbst des Konvents, ‚jede Versammlung, in der er sich zeige'. Am nächsten Tag, zu Neuilly, erschien Fouché selbst, begleitet vom General Valence, dem Grafen Molé und dem Deputierten Manuel. Er verlangte die dreifarbige Kokarde und völlige Amnestie. Beides wurde verweigert, aber die Aufhebung der von Napoleon wieder eingeführten Konfiskationen, Berufung der Wählerschaften, Freiheit der Presse, Erblichkeit der Pairie, ein einheitliches Ministerium wurden versprochen. Am 6. Juli kam Fouché wieder. Er sagte nicht, daß er revolutionäre Kundgebungen in der Hauptstadt veranstaltet hatte, aber er entwarf ein erschreckendes Bild der herrschenden Stimmung und gab zu verstehen, Kammer und Regierung würden dem Heer über die Loire folgen. Im nahen Schloß Arnouville weilte, seit dem 5. Juli, der König. Monsieur und seine Umgebung beschworen ihn, in Fouchés Berufung sich zu ergeben. Mit dessen Ernennung zum Polizeiminister verließen Wellington und Talleyrand den Monarchen. Zu Saint-Denis, wo Ludwig XVIII abends eintraf, empfing er Chateaubriand. ‚Nun', sagte der König, ‚mein Bruder und die Uebrigen versicherten, es sei unabänderlich! Was denken Sie?' ‚Sire, es ist gethan; ich bitte um die Erlaubnis, schweigen zu dürfen'. ‚Nein, reden Sie. Sie wissen, wie ich zu Gent widerstand'. ‚Sire, ich glaube mit der Monarchie ist es vorbei'. ‚Ich bin Ihrer Meinung, Monsieur de Chateaubriand'. An ihm vorüber gingen Talleyrand und Fouché, ‚die infernale Erscheinung: le vice appuyé sur le crime'. Preußen und Engländer rückten am 7. Juli in Paris ein. Blücher forderte 100 Millionen Kriegskontribution und die Räumung der Tuilerien, wo noch die Regierungsmitglieder versammelt waren. Nebenan, im Palais Bourbon, tagten die Kammern, bis zuletzt in theoretischen Meinungsverschiedenheiten über die Verfassung verloren. Da sandte ihnen Fouché die Meldung, die provisorische Regierung löse sich auf und die verbündeten Souveräne verlangten die Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. Mit dieser Lüge schloß die Episode der hundert Tage. Unter ungleich schwierigeren Umständen als die erste begann die zweite Restauration. Napoleons Versuch, die Charte durch den Acte additionnel zu überbieten, die Erklärung der Volksvertretung, keinen Fürsten anzunehmen, der sich ihrer Verfassung nicht füge, fielen mit ihren Urhebern. Aber die für den Augenblick entwaffnete, antidynastische Opposition blieb. Ihre Führer waren gefunden; was sich durch gesetzliche Mittel nicht erreichen ließ, versuchte sie später durch Verschwörungen. Der Parteihaß erwies sich von jetzt an unversöhnlich. Den französischen Osten, Norden und Süden umklammerte die royalistische Organisation; gegen Protestanten, Bonapartisten und Revolutionäre wütete mordend ‚der weiße Schrecken'. Die abtrünnige Armee löste sich auf; der König besaß noch kein Heer. Die Fremden mußten Ordnung schaffen. Noch fehlte ein Wahlgesetz; mit den Abgeordneten des Kaiserreichs hatte die erste Restauration regiert. Nach der Wahlordnung desselben, mit Vermehrung der Zahl der Volksvertreter, Herabsetzung der Altersgrenze und Abschaffung der Diäten ging die neue Kammer im August aus Wahlkollegien hervor, deren Vorsitzende der König ernannte, und deren Lücken die Präfekten nach Bedingungen des Besitzes und persönlicher Bedeutung ergänzten. Mit verschwindenden Ausnahmen bestand

sie aus Royalisten, weshalb Ludwig XVIII sie ‚la chambre introuvable‘ nannte und das entbehrlich gewordene Ministerium Fouché-Talleyrand entließ. Der Zar stellte bessere Friedensbedingungen in Aussicht, wenn der ihm befreundete Herzog von Richelieu die Nachfolge übernahm. Dieser that es widerwillig, aus patriotischer Hingebung. Ausgewandert, dann in Rußland aufgenommen und zum Gouverneur von Odessa ernannt, durch die Revolution seiner Güter beraubt, kannte Richelieu dennoch keinen Groll. Er war reizbar und heftig; aber ein Edelmann von reinster Gesinnung, den seine Mäßigung den Mächten, dem König und den Besten empfahl.

Chateaubriand präsidierte dem Wahlkollegium in Orléans, das ihn zum Deputierten wollte, als Ludwig XVIII im August ihn zum Pair ernannte. Das politische Glaubensbekenntnis des Verteidigers der Charte und der Legitimität, der nach Fouchés Sturz aufatmete, schien durchaus mit jenem Richelieus und seiner beiden gemäßigten Kollegen, Barbé-Marbois und dem an Stelle Fouchés zum Polizeiminister ernannten Decazes in Einklang. Infolgedessen brachte Montesquiou Chateaubriand für das Ministerium des Innern in Vorschlag. Aber der König lehnte ab und wählte einen Ultra, Vaublanc. Für diese Entscheidung machte Chateaubriand Decazes verantwortlich. Er verzieh ihm nie, und diese persönliche Feindseligkeit wurde ein Teil seiner Politik.

Seit den hundert Tagen hatte auch Chateaubriands Politik aufgehört, gemäßigt zu sein. Schon zu Orléans verlangte er Ausschließung aller Personen und Parteien, welche Frankreichs zweite Invasion und den Verrat an der konstitutionellen Monarchie verschuldet hatten. Jetzt war es abermals Chateaubriand, der in der Adresse ‚den König an die Pflicht zu strafen‘ mahnte und damit den versöhnlichen Standpunkt der ‚Réflexions politiques‘ preisgab. Er bewilligte der Regierung Ausnahmsgesetze und Prevotalgerichtshöfe zur Aburteilung politischer Verbrecher; das Gesetz, welches auch die Bedrohung der Besitzer von Nationalgütern strafte, fand er dagegen zu streng, verteidigte die zeitweilige Aufhebung der Unabsetzbarkeit des Richterstandes und vertrat, mit Berufung auf Montesquieu, gegen zwei Priester, Kardinal de Bausset und Abbé de Montesquiou, das unbedingte Besitzrecht des Klerus als Korporation. Er verlangte, mit den Ultras, die Aufstellung der berüchtigten ‚Kategorien‘, die hunderte von Personen vom königlichen Begnadigungsrecht ausgeschlossen haben würden. Er verargte es Fontanes, zu Gunsten Neys das Wort ergriffen zu haben, und es kam beinahe zum Bruch zwischen den alten Freunden, ein Zwischenfall den die Memoiren verschweigen.



Abb. 38 · Herzog von Richelieu

Ein bis dahin wenig bekannter royalistischer Abgeordneter, Graf Villèle, Maire seiner Vaterstadt Toulouse, wagte, im Interesse der Royalisten, einen kühnen Schritt. Er brachte das einzige Wahlgesetz in Vorschlag, das, während der Dauer der Monarchie in Frankreich, das Wahlrecht im demokratischen Sinn erweitert hätte. Indem nämlich Villèle statt

der alljährigen Erneuerung der Kammer um ein Fünftel ihre integrale Erneuerung nach fünf Jahren durch indirekte Wahlen durchzusetzen suchte, den Zensus für die Wähler von 300 auf 50 Franken herabsetzte, die Zahl derselben von nicht 100 000 auf 2 Millionen erhöhte, die Altersgrenze auf 40 Jahre und einen Zensus von 1000 Franken für die Deputierten festsetzte, bezweckte er, die Macht der Präfekten zu Gunsten der grundbesitzenden Aristokratie und der ihrem Einfluß zugänglichen Landbevölkerung gegen den Mittelstand aufzubieten, die junge Generation fernzuhalten und die Kammer, in der die Royalisten eine überwältigende Mehrheit besaßen, möglichst lange zu erhalten. Die Rollen waren somit getauscht. Die Anhänger des Ancien Régime beschränkten die königliche Macht zum Vorteil des Parlamentes, aus Opposition gegen die Regierung, und verlangten ein der parlamentarischen Mehrheit entnommenes Ministerium. Die liberalen Monarchisten verteidigten die Rechte des Königs, vor allem jenes die Minister zu wählen, und das beschränkte Wahlrecht. Der Taktik Villèles gab Chateaubriand seine Zustimmung. Er blieb sechs Jahre hindurch sein Parteigenosse und der Verteidiger der gleichen Politik, und schreibt sich mit Recht das Verdienst zu, 1821 Villèles Erhebung zur Macht veranlaßt zu haben. Villèles Gesetzentwurf von 1816 fiel jedoch bei den Pairs. Da folgten die Debatten über das Budget. Die royalistische Mehrheit erklärte den Augenblick für gekommen, zwischen Revolutionären und Loyalisten zu unterscheiden, weigerte sich, gegen des Königs Wort, die Gläubiger der hundert Tage den andern Gläubigern gleichzustellen, schlug einen Zahlungsmodus vor, der einer Bankrotterklärung gleichkam, griff das Konkordat an und verlangte für den Klerus eine feste Rente von nahezu 42 Millionen und die Führung der Zivilstandsregister. Vergebens standen die gemäßigten Royalisten, die der Kammer ihre glänzendsten Redner stellten, zu Richelieu. Von ihm forderten jetzt die Mächte, die Gefährdung des Friedens und der Zahlungsfähigkeit Frankreichs fürchtend, energische Schritte. Neuen Aufständen begegneten neue Zwangsmaßregeln; die Royalisten drängten in alle Stellen, planten Verfassungsänderungen und ein Ministerium ihrer Wahl. Richelieu erklärte, lieber wolle er von Franzosen gestürzt als von den Fremden gerettet werden. Auch Chateaubriand donnerte auf der Tribüne, er würde es vorziehen in Konstantinopel zu leben, statt eine von Europa aufgedrängte Regierung zu dulden. Allein die Kammer, die im April 1816 auseinanderging, kehrte nie wieder. Nach dramatischen Zwischenfällen löste sie eine königliche Verordnung vom 5. September auf. Einige Tage später erschien Chateaubriands ‚Monarchie nach der Charte', Sie war eine Anklageschrift gegen das Ministerium Richelieu, die zugleich des Königs eigene Politik verwarf. Chateaubriand nennt sie den konstitutionellen Katechismus der Franzosen. Längst vorher, in einer Reihe von Schriften, hatte Benjamin Constant, Frankreichs erster Publizist, die von Chateaubriand ihm entlehnte Doktrin von der Neutralität der Krone, vom König, ‚der herrscht, nicht regiert,' gelehrt, solidarische, parlamentarische Ministerien, ein künstliches, vielfach von englischen Ideen beeinflußtes Gefüge gesetzlicher Bürgschaften aufgestellt, Freiheit der Presse und die parlamentarische Initiative für die Gesetzgebung verlangt, die ministerielle Verantwortung von der königlichen Macht getrennt. Allein Benjamin Constants System lag vorläufig im Acte additionnel, den er entworfen hatte, begraben. Er selbst, für den Verrat der hundert Tage vom König begnadigt, war mißachtet und brach gelegt. Chateaubriand übernahm jetzt die Führerschaft in der Presse: René stand zur Fahne. Der Bannerträger der Romantik forderte in klarer, bündig und sachlich dahinfließender Prosa die Waffen des freien Wortes in der freien Presse, nannte die Zensur ein Unding, ein Werkzeug des Despotismus in den Händen des Polizeiministers Decazes, dessen Amt unkonstitutionell sei und aufzuhören habe. Die Kaution der Journalisten, die Handhabung des Gesetzes durch die Organe der Verwaltung, genügten zur Ueberwachung der öffentlichen Meinung. Diese konstitutionelle, im Geist Montesquious entwickelte Lehre, forderte eine im aristo-

kratischen Sinn verstärkte Vertretung. Der Klerus sollte durch das wiedererlangte Besitzrecht mit den Interessen der Nation verknüpft werden. Die Priester, schrieb Chateaubriand, sind Franzosen und Bürger! Diejenigen, die von Papisten reden, gleichen Leuten, die während der Sintflut ‚Feuer‘ gerufen haben würden. Frankreich will seine Kinder von seinem Klerus erziehen lassen. Wie im englischen Oberhaus die Bischöfe, so wird der in die Pairskammer berufene Episkopat die Verfassung verteidigen. Nur durch Ausschließung des Klerus vom politischen Leben entsteht ein Reich im Reich. Im Geist der Zeit, nicht nach rückläufigen Begriffen wünschen wir den Bund der Monarchie, der Wissenschaft, der Künste, der guten Sitten und der Moral mit der Religion. Wie für den Klerus, so ist für den Adel die Verfassung eine Bürgschaft, keine Gefahr. Er tritt für das Deputiertenmandat in den Wettstreit, in welchem persönliches Verdienst entscheidet. Die Pairie sichert ihm Einfluß. Ohne eine erbliche, an die Scholle gebundene Aristokratie ist das Königtum unmöglich. Mit ihr ist seine Macht größer als jene Ludwigs XIV zu Versailles. Der König ist das Haupt der gallikanischen Kirche, der oberste Gesetzgeber und Kriegsherr, der Grund- und Schlußstein des Staates. Nicht der König und nicht die Charte, sondern das von drei Ministerien befolgte System führte den Sturz der ersten Restauration herbei und bedroht jetzt den Bestand der zweiten. Dieses System lautet: Frankreich müsse im Sinn der revolutionären Interessen regiert werden. Der verderbenbringende Irrtum verwechselt die materiellen revolutionären Interessen mit ihren moralischen Interessen. Die ersteren, der Besitz der Nationalgüter, die politischen, von der Charte gewährleisteten Rechte, müssen aufrecht erhalten, die moralischen oder vielmehr die unmoralischen revolutionären Interessen, ihre Grundsätze, müssen verworfen werden. Die Majorität in der Kammer ist die Majorität der Nation. Frankreich ist königstreu. Die Revolutionäre sind eine laute, aber verschwindende Minderheit. Der 20. März hat die Politik der Versöhnung ihnen gegenüber, welche die ‚Réflexions politiques‘ noch befürworteten, widerlegt. Man versöhnt solche Gegner nicht; man entledigt sich auch ihrer nicht durch ein System teilweiser Ausschließungen. Die Zeit der Schonung ist vorüber. Die Revolutionäre verschwören sich nach wie vor gegen die Religion, die Dynastie und die Charte. Gestern noch boten sie die Krone dem Ersten Besten, der sie nehmen wollte; heute sind sie bereit, den Fremden für ein wankendes Ministerium oder einen bedrohten Königsmörder zu Hilfe zu rufen. Darum fort, nicht mit den politischen Ergebnissen der Revolution, aber mit den Revolutionären. Das alte Frankreich muß mit den neuen Institutionen versöhnt, aber das Frankreich der Gegenwart durch Royalisten regiert werden.

‚Die Monarchie nach der Charte‘ lag druckfertig, als die Ordonnanz vom 5. September die Kammer, für die sie geschrieben war, auflöste. Chateaubriand beantwortete den Staatsstreich von Decazes in einer Nachschrift, in welcher er das Ministerium beschuldigte, daß es Frankreich in der Lotterie ausspiele und ihm das Schicksal Polens bereite.

Nicht ohne begreifliche Ueberwindung war Ludwig XVIII den Ratgebern gefolgt, die ihn beschworen, das nationale gegen das Parteikönigtum der Royalisten aufzustellen. Vom Inhalt der Schrift Chateaubriands in Kenntnis gesetzt, ließ er ihn auffordern, ihre Veröffentlichung zu unterlassen. Statt dessen setzte dieser sie gewaltsam durch, worauf der König ihn von der Liste der Staatsminister strich. Der Verlust der Pension nötigte ihn zum Verkauf der Vallée aux Loups, selbst seiner Bibliothek. Weittragender war es, daß Chateaubriand von jetzt an das Idol und der Martyrer der Ultras wurde. Seine Vorhersagung, die neue Kammer werde aus Jakobinern bestehen, erfüllte sich nicht. Sie gab den gemäßigten Royalisten die Mehrheit. Der König blieb frei in der Wahl seiner Minister, die jetzt Ordnung des Staatshaushalts, Aufstellung regelmäßiger Budgets und die Finanzreform durchführen konnten, die der Glanzpunkt der Restauration geblieben ist. Das Rekrutierungsgesetz des Kriegsministers und seine Verordnungen richteten sich gegen

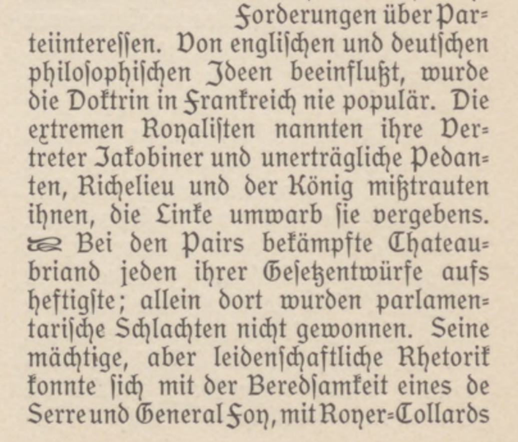
Monsieur und die Bevorzugung der Emigrierten. Das neue Wahlgesetz beschränkte die Wählerschaft auf nicht 100000, erhöhte, mit jährlicher Erneuerung der Kammer um ein Fünftel, die Zahl der Deputierten auf 456 und verlegte den Schwerpunkt in den Mittelstand. Der Herzog von Richelieu führte die Auseinandersetzung mit den europäischen Mächten und die Räumung französischen Gebietes auf dem Kongreß zu Aachen glücklich zu Ende und trat hierauf, im



Abb. 39 · Graf Villèle

Dezember 1818, zurück. Ludwig XVIII berief das Ministerium Dessoles-Decazes, dessen Seele der Siegelbewahrer wurde. Er hieß Graf de Serre, war Präfekt in Hamburg gewesen und hatte sich durch Karakterfestigkeit und Begabung bereits unter dem Kaiserreich die allgemeine Achtung erworben. Sein glänzendes Rednertalent sicherte ihm jetzt in Kammer und Ministerium die führende Rolle. Noch galt das königliche Programm: ‚Marschieren wir zwischen der Rechten und der Linken und sagen wir uns, daß wer nicht gegen uns, für uns ist.‘ Die Ausnahmsgesetze fielen, das vielumstrittene napoleonische Monopol der Universität im höhern Unterrichtswesen blieb.

Diese Politik der Versöhnung ermöglichte die Wirksamkeit der kleinen Gruppe von Männern, Royer-Collard, de Serre, Barante, C. Jordan, Guizot, die seit 1816 die Doktrinäre hießen und zu denen in zweiter Linie Beugnot, Mounier, der Herzog von Broglie, Schwiegersohn der Frau von Staël, und Charles de Rémusat gehörten. Sie bezeichneten sich als Opportunisten in der Politik, bildeten keine Partei, übten durch persönliche Bedeutung und Rednertalente ersten Ranges eine Art von moralischer und intellektueller Herrschaft aus und erstrebten den Rechtsstaat, der den Nachdruck auf die Moral legte. Der junge Rémusat nannte den ‚Genius des Christentums‘ ein schlechtes Buch, weil es keine Vernunftgründe aufbiete, nicht von der Theologie auf das Evangelium zurückgreife. Nicht alle Doktrinäre waren Legitimisten, wie de Serre und Royer-Collard, aber sie setzten alle der Revolution die von ihr geleugnete historische Fortentwicklung entgegen und stellten sittliche Forderungen über Parteiinteressen. Von englischen und deutschen philosophischen Ideen beeinflußt, wurde die Doktrin in Frankreich nie populär. Die extremen Royalisten nannten ihre Vertreter Jakobiner und unerträgliche Pedanten, Richelieu und der König mißtrauten ihnen, die Linke umwarb sie vergebens.



Bei den Pairs bekämpfte Chateaubriand jeden ihrer Gesetzentwürfe aufs heftigste; allein dort wurden parlamentarische Schlachten nicht gewonnen. Seine mächtige, aber leidenschaftliche Rhetorik konnte sich mit der Beredsamkeit eines de Serre und General Foy, mit Royer-Collards

zwingender Dialektik nicht messen. Seine Waffe blieb die Feder. Mit pekuniärer Unterstützung Monsieurs, zusammen mit Ultras wie Villèle und dessen Vertrauten Corbière, mit Fiévée, Vitrolles, Bonald schuf er im Oktober 1818 den ‚Conservateur'.

Abbé de La Mennais, wie Chateaubriand ein zu Saint-Malo 1782 geborner Bretone, der Autor des 1817 veröffentlichten ‚Essai sur l'Indifférence en matière de Religion', führte die religiöse Kontroverse. Ein Schriftsteller ersten Ranges, gleich de Maistre, teilte er mit diesem den fanatischen Haß gegen den Gallikanismus des Staats, worunter er alle von der französischen Krone ausgeübten, in den organischen Artikeln des Konkordates festgelegten Rechte verstand. Der Versuch, dieses Konkordat durch ein neues Uebereinkommen zu ersetzen, schlug in Rom und Paris fehl, aber La Mennais ließ sich nicht beirren. Er entfachte die religiösen Leidenschaften mit der Forderung, die geistliche Macht müsse der weltlichen Macht gebieten. „Die ‚Revolution,“ sagt Chateaubriand, „die der ‚Conservateur' hervorrief, war unerhört. Sie veränderte die Majorität in der Kammer und die Anschauungen der Kabinette. Sie rief die Feudalität für die Preßfreiheit in einem konstitutionellen Kreuzzug zum Kampf.“ Dieser Kampf währte über zwei Jahre und wurde aufs unerbittlichste, unter Verweigerung jedes Zugeständnisses geführt.

Mit Unterstützung der Doktrinäre schaffte de Serre 1819 die Zensur ab und verwies die Preßvergehen vor die Geschworenen. Obwohl Kautionen und Stempelgebühren die Zeitungen für das Volk verteuerten, entsprach dieses Gesetz den Vorschlägen Chateaubriands. Dennoch lehnte er es ab und nannte es atheistisch, weil es der Angriffe gegen die Religion nicht besonders gedachte. Seine Polemik zog ihre Kraft aus der Thatsache, daß die Linke, die 1817 25 Sitze, 1818 45, 1819 90 Sitze gewann, antidynastisch, wo nicht schon damals in Verschwörungen verwickelt war.

Seit dem Aachener Kongreß zeigten sich die Mächte über Frankreichs innere Lage im höchsten Grad beunruhigt. Nach Kotzebues Ermordung schrieb Chateaubriand, in Paris sei Sands Dolch geschliffen worden. Einen Brief ähnlichen Inhalts richtete er an den Fürsten Hardenberg. Ludwig XVIII, der ihn las, erklärte, in andern Tagen würde ein solches Schreiben dem Absender den Kopf gekostet haben. Chateaubriand verkündete die Auflösung der Gesellschaft. Das Zentrum, bis dahin Träger der ministeriellen Politik, spaltete sich. Ein Teil desselben ging zu den Ultras über, für deren Sache Chateaubriand nun auch das ‚Journal des Débats' gewann. Das von jetzt ab auf das linke Zentrum angewiesene Ministerium wankte, setzte das Preßgesetz nur durch Ernennung von 73 neuen Pairs durch und verweigerte der Linken die Begnadigung der verbannten Königsmörder. Da wurde, und zwar durch das Bündnis der Ultras mit der Linken, im Herbst 1819 Grégoire, ehemaliger konstitutioneller Bischof von Blois, der für Ludwigs XVI Tod gestimmt hatte, zum Deputierten gewählt.

Decazes verschloß sich der Einsicht nicht mehr, eine Abänderung des Wahlgesetzes sei unvermeidlich. Er versuchte Verständigung mit der Rechten, dann mit den Doktrinären, und bemühte sich ebenso vergebens, den Herzog von Richelieu zum Wiedereintritt ins Ministerium zu vermögen. Hierauf verstärkte er sein Kabinett durch Royalisten, jedoch ohne die Partei zu gewinnen. Chateaubriand versprach ihre Unterstützung nur unter Bedingung einer Reorganisation der Munizipalitäten und der Nationalgarde, Aenderung der Beförderungsordnung in der Armee, Steuerverminderung, Wiederherstellung der religiösen Orden, Entschädigung für die Opfer der Revolution. ‚Dem Jakobiner' Decazes war nach wie vor der Untergang geschworen.

Am 14. Februar 1820 sollte trotzdem das neue Wahlgesetz der Kammer vorgelegt werden. Am Vorabend ermordete Louvel den Herzog von Berry in der Oper. ‚Die Hand, die den Stoß führte', schrieb Chateaubriand in den ‚Débats', ‚war nicht die sträflichste'. Decazes, dem diese Worte galten, wurde vom König nach schmerzlichen innern Kämpfen geopfert. Noch vierzehn Tage später schleuderte ihm der unversöhnliche Chateaubriand die Beschimpfung nach: ‚Unsere Thränen und unser Schmerz erstaunten einen verwegenen Minister; seine Füße glitten in Blut aus; er ist gefallen'.

In der Schrift über den Herzog von Berry verherrlichte Chateaubriand das Andenken des unglücklichen, minderwertigen Fürsten, der mutig und verzeihend starb. Die Missethat, der er zum Opfer fiel, war vereinzelt, aber sie wurde von den Royalisten der Schwäche des Ministeriums zur Last gelegt. In seinen Sturz wurde auch Chateaubriand hineingezogen, indem die Zensur wiederhergestellt wurde. Mit ihr ging der ‚Conservateur' siegend unter.



Abb. 40 · Herzog von Berry

Ein zweites Mal warf sich der Herzog von Richelieu, von de Serre unterstützt, selbstvergessen in die Bresche. De Serre entschloß sich, seine doktrinären Freunde dem Friedenspakt mit der Rechten zu opfern, dank welchem er das neue Wahlgesetz mit doppeltem Votum für die Höchstbesteuerten durchsetzte, das sieben Jahre hindurch den Royalisten die Mehrheit sicherte.

Auch dieses Ministerium, dessen Programm de Serre dahin feststellte, es wolle den Versuch wagen, mit der Rechten und dem Zentrum vernünftig zu regieren, erschien Chateaubriand ohne den Beitritt der Royalisten Lainé, Villèle und Corbière kein genügendes Pfand. Er setzte ihre Berufung durch. Aber der praktische, ruhige Villèle äußerte jetzt kühl, Chateaubriands Entfernung werde es den Ultras schwerer machen, Thorheiten zu begehen. Richelieu suchte ihn versöhnlich zu stimmen, ließ ihn aber zugleich wissen, ein Portefeuille sei für ihn nicht frei. Am 20. November 1820, nachdem die Geburt des Herzogs von Bordeaux der verwaisten Krone den Erben gegeben hatte, erfolgte seine Ernennung zum Botschafter in Berlin. Er ergab sich widerstrebend in die freiwillige Verbannung.

Seine Politik jedoch, die der ‚Monarchie selon la Charte' und des ‚Conservateur' hatte triumphiert. Das konstitutionell-monarchische Frankreich übertrug 1820 mit dem doppelten Wahlrecht die 1817 von den Doktrinären durchgesetzte Herrschaft der Mittelklassen wieder zurück auf die grundbesitzende Aristokratie. Der 1816 gewagte Versuch Villèles, durch Herabsetzung des Zensus das Wahlrecht zu erweitern, wurde unter der Restauration nicht wieder aufgenommen; 28 Millionen Franzosen blieben von nicht 100 000 Wählern und 430 Deputierten vertreten und die Monarchie der Parteiregierung der Royalisten verpfändet. Chateaubriands Unterstützung der unversöhnlichen verhängnisvollen Politik ihres rechten Flügels gegen die gemäßigte Politik Richelieus, de Serres,

Royer-Collards und ihrer Anhänger wird nur dann verständlich, wenn man im Auge behält, daß die Linke, fast ohne Ausnahme, ja selbst ein Teil der Doktrinäre antidynastisch waren. Die extremen Royalisten führten gegen sie den Kampf um die Herrschaft. Solange diese ihnen nicht gesichert war, traten alle andern Erwägungen zurück. Regierten einmal die Royalisten, dann konnte die Charte zur Wahrheit werden.



Chateaubriand Botschafter · Der Kongreß von Verona · Der spanische Feldzug · Chateaubriand Minister · Sein Sturz



Nach einer Reise, die er, wie alle seine Reisen, mit Lust und Liebe zum Wandern beschreibt, traf Chateaubriand am 11. Januar 1821 in Berlin ein. Er nennt den Tag, an welchem er Friedrich Wilhelm III und seinen Söhnen, ‚fröhlichen jungen Militärs', vorgestellt wurde; unter ihnen war Prinz Wilhelm, der künftige deutsche Kaiser. Während der Mission, die drei Monate dauerte, lernte er weder Deutsche, noch Preußen, noch Deutschland kennen. Er begnügte sich damit, die deutsche Zukunft vorherzusagen. Es wäre ein Trugschluß, schrieb er an Pasquier, seinen Minister des Aeußern, wollte man voraussetzen, daß politische Inquisitionstribunale und Maßregelung der Presse den Schwung des deutschen Geistes gebrochen hätten: „Wie Italien wünscht das Deutschland von heute die politische Einheit. Mit diesem Gedanken wird es stets möglich sein, die germanischen Völker in Bewegung zu setzen. Fürsten und Minister werden innerhalb des deutschen Staatenbundes diese Revolution beschleunigen oder verzögern, niemals aber die Entwicklung derselben verhindern. Jedem Jahrhundert ersteht sein Geschlecht." Der kleine Bismarck ging noch nicht zur Schule, während Chateaubriand auf den gewohnten, einsamen Spaziergängen solchen Betrachtungen sich hingab. Mit Ausnahme der Herzogin von Cumberland und späteren Königin von Hannover, Königin Luisens Schwester, die ihn auszeichnete, und der er in persönlichem Verkehr und in Briefen ritterlich huldigte, sah er nur die amtliche und Hof-Welt und außerdem Adalbert von Chamisso. Der Dichter des Schlosses Boncourt, dessen französischen Wortlaut Chateaubriand den Mémoires d'Outre-Tombe einfügte, war ein Forschungsreisender gewesen. Der Umstand gewann seine Sympathie, die nicht erwidert wurde. „Er hat schlecht reüssiert", meldet Chamisso der Schwester über seinen berühmten Landsmann; „er ist ungeschickt, er sieht und findet seinen Aplomb nirgends ... Mir eine Staatsvisite zu machen, ist auch ungeschickt, das ist des Guten zu viel ... Frau von Staël war ganz anders bedeutend wie Chateaubriand. Sie überwältigte". In Verona fällte der Herzog von Wellington ein ähnliches Urteil über den menschenscheuen Mann; zu Rom, 1829, nannte ihn sein spanischer Kollege, Labrador, gleichfalls ‚im täglichen Umgang unbedeutend'. Er blieb immer schüchtern, sprach wenig und haßte jeden Zwang. Eines einzigen Abends in Berlin gedenkt er dankbar; er sah Schillers ‚Jungfrau' und vergoß Thränen, obwohl er kein Wort des Textes verstand. Das reaktionäre Berlin und Ancillon, der in Bernstorffs Abwesenheit das auswärtige Ministerium leitete, interessierten ihn wenig. An der jungen Universität, wo Hegel und Savigny lehrten, ging er vorüber.

Seine Aufmerksamkeit blieb auf Paris und die von der französischen Charbonnerie, nicht ohne Mitwissenschaft eines Teils der Linken, in Spanien, Neapel und Piemont unterstützten revolutionären Bewegungen gerichtet. Das bewaffnete österreichische Eingreifen in Neapel, das England und

Frankreich nach vergeblichen Vermittlungsversuchen geschehen ließen, veranlaßte Chateaubriand zu der Meinungsäußerung, wenn es auch geboten sei, Neapel von der Demagogie zu befreien, so solle doch die Monarchie nicht mit Ketten, sondern mit konstitutionellen Bürgschaften wiederkehren.

Er dachte an Spanien, dessen Beispiel man in Neapel gefolgt war und wo Frankreich, im Einverständnis mit den Mächten, angesichts der Militärrevolution und der Ausrufung der Verfassung von 1812 zu Cadix eine zuwartende Haltung bewahrte. Sie schloß den Gedanken an ein Eingreifen nicht aus: „Es wäre möglich," schrieb Chateaubriand aus Berlin, „daß Spanien schnell von der Monarchie zur Republik überginge. Seine Verfassung wird ihre Früchte zeitigen, der König fliehen, abgesetzt oder niedergemetzelt werden. Ebenso ist der Bestand einer volkstümlichen Regierung in Spanien für einige Zeit denkbar, wenn die Bildung föderativer Republiken gelänge, für die das Land durch seine Gebietseinteilung, die Verschiedenheit seiner Sitten, Gesetze und selbst seiner Sprachen, sich ganz besonders eignet."

Gleichzeitig mit der Niederwerfung der Revolution in Neapel erfolgte der Ausbruch der Revolution in Piemont. Hier wie dort wurde die Konstitution nach spanischem Muster beschworen, in Alexandrien und Turin die italienische Trikolore aufgepflanzt und Karl Albert, Prinz von Carignan, zur Befreiung vom österreichischen Joch aufgerufen. Die drohende Möglichkeit einer russisch-österreichischen Einmischung veranlaßte Chateaubriand zum Vorschlag der Besetzung Savoyens durch 25,000 Franzosen: ‚die weiße Kokarde wird befestigt sein, sobald sie den Feind wiedergesehen hat'. An die Stelle aller dieser Wünsche und Pläne trat, im Norden und Süden der italienischen Halbinsel, die bedingungslose, von Metternich aufgedrängte Reaktion.

Die Taufe des Herzogs von Bordeaux bot Chateaubriand den ersehnten Vorwand, bereits am 27. April 1821 nach Paris zurückzukehren, wo Richelieu seinem früheren unerbittlichen Widersacher Rang und Würde eines Staatsministers großmütig zurückgab. Dieser blieb der Meinung, auch jetzt noch befriedige dieses Ministerium von gemäßigten Royalisten die Ansprüche seiner Partei nicht, und er verlangte für Villèle, der in demselben Minister ohne Portefeuille war, das Innere. Richelieu, den Angriffen der jetzt vollständig gegen die Regierung empörten Linken ausgesetzt, vom linken Zentrum nicht unterstützt, mußte mit der Rechten durch Vermittlung Villèles und des viel hartnäckigern Corbière regieren; er weigerte sich nicht, sie beide in sein Kabinett zu berufen, behielt sich aber persönlichen Einfluß auf die Leitung der inneren Verwaltung vor. Da verweigerte die Rechte ihm die Verlängerung der Zensur für mehr wie drei Monate, und ihre beiden Vertrauensmänner reichten ihre Entlassung ein. Mit Villèle und Corbière, erklärte Chateaubriand, falle auch er, und legte seinen Botschafterposten nieder. Gleichzeitig aber richtete er eine Note an Monsieur, in welcher er Aufrechthaltung der Charte, Berücksichtigung der gemäßigten Royalisten, Verteidigung der Religion gegen ihre Feinde, ‚aber ohne den Fanatismus und die Unvorsichtigkeiten des Eifers, die ihr so vielen Schaden zufügen', empfahl. Er meinte die ‚Kongregation'.

Ursprünglich unter dem Kaiserreich zur Verteidigung der kirchlichen Interessen und zur Aufrechthaltung der Beziehungen mit dem gefangenen Papst gegründet, hatte sie ihren Zweck überdauert. Unter der zweiten Restauration diente sie mehr und mehr nicht nur religiösen, sondern auch politischen Interessen. An ihrer Spitze stand Monsieur. Ihre Bedeutung wurde allerdings übertrieben, aber ihren Mitgliedern war doch der Weg zu Beförderungen erleichtert. Chateaubriand selbst war Mitglied mehrerer ihrer Vereine für charitative Werke. Er wußte, daß Bonalds und de Maistres Doktrinen Fortschritte in diesen Kreisen machten. Schon 1817 hatte er das Buch ‚vom Papst' im Manuskript durch den Verfasser selbst zugeschickt erhalten und den Empfang dankend bestätigt; er schrieb jedoch, nachdem er es gelesen hatte, demselben nicht wieder. Nur in der Hitze des Gefechtes, im ‚Conservateur', focht er Schulter an Schulter mit La Mennais. Auf die Theorie des Absolutismus in der Kirche verpflichtete er sich nie.

Dagegen sah er, mit völliger Befriedigung, wie den ersten, so den am 12. Dezember 1821 erfolgenden zweiten Sturz Richelieus. Ihn veranlaßte ein Treubruch von Monsieur. Durch das Versprechen, ihn zu unterstützen, hatte dieser, nach der Ermordung des Herzogs von Berry, Richelieus Widerstreben, noch einmal das Ministerium zu übernehmen, überwunden. Der Prinz brach sein Wort, überließ ihn wehrlos den verdeckten Feindseligkeiten und offenen Angriffen seiner Partei und veranlaßte dadurch seinen Rücktritt. Seine Verwaltung ersetzte das Ministerium der Ultras, Villèle-Corbière. Minister des Aeußern wurde abermals nicht Chateaubriand, sondern der Vicomte Mathieu de Montmorency, ein überzeugter Anhänger der Gegen-Revolution und des Interventionsrechtes, wie sie Metternich seit 1819 auf den Kongressen von Karlsbad, Troppau und Laibach vertrat. Montmorency, ein bekehrter Konstitutioneller von 1789, selbst von Gegnern hochgeachtet, durchaus loyal und von reinster Frömmigkeit, aber geistig nicht bedeutend, vertrat neben der politischen, die extrem-kirchliche Richtung. Mit dem Vorbehalt, ihn sobald wie möglich zu ersetzen, ließ Chateaubriand seine Freunde in Besitz der Herrschaft und ging, anfangs April 1822, als Botschafter nach London, wo er Decazes ersetzte, den der König durch die Verleihung dieses wichtigen Postens 1821 entschädigt hatte und den er jetzt gehen ließ. Der Gegensatz zwischen dem Glanz der Gegenwart und den Tagen der Verbannung und Not, die Chateaubriand einst in der Weltstadt verlebt hatte, würde auch eine Phantasie, weniger mächtig wie die seinige es war, zu Vergleichen zwischen Einst und Jetzt angeregt haben. Er versagte sich nicht, den Gegensatz in den ‚Mémoires d'Outre-Tombe' zum dramatischen Ausdruck zu bringen. Unter dem Donner der Geschütze zu Dover empfangen, in die Botschaft zu Portland-Place eingeführt, rief er doch vergebens die Jugend, ‚die schönen Tage des Elends und der Verlassenheit' zurück und fand weder die Menschen noch die Bäume, in deren Schatten er sie verträumt hatte, wieder. Wie seine eigenen Schicksale, so hatte das England von damals sich verändert. Noch regierten die Tories, unter deren fast fünfzigjähriger Herrschaft das von revolutionären Stürmen bewahrte Reich um einen ungeheuren Kolonialbesitz vermehrt, den Meeren gebietend, siegreich aus dem Kampf gegen die Revolution und das Kaiserreich hervorgegangen war. Es trat in das Zeitalter der Erfindungen und der industriellen Entwicklung, in welchem die Leistungen seiner Mechaniker und Ingenieure nicht weniger ausschlaggebend wie die Erfolge seiner Staatsmänner und Heerführer wurden. Im Jahr 1822 besaß das britische Reich 126 Dampfer und erzeugte England 400 000 Tonnen Eisen. Es begann die Eroberung der Welt durch Kohle und Dampf; der Handel schuf neue, blühende Stätten. Nicht die zwischen 1816 und 1819 energisch niedergeschlagene radikale Agitation, sondern die wirtschaftliche Umwälzung, das Wachstum und die Ver-

Abb. 41 · Herzogin von Angoulême

schiebung der Bevölkerung bereiteten der politischen Reform den Boden. George Canning, dem größten Redner und feinsten Geist, den dieses Zeitalter von Staatsmännern der konservativen Partei erzeugte, gebührt der Ruhm, das alte System der Partei durchbrochen und den aristokratischen Parlamentarismus im Bunde mit Huskisson und Peel durch eine forschrittliche Politik verjüngt zu haben.

Seit Cannings Aufenthalt in Paris, 1820, kannte und bewunderte ihn Chateaubriand. Er fand ihn jetzt in London wieder, im Begriff den Posten des Generalgouverneurs in Indien anzutreten. Staatssekretär des Aeußern im Ministerium war Englands Vertreter auf dem Wiener Kongreß, Lord Castlereagh, jetzt Lord Londonderry. Bereits in der ersten Unterredung mit diesem erklärte der Botschafter Ludwigs XVIII, gegen das Umsichgreifen republikanischer Ideen stehe ein, wenn nötig dreifach verstärktes Heer in Frankreich wehrhaft bereit. Die empörten spanischen Kolonien dürften nicht revolutionäre Republiken, sondern müßten konstitutionelle Monarchien werden. Der englische Staatsmann hörte schweigend zu, ließ aber keinen Zweifel darüber bestehen, daß England niemals in Spanien eingreifen werde. Andrerseits empfahl Villèle seinem Freund Chateaubriand, Frankreichs Aktionsfreiheit für den Fall von Verwicklungen im Orient, wo seit 1821 der griechische Aufstand tobte, nicht durch ein Eingreifen in Spanien festzulegen. Der Herzog von Richelieu, der den Zaren so lang und genau kannte, hatte bereits 1821 gewarnt, Anerbietungen Alexanders an den französischen Gesandten de La Ferronnays ernst zu nehmen, durch welche der Zar sich Frankreichs Unterstützung gegen die Mächte im Fall des Kriegs gegen die Türkei sichern wollte. Als ein solches Einverständnis fehlschlug, gab Alexander vorläufig den Gedanken des Türkenkriegs auf und befürwortete das Eingreifen in Spanien. Die Berufung eines neuen Kongresses war beschlossen. Chateaubriand versuchte bereits im Mai bei Montmorency seine Ernennung zum Bevollmächtigten an seiner Seite durchzusetzen. Montmorency, der ihn nicht mochte, lehnte ab, worauf sich Chateaubriand mit Erfolg durch die Herzogin von Duras an Villèle wandte, der durch seine Sendung ein Gegengewicht zu den kriegerischen Neigungen Montmorencys zu finden hoffte. Da, mitten unter Festen und Vergnügungen, ‚denen er die Galeeren vorgezogen hätte', vernahm Chateaubriand am 12. August den durch Selbstmord herbeigeführten Tod Lord Londonderrys. Auf Wellingtons Verlangen übernahm Canning, nach 15 Jahren zum zweiten Mal, das auswärtige Amt und brachte die Politik zur Geltung, welche zwar die Wiener Verträge als zu Recht bestehend anerkannte, aber nur im Sinn der Sicherung territorialer, nicht politischer Bürgschaften verstand, und es den Nationen überließ, innerhalb ihrer Grenzen ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen.

Vor Cannings Amtsantritt, im August, erhielt Chateaubriand durch seinen aus Paris zurückgekehrten Botschaftssekretär Grafen Marcellus die Nachricht seiner Ernennung zu einem der drei Bevollmächtigten Frankreichs auf dem Kongreß zu Verona. So kam nach fünfmonatiger Dauer die Mission in London zu Ende. Chateaubriand verließ England mit der Ueberzeugung, die Katholiken-Emanzipation, welche Canning, auf die Absichten seines Meisters Pitt zurückgreifend, wollte, sowie die angebahnten Reformen im Innern würden, obwohl an sich gut, nur die zerstörenden Bestrebungen der Zeit fördern.

Von da an, und obwohl ein vertraulicher diplomatischer Briefwechsel zwischen ihnen, den Chateaubriand im ‚Kongreß von Verona' widergab, freundschaftliche Formen bewahrte, begegneten sich er und Canning nur noch in ausgesprochener Gegnerschaft. Zu Verona, wohin er sich im Oktober begeben hatte, trat in dem Areopag von Monarchen und Ministern Chateaubriand vorläufig ganz zurück. Die führende Rolle behielt der Minister des Aeußern, Montmorency. Gegen seine Vorschriften versicherte sich dieser der moralischen und wenn nötig, auch der materiellen Unterstützung Rußlands, Oesterreichs und Preußens im Kriegsfall, der durch bewaffneten Angriff auf französisches Gebiet, Aufreizung zur Rebellion durch die spanische Regierung, Absetzung des Königs, Attentate gegen ihn und sein Haus oder Veränderung der Thronfolge gegeben er-

achtet wurde. Eine dieser Voraussetzungen war bereits eingetreten. Der König von Spanien, der 1820 die Verfassung feierlich beschworen und hierauf gegen sein liberales Ministerium unmöglich gemacht hatte, war in den Händen der Cortes. Die Absolutisten eroberten zwar in Katalonien das befestigte Seu d'Urgel und organisierten eine Junta, die das Volk zur Befreiung des Königs zu den Waffen rief, eine Regentschaft einsetzte und alle Regierungshandlungen seit 1820 für null und nichtig erklärte. Aber ‚diese apostolische Armee zur Verteidigung von Thron und Altar gegen die konstitutionellen Freimaurer' war dennoch zu schwach, um Spanien zurückzuerobern; sie wurde von General Mina geschlagen, kurz nachdem ihre Abgesandten, und der König selbst durch geheime Briefe, in Verona die Vermittlung der Mächte angerufen hatten. Kaiser Alexander erklärte sich jetzt, wenn nötig allein, zu einer solchen bereit; Rußland, Oesterreich und Preußen schlugen die Zurückziehung ihrer Gesandten vor, wenn der König nicht in Freiheit gesetzt würde. Der Herzog von Wellington jedoch trennte sich von den Mächten und verweigerte, Namens seiner Regierung, jede bewaffnete Einmischung. Der zu Verona anwesende Gentz klagte gegen Chateaubriand, ‚der Bund der europäischen Großmächte gegen die Fortschritte der Desorganisation könne auf England nicht mehr rechnen.' Am 20. November kehrte Montmorency nach Frankreich zurück, wo soeben die Wahlen die royalistische Mehrheit und dadurch die Kriegspartei verstärkt hatten. Der haushälterische Villèle, der schon aus finanziellen Gründen ein überzeugter Anwalt des Friedens blieb, suchte jetzt wenigstens Zeit zu gewinnen. Montmorency erhielt den Herzogstitel, aber nicht die Zustimmung zu seinen Vorschlägen, und in Verona begann die Aktion Chateaubriands. Seine Stellung war eigentümlich. Ein Freund der Griechen und der Italiener, empfand er das tiefste Mitgefühl für Metternichs Opfer der italienischen Unabhängigkeit, vor allem für Silvio Pellico. In Metternichs Augen galt Chateaubriand, der Verteidiger der Charte und der Preßfreiheit, für einen gefährlichen Liberalen. Zugleich aber hielt er ihn in religiösen Dingen für den Gesinnungsgenossen Bonalds und de Maistres, so daß er dem Uebereifer, den er bei ihm voraussetzte, die Mäßigung des Papstes entgegenhielt. Chateaubriand seinerseits zählte Metternich, der die politische Verlässigkeit der französischen Armee bezweifelte und England, schon wegen seiner Orientpolitik schonte, zu Frankreichs Gegnern. Der französische Bevollmächtigte stützte sich auf den Zaren. Ihm sprach er von Zukunftsplänen, bei denen der in Aussicht genommene spanische Feldzug zur ersten Etappe auf dem Weg Rußlands nach Byzanz und Frankreichs an den Rhein wurde und durch welchen die für Frankreich verhängnisvollen Wiener Verträge umgeändert werden sollten. Der Zar mußte, nachdem bald darauf eine in diesem Sinn gehaltene Rede Chateaubriands zu seiner Kenntnis gelangt war, in einem persönlichen Schreiben vom 13. März 1823 diesen auffordern, seine Politik nicht im Gegensatz zu jener seiner Verbündeten darzustellen. Chateaubriand wagte noch mehr. Im ‚Congrès de Vérone' bekennt er offen, in seinem Briefwechsel mit Villèle habe er, der den Krieg gewollt, dem Minister, der den Frieden wollte, vorgespiegelt, alle Mächte dächten so wie Rußland, ‚obwohl wir wußten, daß der Kongreß den Krieg nicht wollte . . . wir sagten nicht alles, um zum Ziel zu gelangen und dachten insgeheim: Ist einmal die Bidassoa überschritten, so wird der Ministerpräsident, thätig, fähig und entschieden wie er ist, vorangehen müssen'.

Mit der Beteuerung, an der Seite Villèles zu stehen und zu fallen, traf Chateaubriand am 20. Dezember, nach Schluß des Kongresses, in Paris ein. Die Lage, die er dort vorfand, war die folgende. Montmorency und das ganze Ministerium, mit Ausnahme Villèles selbst, verlangten, Frankreich solle den zu Verona vereinbarten, jetzt in Paris eingetroffenen Noten der drei Mächte an Spanien sich anschließen und seinen Gesandten zurückrufen. Villèle, seit Minas Sieg über die apostolische Armee mehr als je entschlossen, die Uebergabe der Noten in Madrid und damit den Krieg abzuwenden, stand allein. Da kam ihm Ludwig XVIII mit der Erklärung zu Hilfe, Frankreich,

durch seine Grenzen in engster Beziehung zu Spanien, könne seinen Gesandten in Madrid nur an dem Tag abberufen, da 100 000 Franzosen zur Ueberschreitung der Grenze und zur Rettung seines, des Königs Neffen bereit ständen. Nach dieser Wendung, die, indem sie Frankreichs Aktion zugleich von jener der übrigen Mächte trennte und hinausschob, auch Montmorencys Thätigkeit in Verona verurteilte, nahm dieser seine Entlassung. Schon sprachen die Royalisten laut von Villèles Verrat. Da erfolgte, am 28. Dezember, Chateaubriands Ernennung zum Minister des Aeußern. Villèle, der seiner gegen den Ansturm der Rechten bedurfte, setzte sie durch. ‚Der König haßte mich', schrieb Chateaubriand. Es war nicht üblich, einen Vorgänger zu ersetzen, dessen Politik man amtlich gutgeheißen hatte; Einen Augenblick hindurch glaubte selbst Canning, Chateaubriand, der das wohl fühlte und daher Schwierigkeiten machte, bevor er Montmorencys Nachfolge antrat, werde jetzt Frieden befürworten. Bald sah Canning klarer und erkannte, daß die europäische zu einer französischen Interventionsfrage geworden war. Die Cortes beantworteten die inzwischen zu Madrid



Abb. 42 · Herzog von Angoulème

überreichten Noten der Mächte mit Zurückberufung der Gesandten Spaniens und standen zur Verfassung von 1812, indem sie für des Königs Sicherheit sich verbürgten, aber jede Einmischung der Fremden in ihre Angelegenheiten zurückwiesen. Da rief, am 18. Januar 1823, Chateaubriand den französischen Gesandten von Madrid ab, ohne das Ergebnis eines letzten englischen Vermittlungsversuchs abzuwarten. Am 28. Januar verkündete die Thronrede den Triumph der Politik Chateaubriands über jene von Villèle: sie erklärte Frankreich zur Befreiung Ferdinands VII bereit, dem allein das Recht, seinem Volk Institutionen zu geben, zustehe. Canning beauftragt den französischen Geschäftsträger in London, Grafen Marcellus, seinem Minister zu berichten, das englische System verwerfe die von Herrschern gegebenen Verfassungen; es sei die Geschichte der von den Unterthanen gegen ihre Monarchen errungenen Siege. Die französische Rechte beglückwünschte Ludwig XVIII; Villèle, von den Royalisten und dem Vertreter ihrer auswärtigen Politik, Chateaubriand, mit fortgerissen, erklärte nunmehr der Opposition, Frankreich sei vor die Wahl gestellt, entweder die Revolution über den Pyrenäen niederzuschlagen oder im Norden die nach Frankreich eindringende Revolution zu bekämpfen. Die Aeußerung wurde dahin verstanden, Frankreich handle im Auftrag der heiligen Allianz. Chateaubriand errang einen ungeheueren, rednerischen Erfolg, indem er statt dessen den Krieg einzig durch Frankreichs bedrohte Interessen geboten darstellte. Er wies die Absicht zurück, sich in Spaniens innere Angelegenheiten zu mischen und forderte es auf, ‚sich wie einst von Bonaparte, so von der Revolution, dem zweiten Unheil, das Frankreich ihm gebracht habe', zu befreien. „Vergessen wir nicht", so schloß er, „daß, wenn die kriegerische Unternehmung gegen Spanien ihre Nachteile und Gefahren, so auch einen ungeheuren Vor-

teil besitzt. Sie wird uns ein Heer schaffen, den militärischen Rang unter den Nationen wiedergeben, unsere Unabhängigkeit wiederherstellen. Unter dem Zelt wird sich die Versöhnung der Franzosen vollenden, Waffengefährten werden zu Freunden werden. Mit edlem Vertrauen stellt der König die weiße Fahne in die Hut derjenigen, die unter andern Farben siegten". Ganz in derselben Weise, beinahe mit denselben Worten, hat Goethe 1824, im Gespräch mit Eckermann, den spanischen Feldzug ‚die Wiedergewinnung des Thrones für die Bourbons' bezeichnet.' Am 15. März beschloß die Kammer den Ausschluß des republikanischen Deputierten Manuel für die Dauer der Session, weil er an das durch Einschreiben der Fremden herbeigeführte Schicksal Ludwigs XVI erinnert hatte. Die Linke folgte diesem Führer und beteiligte sich vorläufig nicht mehr an den Verhandlungen. Nachdem die Royalisten 100 Millionen für den Krieg bewilligt hatten, begab sich der Herzog von Angoulême zu der unter seinen Befehl gestellten Armee. Er entwickelte große Thatkraft, wählte seine Unterbefehlshaber, übertrug die Versorgung der Armee dem geschickten Finanzmann Ouvrard, der sich bereits zu Verona angeboten hatte, durch Flüssigmachung von Geldmitteln der spanischen Regentschaft zum Sieg über die Revolution zu verhelfen. Der Herzog, der die spanische Grenze am 7. April überschritten hatte, hielt, ohne ernstem Widerstand zu begegnen, am 24. Mai seinen Einzug in Madrid. Dort begannen die politischen Schwierigkeiten. Für den König, den die Cortes nach Sevilla, später nach Cadix mit sich nahmen, sollte, nach Entschließung des französischen Kabinetts, eine Regentschaft eintreten und den Herzog von Angoulême jeder politischen Verantwortung entlasten. Diese Regentschaft bestand aus Absolutisten, die alle Ratschläge der Mäßigung, die der Herzog und Villèle durch ihn gaben, zurückwiesen und das System des Königs, wie es vor 1820 bestanden hatte, wieder aufrichteten. Alles was der Herzog erreichte, war die vorläufige Niederhaltung der Schreckensherrschaft durch die Drohung, Madrid zu räumen. Doch konnte er es nicht verhindern, daß sie überall ausbrach, wo keine französischen Truppen standen. Der Herzog sagte offen, der falsche Ferdinand VII werde, auch wenn man ihn durch Versprechungen binde, nach seiner Befreiung keine derselben halten. So erließ er am 8. August die Ordonnanz von Andujar gegen die Verfolgungsdekrete der Regentschaft. Chateaubriand verleugnete zwar den Herzog nicht, aber er erachtete den Schritt für unzeitgemäß und des Königs Autorität gefährdend und beauftragte den französischen Gesandten, seine Wirkung abzuschwächen. Der aufs tiefste verletzte Herzog von Angoulême, verzichtete von da an auf jeden politischen Einfluß; er wandte sich nach dem Süden, nahm den Trocadero, bombardierte Cadix, das kapitulierte, und empfing am 1. Oktober den befreiten Ferdinand VII in seinem Hauptquartier. Mit dem Versprechen völliger Amnestie hatte sich dieser den Cortes entwunden. Bereits am nächsten Tag nahm er sein Wort zurück, hieß alle Dekrete der Regentschaft gut, und es begann die Schreckenszeit, deren Geschichte Spaniens erster lebender Schriftsteller, Don Benito Perez Galdós, erst kürzlich mit patriotischer Empörung wiedererzählt hat. Der Herzog von Angoulême, dessen damaliges Verhalten ihm zur höchsten Ehre gereicht, verließ Spanien nach einer letzten Warnung an den König, um nicht Zeuge von dessen bedingungsloser Rückkehr in die Hauptstadt sein zu müssen. Erst jetzt, nachdem französischerseits der Zweck des Kriegs durch militärische Erfolge erreicht war, suchte Chateaubriand, in seinen Depeschen an den französischen Gesandten in Madrid, die Reaktion, ‚die Sottisen' wie er sagt, des Königs, seines Beichtvaters, der Camarilla, die ihn umgab, zu mäßigen. „Bedenken Sie," schrieb er, „daß die Aufrichtung eines blutigen Despotismus den Feldzug entehren würde. . . . An den Spaniern ist es, zu wissen, ob sie neuer Einrichtungen bedürfen; ihr König mag darüber urteilen; das ist nicht unsere Sache. Wohl aber wollen wir mit aller Macht Reaktionen und Vergeltungen verhindern. Wir werden nicht unsere Siege befleckende Aechtungen dulden, noch die Scheiterhaufen der Inquisition wie Altäre errichten lassen". Solche Ermahnungen kamen zu spät. Ein eigenhändiger Brief Ludwigs XVIII



Chateaubriand

„Le Christ seul sauvera la Société moderne. — Voilà mon Roi, voilà mon Dieu"

an Ferdinand VII, die Drohungen seines Ministers, die letzten 45 000 Mann des Besatzungsheeres vor der festgesetzten Frist zurückzurufen, erreichten nichts. Eine 1824 von Chateaubriand erzwungene Amnestie, machten die sie begleitenden Einschränkungen völlig wertlos. Die Wiedergewinnung der Kolonien für das spanische Mutterland war, das wußte Chateaubriand, unter solchen Umständen undenkbar. Wohl aber gab er sich der Täuschung hin, es könne noch gelingen, ihnen unter bourbonischen Fürsten, repräsentative monarchische Institutionen zu geben. Er war nicht mehr im Amt, da beglich Canning, im Dezember 1824, die Rechnung mit Frankreich und verwies, in einer unsterblich gebliebenen Rede auf die Gründe, warum England die französische Besetzung Spaniens geduldet hatte: „Ich blickte anderswohin und suchte Entschädigungen in einem anderen Weltteil. Wenn Spanien den Franzosen zufiel, sollte es Spanien ohne Indien sein. Ich rief eine neue Welt ins Dasein, um das Gleichgewicht der alten herzustellen." Canning anerkannte die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien zum Zeitpunkt, da Monroe den Satz aufstellte: ‚Amerika den Amerikanern.' — Die Wendung, durch welche der südamerikanische Kontinent unaufhaltsam republikanischen Staatsformen gewonnen werden sollte, fürchtete Chateaubriand vor allen andern, aber ein Jahr, bevor sie eintrat, gestand er, das festländische Europa besitze die Macht nicht, sie zu verhindern. Seine letzten, vergeblichen diplomatischen Schritte bezweckten, Canning für den Gedanken einer Vermittlung der Mächte zwischen Spanien und den Kolonien zu gewinnen.

Ihm selbst war Spaniens Schicksal Hekuba. Den Erfolg, den die französischen Waffen fast mühelos errungen hatten, schätzte er nach der Wirkung auf ‚die Faktionen' in Paris und auf die Kabinette. In dem ursprünglich nicht volkstümlichen Krieg, dessen glücklicher Ausgang die öffentliche Stimmung fortriß, sah er einen Anfang, nicht ein Ende. Durch die Freundschaft und die Unterstützung Alexanders war es gelungen, Metternichs feindselige Pläne in Spanien zu durchkreuzen; Chateaubriands Phantasie erwog von da an immer bestimmter die Möglichkeit einer friedlichen Erwerbung der Rheingrenze durch Rußlands Unterstützung der gestärkten Monarchie.

Inzwischen wurde mit Aufbietung aller offiziellen Pressionsmittel die siegesfreudige Stimmung der Royalisten und die Entmutigung der Liberalen nach Auflösung der Kammer bei den Neuwahlen ausgenützt. Sie besiegelten, im Februar 1824, den Triumph der Rechten. Der Opposition blieben nur 19 Sitze. Die chambre introuvable schien wiedergefunden und der Augenblick war gekommen, an Stelle der jährlichen Ergänzungswahlen die Erneuerung der Kammer auf die Dauer von sieben Jahren, die sogenannte Septennalität, treten zu lassen. Chateaubriand hätte fünfjährige Legislaturperioden vorgezogen; er verlangte von Villèle die Herabsetzung der Altersgrenze von 40 Jahren für die Deputierten, was dieser, wenn auch erst später, auszuführen versprach. Dieses Wahlgesetz hat Chateaubriand immer wieder ‚sein eigenstes Werk', die Bürgschaft der Regierung Frankreichs durch Royalisten genannt. Der Finanzminister Villèle dachte nicht geringer von seiner Gesetzesvorlage über die Rentenkonversion. Er war vorwiegend praktisch, verlor nie die Geldfragen aus den Augen, verwaltete den Staatshaushalt mit uneigennütziger, peinlicher Gewissenhaftigkeit, wollte nicht glänzen, sondern regieren und benützte den glücklichen Ausgang des Feldzugs und der Wahlen zu einer Finanzoperation. Die französische Rente stieg zum erstenmal al pari. Er ließ ihren Besitzern die Wahl zwischen Zurückzahlung des Kapitals oder Verminderung der Rente um ein Hundertstel und beschloß zugleich, die dadurch vom Staat erzielte Ersparnis zur Entschädigung der Emigrierten zu verwenden. Zu diesem Zweck schloß er ein Abkommen mit großen Bankhäusern, dessen Bedingungen er dem Ministerrat nicht mitteilte. Dennoch hieß Chateaubriand im Vertrauen auf Villèles Sachkenntnis die Gesetzesvorlage, deren Einzelheiten auch ihm nicht bekannt gegeben worden waren, gut.

Die Beziehungen zwischen den beiden Ministern schwankten seit einem Jahr. Chateaubriand und Villèle dachten ver-

schieden über Personenfragen; die extremroyalistische Presse, die Chateaubriand schonte oder lobte, griff Villèle an; Chateaubriand beanspruchte die alleinige Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, bestand, gegen den Präsidenten des Ministeriums auf Verlängerung der Besetzung Spaniens, erhielt vor Villèle die höchsten Ordensauszeichnungen der Souveräne und weckte bei diesem mehr und mehr die Ueberzeugung, daß es ebenso unmöglich sei, mit, wie ohne ihn zu regieren. Unerachtet dieser Reibungen blieben die Beziehungen zwischen ihnen anscheinend gut, bis die Rentenkonversion die Krisis herbeiführte. Das finanziell vorteilhafte Uebereinkommen war schon deswegen im höchsten Grad unbeliebt, weil der den kleinen Leuten auferlegte Verlust den Emigrierten zur Entschädigung dienen sollte. Chateaubriand äußerte sich plötzlich so heftig über das ‚gefährliche Gesetz', daß Villèle Aufklärungen von ihm verlangte. Er hatte es in der zweiten Kammer gegen eine starke Minderheit durchgesetzt; in der Abstimmung vom 3. Juni 1824 fiel es jedoch bei den Pairs, und Chateaubriand, statt es zu verteidigen, hüllte sich in Schweigen. Villèle, der, durch die Ultras zur Macht gelangt, diese Macht in gemäßigtem Sinn nach Außen und Innen, wie einst Richelieu und Decazes gebrauchen wollte, besaß eben deswegen das Vertrauen des Königs. Am Pfingstsonntag, morgens, 6. Juni, ließ ihn Ludwig XVIII rufen. „Chateaubriand," sprach er, „hat uns verraten. Ich will ihn nach der Messe nicht mehr sehen. Fertigen Sie unverzüglich sein Entlassungsdekret aus und lassen Sie es ihm zustellen, wo er auch sei." Er war bereits zum Gottesdienst in der Tuilerienkapelle anwesend. Ein Thürsteher bat ihn ins Vorzimmer. Dort fand er seinen Privatsekretär. Mit den Worten ‚Monsieur n'est plus Ministre' übergab dieser ihm das Dekret. An Warnungen hatte es nicht gefehlt. Mit kränkender Zurücksetzung war Chateaubriand vom Herzog und von der Herzogin von Angoulème, die sein Verhalten dem Herzog in Spanien gegenüber nicht verziehen, kurz vorher empfangen worden. Die Beleidigung, ‚fortgeschickt zu werden wie ein Lakai, der die Uhr seines Herrn auf dem Kamin gestohlen hat' ‚und das im Moment, da seine Politik triumphierte, traf ihn völlig unerwartet und brachte ihn außer Fassung. Am nächsten Morgen erfolgte die erste Kriegserklärung des ‚Journal des Débats', welches von da ab treu zu Chateaubriands Fahne stand. „Zweimal," so lautete sie, „ist Chateaubriand entlassen worden; 1815 weil er sprach, 1824 weil er schwieg. Ungnade ist nicht immer ein Unglück, aber Zorn und Neid sind schlechte Berater; mit Leidenschaften und Willkür lassen Staaten sich nicht regieren ... Gestern Abend bewilligte die Deputiertenkammer die Septennalität. Das System Chateaubriands siegt nach seinem Fall. Dieses Gesetz und der spanische Feldzug bezeichnen für immer seine Amtsführung. Wir aber beklagen den Wiedereintritt in den Kampf, den wir durch das Bündnis aller Royalisten auf immer beendigt glaubten. Die Ehre, die politische Treue, das Wohl Frankreichs, lassen uns keine Wahl über unsere künftige Parteinahme." Villèle, aufgefordert, den römischen Botschafterposten für Chateaubriand zu verlangen, weigerte sich, dem König einen solchen Vorschlag zu unterbreiten. Die Revanche gegen den abtrünnigen Nebenbuhler kam ihm teuer zu stehen. Es währte drei Jahre, dann fiel er, wie vor ihm Decazes, unter den Streichen seines Gegners. Aber auch Chateaubriands Angriffe verfehlten das Ziel. Im Namen der royalistischen Interessen gegen bethörte Minister gerichtet, gingen ihre Pfeile zu hoch und trafen die Krone, die vom Augenblik der Thronbesteigung Karls X an ihre Widerstandskraft verlor. Stark genug, sie zu erschüttern, unvermögend, sie zu retten, begrub der große Polemist sich und sein Werk unter den Trümmern der Legitimität.





Abb. 44 · Verlagshaus des ‚Journal des Débats‘ · Paris 1825

Chateaubriands Kampf gegen das Ministerium Villèle



ovra candido vel, cinta d'oliva, Donna m'apparve . . . . . . So grüßt, in seliger Andacht, Dante im Paradiese die Erscheinung Beatricens. Die Verszeile stand unter der Büste Juliette Récamiers, die sie 1822, nach Canovas Tod, zugesandt erhielt. Sie verewigt, in ihrer Glanzzeit, die eigentümliche, kindlich reizende Schönheit, die Geschlecht auf Geschlecht entzückte. Zu Lyon 1777 geboren, Tochter eines Notars, in ihrem sechzehnten Jahr mit dem damals reichen Bankherrn Récamier vermählt, fand die junge Frau im viel älteren Gatten den Beschützer in stürmischen Tagen und immer den väterlichen Freund. Die ihn kannten, hielten den schönen, klugen, etwas derben Mann seltener Eigenschaften wegen hoch. Seine Frau blieb ihm treu zur Seite, auch nachdem, von 1806 an, finanzielle Katastrophen ihn nach und nach verarmt hatten. Seit 1819 in die bescheidene Stille des dritten Stockwerks eines Nebenbaus des Klosters Abbaye-aux-Bois zurückgezogen, blieb Madame Récamier von Freunden umgeben, von welchen viele zu den Berühmtheiten der Zeit gehörten. Ihre Schönheit widerstand den Jahren. Lucien Bonaparte hatte sie einst mit stürmischer Leidenschaft umworben, Prinz August von Preußen ihr 1807 zu Coppet bei ihrer Freundin, Frau von Staël, die Ehe angetragen, wenn sie, was nicht geschah, in die Scheidung vom Gatten willigte. Wo sie zu Paris, London oder Rom bei festlichen Anlässen sich zeigte, erweckte ihr Erscheinen öffentliche Huldigungen. Benjamin Constant verlor 1814 für sie den Kopf; der ernste, fromme Ballanche vertauschte 1817 Lyon mit Paris, um ihr nahe zu sein; der vortreffliche Mathieu de Montmorency wachte mit väterlicher Liebe über sie. Inmitten aller Versuchungen gelang es ihr, geachtet zu bleiben. Ohne hervorragende Geistesgaben, besaß sie großen Takt und nie versagende Herzensgüte. Sie bot ihren Einfluß für die Opfer aller politischen Wechselfälle auf, und folgte mutig Frau von Staël in die Verbannung. Chateaubriand, der sie seit 1800 kannte, fand sie 1817 am Sterbebett der Freundin wieder, das sie beide mit dem Schauer des Geheimnisses umfing. Von da an begann er, sich zu fragen, ob er Augen gehabt habe, um nicht zu sehen?

Die Freunde seiner ersten Mannesjahre hatte ihm der Tod entrissen, den tief betrauerten Fontanes 1821, Joubert 1824; jetzt durch den Uebertritt zur Opposition von andern getrennt, bedurfte er, mehr als je, weiblicher Hingebung und Freundschaft. Madame Récamier gab sie ihm. Das leidenschaftliche Gefühl, das sie auch bei ihm erweckte, lehnte sie ab und verbrachte den Winter von 1824 in Rom. Nach ihrer Rückkehr war Liebe zur Huldigung gedämpft. Chateaubriand im Salon der Abbaye-aux-Bois wurde nach Sainte-Beuve ‚der Gott des Tempels', in einfacheren Worten der gefeierte, bewunderte Mittelpunkt, oft auch der tyrannische Gebieter des gesellschaftlichen Kreises, den sie, ‚die Vestalin auf der letzten Schwelle', wie zur großen Schlußdekoration festhielt und ergänzte. Andere Episoden spielten in den Kulissen. Aus zerstreuten Blättern und schelmischen Bekenntnissen haben Sainte-Beuve und manche nach ihm die Anklageakte gegen Chateaubriands intimes Leben zusammengestellt. ‚Quand je peignis René', sagen die Mémoires d'Outre-Tombe, ‚j'aurais dû demander à ses plaisirs le secret de ses ennuis'. Der Mann, dessen melancholische Jugend Anomalien verriet, empörte sich gegen das Alter und vermochte sich von den Schlacken dieser Menschlichkeit nicht zu befreien. Ueber zu späte Illusionen breitete Madame Récamier bis zuletzt mit liebender Hand den Zauber und Schleier der Freundschaft, die ihm tägliches Bedürfnis und Trost in der unvermeidlichen Vereinsamung des Alters wurden.

Noch auf der Höhe des Schaffens und in der Fülle der Kraft zog er auch sie in die Wirbel seiner stürmischen Lebensfahrten. Drei Monate nach seinem Sturz, während einer seiner vielen Reisen in die Schweiz, ereilte Chateaubriand die Nachricht vom Tod Ludwigs XVIII. Mit der Schrift, ‚Der

König ist tot, es lebe der König', begrüßte er Karl X, den Nachfolger. Bereits 1822 hatte Chateaubriand gegen Lord Fielding die Aeußerung gethan, ‚er sei Republikaner aus Geschmack, Bourbonist aus Pflichtgefühl, Royalist aus Vernunft'. Von einer solchen bloßen Vernunftehe mit der Monarchie verriet der Zoll loyaler Treue nichts, den er dem neuen Herrscher entgegenbrachte. Dieser war ihm persönlich nicht abhold. Einnehmend, liebenswürdig, beschränkt, in der Jugend leichtsinnig, hatte Karl X in der Verbannung, am Sterbebett einer geliebten Frau, solchen Verkehrtheiten ehrlich und für immer entsagt. Aber die Umkehr des Menschen kam dem Fürsten nicht zu gute. Seine enge, aufdringliche Frömmigkeit entbehrte, wie seine Politik, der Selbständigkeit des Urteils und überlieferte ihn der Intrigue. Mit ihm begann die Parteiregierung, die religiöse Interessen zu politischen Zwecken ausbeutete und persönliche Tüchtigkeit nach der Orthodoxie der Gesinnung bemaß. Sterbend soll Ludwig XVIII den kleinen Herzog von Bordeaux gesegnet und seinen Bruder gebeten haben, der Krone des Kindes zu schonen. Er bat vergebens. Der König der Emigrierten war da; eine seiner ersten Regierungsmaßregeln strich 250 höhere Offiziere, die seit 1816 auf Verwendung warteten, zum Vorteil von Royalisten aus den Listen des aktiven Dienstes. Immerhin versprach er, im Geist seines Bruders zu regieren, behielt sein Programm und seine Minister. Die Morgengabe seiner Regierung, die Freigabe der periodischen Presse, die Villèle im Hinblick auf den Thronwechsel kurz vorher der Zensur wieder unterworfen hatte, brachte dem König Popularität, dem Ministerium den ersten Angriff Chateaubriands. Warum bleiben die Ratgeber der Krone, wenn diese ihre Politik zurücknimmt, im Amt? fragte er im ‚Ersten Brief an einen Pair'. In der hohen Kammer standen jetzt die Mitglieder des Ministeriums Richelieu, Decazes, Siméon, Pasquier, Molé und ihre Freunde an der Spitze einer starken liberalen Opposition. Den Deputierten hatte der Tod zwei ihrer größten Redner, Camille Jordan und de Serre entrissen. Die Doktrinäre führte Royer-Collard. Der junge Nachwuchs von Gelehrten und Schriftstellern, Thiers, Vitet, Ampère, Damiron, Charles de Rémusat, Jouffroy, Sainte-Beuve, Broglie, Cousin schuf sich, mit Unterstützung Guizots und Villemains, Ende 1824 das unabhängige wissenschaftliche und litterarische Organ, den ‚Globe', das die Politik



Abb. 45 · Madame Récamier · Gemalt von Gérard

nur streifte und die unabhängige Kritik vertrat. Jouffroys Aufsatz ‚Wie die Dogmen enden' gewann die Bedeutung eines Manifestes, ohne die Gesinnungen von Mitarbeitern zu binden, von denen viele überzeugte Christen und, damals wenigstens alle, überzeugte Verteidiger der Gewissensfreiheit waren. Chateaubriands Opposition in den ‚Débats' hielt sich von diesen Parteibildungen unabhängig und war eigentümlich genug. Die Verwaltung, welcher er den Untergang geschworen hatte, setzte Maßregeln durch, die er verlangte. Vor allem die Entschädigung einer Milliarde für die Emigrierten, ‚eine Ehrenschuld der Gerechtigkeit'. Nur die Finanzmaßregeln, deren anfängliche Annahme und schließliche Ablehnung den Bruch mit Villèle herbeigeführt hatte, blieb für Chateaubriand ‚eine unmoralische Börsenspekulation'. Die politische Absicht der versuchten Wiedereinführung des Erstgeburtsrechtes, durch welches der Bestand vornehmer Familien mit der Sicherung eines großen Grundbesitzes und dadurch, bei der Bindung des passiven Wahlrechts an den Zensus von 1000 Franken, auch das politische Uebergewicht der Aristokratie begründet werden sollte, entsprach durchaus den Anschauungen Chateaubriands von der Unentbehrlichkeit eines einflußreichen Adels in der monarchischen Ordnung. Nicht ihm, sondern dem modernen Frankreich, dessen Gleichheitsprinzip dadurch verletzt wurde, war das Gesetz verhaßt. Der freisinnige Herzog von Broglie nannte es die Herausforderung, welche die Gegenrevolution der Revolution auf des Degens Spitze bot. Die royalistischen Abgeordneten nahmen es an; die liberalen Pairs brachten es zu Fall.

In Chateaubriands scharf royalistischer Opposition vermißte dagegen die monarchisch-religiöse Koalition die Parteinahme für ihre kirchliche Politik. De Quélen, Erzbischof von Paris, der anders dachte, rief in der Akademie eine laute Huldigung für Chateaubriand durch das Lob hervor, das er den unsterblichen Verdiensten des ‚Genius des Christentums' mit Absicht spendete. Gleichzeitig forderte Graf Montlosier, Chateaubriands alter Londoner Verbannungsgefährte, ihn auf, mit ihm und seinen Gesinnungsgenossen die religiöse Reaktion zu bekämpfen. Montlosier, der während des Schreckens mit Gefahr des Lebens die religiöse Sache gegen ihre Feinde verteidigt hatte, war Gallikaner; sein politisches Ideal vertrat ein feudal-aristokratisches Kasten-Regiment, das an Fénelons und des Herzogs von Saint-Simon politische Reformpläne erinnerte. Chateaubriand antwortete, er fürchte, sie seien nicht gleicher Gesinnung: „Ich will die Charte, die ganze Charte und alle öffentlichen Rechte. Ich will, wie Sie, das Wohl der Religion; ich hasse, wie Sie, die Kongregation und die Vereine von Heuchlern, die aus meinen Dienern Spione machen und am Altar die Macht suchen. Aber, meinem Dafürhalten nach, ist ein von diesen Parasyten befreiter Klerus sehr wohl im stande, die neuen Institutionen wirksam zu stützen. Wollen Sie dagegen ihn nicht zu sehr von denselben trennen? Möge Ihnen die Aeußerung solcher Bedenken ein Beweis meiner völligen Unparteilichkeit sein. Der Klerus, der mir so viel verdankt, liebt mich nicht; er hat mich nie verteidigt und mir nie Dienste erwiesen. Gleichviel. Es handelt sich darum, gerecht und der Religion wie der Monarchie nützlich zu sein.“ Ein paar Wochen nach diesem Briefwechsel, im Januar 1825, brachte die Regierung zwei Gesetzentwürfe über religiöse Angelegenheiten vor die Pairs. Der eine betraf die Frauen-Kongregationen, der andere behandelte das Sakrilegium als ein besonderes Vergehen. Einbruch und Diebstahl in Kirchen zog Todesstrafe nach sich; in allen Fällen, wo Profanierung des Sakramentes ‚öffentlich und in böser Absicht' begangen worden war, trat das Abschlagen der Hand hinzu. ‚Es ist Ihr Werk', sprach der Minister des Innern, Peyronnet, zur Rechten gewandt, und es entstand der Verdacht, Villèle habe durch diesen Gesetzentwurf den Ultras, die ihn dazu drängten, eine Niederlage bereiten wollen. In Angriff und Verteidigung prallten die Gegensätze an einander. La Mennais fand auch in diesem Gesetz ein atheistisches Bekenntnis religiöser Indifferenz, weil es alle Kulte gleichstelle. Bonald, im täglichen Leben der mildeste der Menschen, wollte zwar die Verstümmelung durch eine öffentliche Abbitte ersetzen, erklärte jedoch, die Hinrichtung eines Gotteslästerers übergebe diesen nur seinem natürlichen Richter. Zur Bekämpfung der

Vorlagen vereinigten sich Chateaubriand und Royer-Collard. Ersterer erkannte die von ihm verherrlichte Religion der Liebe und des Verzeihens in dieser Wiedererweckung der Inquisition nicht wieder: das Gesetz sei antichristlich, weil es die Menschlichkeit verletze, ohne die Religion zu schützen. Er sagte richtig voraus, es werde nie angewendet werden. Royer-Collard brandmarkte, in einer der größten seiner vielen berühmten Reden, den thörichten und gottlosen Versuch, die Religion auf gleiche Stufe mit irdischen Einrichtungen zu stellen, und menschlicher Unwissenheit und Leidenschaft die furchtbaren Waffen religiöser Verfolgung auszuhändigen: „Auf immer an irdische Dinge gebunden, hat das bloß menschliche Gesetz an ewigen Dingen keinen Anteil; die Interessen dieser Welt begrenzen seine Einsicht. . . . Die Theokratie unserer Tage ist viel mehr politisch als religiös. Sie ist ein Teil der uns mit fortreißenden allgemeinen Reaktion; was sie empfiehlt, ist ihre gegenrevolutionäre Absicht. Gewiß, die Revolution war gottlos bis zu fanatischer Grausamkeit. Gerade dieses Verbrechen, man bedenke es wohl, brachte ihr das Verderben. Wiedervergeltungen der Grausamkeit, und blieben diese auch nur toter Buchstabe, werden wider die Gegenrevolution zeugen und auch diese vernichten.“ Das Gesetz ging durch, wurde aber niemals angewandt; nicht so jenes andere, wodurch künftig eine königliche Ordonnanz zur Einführung von Frauen-Kongregationen genügen sollte. Die Kammer gab das ihr darüber zustehende Bewilligungsrecht nicht auf. Viele, selbst unter den extremen Royalisten, waren den alten gallikanischen Rechtsanschauungen über das Verhältnis zwischen Kirche und Staat zugethan. Man sah voraus, das einmal dem König zugestandene Recht werde auf Männerorden ausgedehnt und zur Wiederherstellung des bisher in Frankreich nur geduldeten Jesuiten-Ordens benützt werden.

Karl X war noch nicht gekrönt, und bereits erkannten die bis da getrennten Richtungen der Opposition, die royalistische wie die liberale, die Undurchführbarkeit der Taktik, die darin bestand, die Haltung des Königs vom System seiner Minister zu trennen. Karl X ließ zu Rheims ein Wort des Bedauerns über Chateaubriands gegnerisches Auftreten fallen, Villèle ihn durch den preußischen Gesandten, Baron Werther, zur Mäßigung von Angriffen auffordern, die schließlich die Monarchie selbst treffen mußten! ‚Sie kennen die verletzte Eigenliebe eines Franzosen nicht‘, entgegnete Chateaubriand. Er war überzeugt, daß seit seinem Sturz Villèle die durch ihn wiedergewonnene Machtstellung Frankreichs preisgebe. Die Anerkennung der Republik von San Domingo reizte ihn zur Forderung, den Minister, der französische Besitzrechte um 150 Millionen verkaufe, in Anklagezustand zu versetzen. Die Welt, schrieb er 1825, werde infolge einer solchen Staatskunst der Republik in die Arme getrieben. Fahre man auf der eingeschlagenen Bahn fort, so könne eine Revolution sich auf Aenderung einiger Worte der Charte beschränken! Im griechischen Hilfskomité zu Paris und durch seine Noten von 1825 und 1826 weckte er mit warmer Begeisterung die Parteinahme für die Griechen und empfahl das gemeinsame Einschreiten der fünf Großmächte.

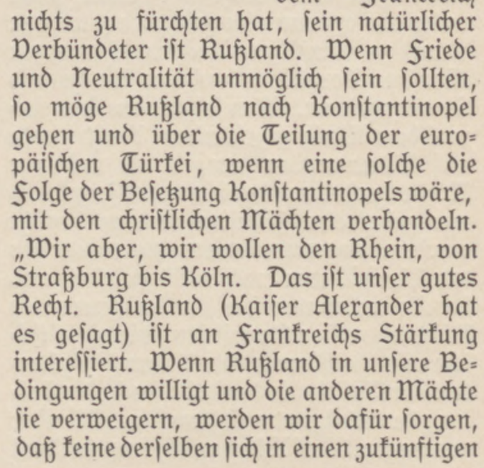
Im Dezember 1825 starb Kaiser Alexander; sein Nachfolger Nikolaus verständigte sich mit England; es wurde im April 1826 das Protokoll unterzeichnet, durch welches Rußland zur Unterstützung des englischen Vermittlungsvorschlags bei der Pforte sich verpflichtete. Nach Frankreichs Beitritt, im Juli 1827, erklärten sich die drei Mächte bereit, die Unabhängigkeit Griechenlands mit Waffengewalt durchzusetzen. Am 20. Oktober, zwei Monate nach Cannings Tod, wurde Navarin geschlagen; es folgte Rußlands Krieg mit der Pforte und die Absendung des französischen Expeditionskorps nach Morea. Diese Wendung der orientalischen Frage war im Sinne Chateaubriands. Er hätte sie unterstützen müssen, wenn nicht die Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel seine Abneigung gegen England zu feindseliger Gegnerschaft gesteigert hätten. Obwohl er die Errichtung des Kaisertums Don Pedros in Brasilien und die von ihm den Portugiesen oktroyierte Charte gutgeheißen hatte, konnte und wollte er sich den Folgen der Intervention in Spanien nicht entziehen, wo jetzt Ferdinand VII, nach Ausbruch des Kampfes zwischen

Absolutisten und Liberalen in Portugal, gegen seine feierlich eingegangenen Verpflichtungen den miguelistischen Insurgenten Waffen, Geld und Schutz gewährte. Die ‚Débats' enthielten sich zwar einer ausdrücklichen Verurteilung der Politik Chateaubriands in den spanischen Angelegenheiten, verwahrten sich aber gegen jeden nochmaligen Versuch einer Verteidigung ‚des blutigen Chaos', das man Ferdinand VII verdanke. Die liberale Opposition, die den Krieg in Spanien immer verurteilt hatte, sprach von der ‚Imbezilität der französischen Staatsmänner', die das Land erniedrige. Schon Canning, obwohl er Frankreichs Stellung nach Möglichkeit geschont und mit Villèle sich verständigt hatte, war von der royalistischen Presse aufs heftigste angegriffen worden, weil er der Regentschaft in Lissabon die durch frühere Verträge gewährleistete und von ihr begehrte bewaffnete Hilfe gesandt hatte. Chateaubriand wandte sich jetzt gegen England und die eigene Regierung, indem er zwar nicht das englische Vermittlungsrecht in Portugal, wohl aber den Eintritt des casus foederis in Zweifel zog. Das Dunkel, das diese einzelnen Zwischenfälle seines Kampfes gegen Villèle auf dem Gebiet der äußern Politik nicht aufhellten, sollte eine Denkschrift zerstreuen, die Chateaubriand, auf Veranlassung seines Freundes und damaligen Chefs, des Ministers Grafen de la Ferronnays, 1828 von Rom aus nach Paris sandte. Dieses denkwürdige Aktenstück, dessen Inhalt hieher gehört, offenbart ihn als Verkünder der frankorussischen Allianz. Es erläutert und vervollständigt das Programm, das er zu Verona bei dem Zaren durchzusetzen versuchte.



Abb. 46 · La Mennais

Trotz aller innern Gegensätze, heißt es darin, sind Oesterreich und England durch gemeinsame internationale Interessen verbunden. Gegen Rußland vermögen sie nichts. Die antirussische Partei in Preußen ist veraltet, das königliche Haus russisch gesinnt. Frankreich hat durch ein Zusammengehen mit England nichts zu gewinnen. Denn englischen Geldes bedarf es nicht und in die einzige Entschädigung, die für voraussichtliche Opfer verlangt werden könnte, in die Rückgabe des linken Rheinufers werden Oesterreich und England nie willigen. Oesterreich haßt und fürchtet uns noch mehr, als es Rußland haßt. Es würde lieber Rußland in Bulgarien als Frankreich am Rhein sehen. Alle Mächte aber haben Gebietszuwachs erhalten; nur wir sind verkleinert aus den Wiener Verträgen hervorgegangen und, gegen uns, wie eine beständige Drohung an unserer Grenze, wurde das Königreich der Niederlande errichtet. Der einzige Staat, von dem Frankreich nichts zu fürchten hat, sein natürlicher Verbündeter ist Rußland. Wenn Friede und Neutralität unmöglich sein sollten, so möge Rußland nach Konstantinopel gehen und über die Teilung der europäischen Türkei, wenn eine solche die Folge der Besetzung Konstantinopels wäre, mit den christlichen Mächten verhandeln.



„Wir aber, wir wollen den Rhein, von Straßburg bis Köln. Das ist unser gutes Recht. Rußland (Kaiser Alexander hat es gesagt) ist an Frankreichs Stärkung interessiert. Wenn Rußland in unsere Bedingungen willigt und die anderen Mächte sie verweigern, werden wir dafür sorgen, daß keine derselben sich in einen zukünftigen

türkisch-russischen Konflikt einmische, und, sollte Rußland angegriffen werden, wollen wir, unter den obigen Bedingungen, an seiner Seite kämpfen . . . Unser ehrwürdiger König, unser Thronerbe würden an der Spitze von 300000 Mann an den Ufern des Rheins den Ruhm, den sie in Spanien fanden, vermehren . . . Die Napoleonischen Feldzüge haben ein schlimmes Geheimnis verraten: Paris ist wehrlos und zu nahe der Grenze. Es wird nur dann geschützt sein, wenn wir das linke Rheinufer besitzen. Bereiten wir uns vor . . . Unsere politischen Einrichtungen sind vorzüglich, unsere Finanzen in einem Zustand der Blüte, der einzig in Europa ist. Unter solchen Umständen kann man erhobenen Hauptes einhergehen. Welch' schönes Land ist jenes, das Genie, Mut, wehrfähige Arme und Geld besitzt."

Mit solchen Plänen trug sich Chateaubriand. Diese meinte er, da er schrieb: „Monsieur de Villèle wollte die Nation an die Erde fesseln, sie unten befestigen, und dazu fehlte ihm die Kraft; ich aber wollte die Franzosen mit Ruhm beschäftigen, emporziehen und durch kühne Träume der Wirklichkeit zurückzugewinnen versuchen; das ist es, was sie lieben." Erst 1838, und auch dann noch um den Preis diplomatischer Indiskretionen, die u. a. Varnhagen beispiellos fand, und die Chateaubriand und seine Verleger, auf den Einspruch von Marcellus und de la Ferronnays, 1826 veranlaßten, wenigstens zwei von den bereits gedruckten vier Bänden des ‚Kongresses von Verona' einstampfen zu lassen, veröffentlichte Chateaubriand die wahre Geschichte seiner Absichten in Bezug auf Frankreichs auswärtige Politik. Ein einziges Exemplar des mit Staatsschriften bereicherten, vollständigen Werkes entging der Vernichtung. Es ist im Besitz der Pariser Nationalbibliothek und ergänzt, für die zwei Jahre 1822—24, die Lücke in den ‚Mémoires d'Outre-Tombe' und den Gedankengang der Denkschrift von 1828, die Chateaubriand mit Recht wichtig genug fand, um sie in den Memoiren aufzubewahren. Durch den Ausschluß vom Ministerium und durch Villèles besonnene, Abenteuern abgeneigte Haltung vereitelt, reiht sich Chateaubriands Politik den auf Besitz der Rheingrenze gerichteten, französischen Ueberlieferungen an. Das Drama, zu welchem der spanische Feldzug nur das Vorspiel gewesen wäre, ist nicht von ihm in Szene gesetzt worden. Die Zeitgenossen beurteilten diese spanische Expedition, wie gesagt, je nach der Parteistellung. Den Reaktionären willkommen, vereitelten ihre nächsten Folgen die von Chateaubriand bereits 1825 erstrebte Vereinigung seiner liberal-royalistischen Opposition mit jener der Linken, in deren Namen Casimir Périer sagen konnte: ‚Wir sind nur sieben in der Kammer, aber hinter uns steht Frankreich.'

Mit Eröffnung der Session von 1826 spielte der Kampf abermals ins kirchenpolitische Gebiet. Montlosiers ‚Mémoire à consulter' war erschienen. Es brandmarkte die Kongregation und die Jesuiten, ‚Frankreichs okkulte Regierung', drang auf Ausführung der zu Recht bestehenden Gesetze gegen den Orden und die Uebergriffe des Klerus und mahnte an die Verpflichtung des Staates, die von Bossuet verfaßte Deklaration von 1682 in den Seminarien lehren zu lassen. Gleichzeitig vollendete La Mennais das Gegenmanifest, ‚La religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et social'. Er nannte die Haltung des Ministeriums revolutionär, beschuldigte Bischof Frayssinous, der Minister für kirchliche Angelegenheiten in demselben war, der Untergrabung der Religion und Chateaubriand der Gesinnungslosigkeit. Die Jesuiten hielt er trotzdem für schädlicher als nützlich; er verlangte Roms Eingreifen zur Herstellung der kirchlichen Autorität gegen den amtlichen Despotismus, das gallikanische Schisma und die Auflösung der Gesellschaft. Die Regierung schritt ein. Montlosier verlor seine Pension. La Mennais, vor Gericht gestellt und vom jungen katholischen Rechtsanwalt Berryer glänzend verteidigt, wurde zu einer leichten Geldstrafe verurteilt; 14 Erzbischöfe und Bischöfe erließen eine Erklärung, welche die Unabhängigkeit der weltlichen Macht in rein bürgerlichen Angelegenheiten anerkannte und der Glaubenstreue ihrer durch La Mennais verleumdeten Vorgänger im Episkopat Zeugnis gab. Im gleichen Sinne äußerte sich Frayssinous in der Kammer, gestand jedoch bei dieser Gelegenheit das bisher von der Regierung in Abrede gestellte Bestehen der

Kongregation zu und bestritt den gefürchteten Einfluß der Jesuiten, denen von den 100 kleinen Seminarien nur sieben und zwar von Bischöfen übertragen seien. Die Staatsgesetze, die der Gesellschaft Jesu die Existenz verweigerten, verböten nicht, einzelne Jesuiten in Frankreich zu dulden. Villèle nannte die Rede seines Kollegen ‚eine naive Unvorsichtigkeit'; der ‚Globe' bestand auf der Berechtigung jeder Meinungsäußerung, auch der ultramontanen eines La Mennais; die Liberalen verteidigten Montlosier, der eine Petition an den höchsten Gerichtshof zur Durchführung der Gesetze richtete. Dieser erklärte die Wiederherstellung der Jesuiten unter irgend einer Form für ungesetzlich, sich selbst jedoch nicht zuständig zur Ausführung der Gesetze, Edikte und Dekrete, die Sache der Regierung sei. Diese hatte in der religiösen wie in der politischen Frage zu lavieren gesucht. Statt den von den Gerichten vorgeschlagenen Weg zu betreten, nahm sie gegen den tobenden Kampf in Kammern und Presse zu einem neuen Zensurgesetz ihre Zuflucht. Es behielt, nach einem unglücklich genug gewählten Ausdruck des offiziellen ‚Moniteur', den Namen des Gesetzes ‚der Gerechtigkeit und Liebe' und war die stärkste, bis dahin noch versuchte Maßregelung des freien Wortes, durch Zensur, hohe Kautionen, Stempelgebühren und Strafgelder, Verantwortlichkeit der Drucker und Zeitungsverleger, mit Freiheitsstrafen bei Uebertretung des Gesetzes, das die Einsendung aller Zeitungsberichte fünf Tage vor ihrer Drucklegung vorschrieb! Das längst von Chateaubriand verkündete und gewollte Bündnis der Parteien wurde jetzt vollzogene Thatsache. Eine Gruppe der in Gallikaner und Ultramontane geschiedenen Rechten verband sich, wie das linke Zentrum, mit den Liberalen. Selbst die Akademie beauftragte, im Januar 1827, Chateaubriand, Villemain und Lacretelle, eine Eingabe zu Gunsten der Preßfreiheit an den König zu richten, der die Annahme verweigerte und die beiden Letztgenannten ihrer Aemter enthob.

Chateaubriand hatte von jetzt ab das Angriffswerkzeug gegen das Ministerium Villèle in Händen. Mit einem Brief an den Redakteur der ‚Débats' eröffnete er den Feldzug, durch welchen er Frankreichs öffentliche Meinung mit seiner Feder zum Sieg führte, bis ‚das vandalische Gesetz', ‚die Kriegserklärung des Hasses gegen die menschliche Intelligenz' unter seinen und seiner Kampfgenossen Streichen fiel. Bis zu 300 000 Exemplaren gedruckt, verbreiteten sich seine Flugschriften über das ganze Land. Er hatte niemals die Preßfreiheit ausgeliefert und festen Grund unter den Füßen. Die Abgeordneten vernahmen Royer-Collards zündendes Wort: „Im tiefsten Sinne dieses Gesetzes ist der Gedanke verborgen, der Schöpfer habe geirrt, da er den Menschen frei und mit Vernunft begabt aussandte. Eine höhere Weisheit verbessert das Werk der Vorsehung und erweist der geknebelten Menschheit den Dienst, sie zur glücklichen Unschuld vernunftloser Geschöpfe zurückzuführen. Ich begnüge mich, aus Ehrfurcht für die Menschheit das Gesetz zu beklagen, weil es sie entehrt und die Gerechtigkeit beschimpft". Mit 233 gegen 134 Stimmen setzte dennoch die ministerielle Mehrheit das Gesetz durch. Sein Fall bei den Pairs ließ sich voraussehen. Villèle erwog seinen Rücktritt, zog aber statt dessen den Gesetzentwurf zurück. Die großen Städte antworteten mit Demonstrationen; Paris illuminierte und empfing, einige Tage später, den König bei der Revue über die Nationalgarde mit dem Ruf: ‚Nieder mit dem Ministerium und den Jesuiten.' In einem diesem Zwischenfall vorausgegangenen Brief an Karl X erbat Chateaubriand im Namen des Heils der Monarchie die Entlassung der Minister, ‚seiner Feinde', denen er als Christ, nicht als Mensch verzeihe. Villèle blieb und verlangte vom König die Auflösung der Nationalgarde. Sie erfolgte, aber man ließ der Garde ihre Waffen. Chateaubriand stimmte jetzt gegen das Budget. Wenige Tage nach Schluß der Kammern, am Tag nach der Wahl La Fayettes, 24. Juni, verhängte eine königliche Ordonnanz die wirkungslose Zensur, die Flugschriften nicht traf. Chateaubriand trat der ‚Gesellschaft der Freunde der Preßfreiheit' bei; ‚der Globe' vereinigte die liberale Jugend unter dem Vorsitz Guizots zum Bund ‚Aide-Toi et le ciel t'aidera'; Karl X ernannte auf Villèles Vorschlag, im November, 76 neue Pairs, löste die Kammer auf, unterdrückte

aber die Zensur und berief die Wähler. Die Linke gewann 180, die Opposition der Rechten 70 Sitze; Royer-Collard allein wurde siebenmal gewählt. Das Ministerium, mit 170 Anhängern in der Minderheit geblieben und geschlagen, trat, nicht ohne Zögern, zurück. ‚Sire, Frankreich ist linkes Zentrum', sagte Marschall Soult zum König. ‚Sie sind zu unpopulär geworden', bemerkte Karl X zu Villèle; ‚Gott gebe, daß nur ich es sei', antwortete dieser. Den ersten Namen, den der König, mit Berufung auf das Einverständnis des Herzogs von Angoulème, von der neuen Ministerliste strich, war der Chateaubriands. Sein Gegner lag zu Boden. Einen Teil der Angriffe, die er gegen Villèles Verwaltung geschleudert hatte, widerlegte sein eigenes Zeugnis vom glänzenden Zustand der Finanzen und von der materiellen Wohlfahrt des Landes. Das schwerbelastete Erbe, das Chateaubriands Führung der auswärtigen Angelegenheiten hinterlassen hatte, war in Villèles Händen mit Klugheit und Würde von drückenden Verantwortungen befreit worden. Dennoch war es Chateaubriand, nicht Villèle, der die Zeit begriff. Er triumphierte mit Recht über den Zusammenbruch des Systems, das vor den Ansprüchen einer nach rückwärts schauenden Parteiherrschaft kapituliert hatte.

Im Januar 1828 trat das neue Ministerium Martignac ans Ruder. Wie wenig der König die Tragweite der Krisis begriff, verriet seine Aeußerung, Villèle habe in seinem Sinne gehandelt; Martignac möge das Gleiche thun. Martignac, ein glänzender Redner, durch Adel wie durch Mäßigung der Gesinnung an den Herzog von Richelieu erinnernd, besaß nie das Vertrauen des Monarchen. Er erließ ein Preßgesetz, das Chateaubriand und den Liberalen vorläufig genügte, und beschränkte den Einfluß der Regierung auf die Wahlen. Im Einverständnis mit dem neuen Kultusminister, Feutrier, Bischof von Beauvais, dem Nachfolger des milden, aber schwachen Frayssinous, erhielt er die Unterschrift des vom Jesuitenprovinzial in seinem Gewissen beruhigten Königs für die Juniordonnanzen. Durch dieselben wurden die kleinen Seminarien zur Vorbereitung für den geistlichen Stand unter die Leitung der Universität gestellt, die Zahl ihrer Schüler auf 20000 beschränkt und alle Mitglieder nicht gesetzlich zugelassener Kongregationen vom Lehramt ausgeschlossen. Gegen den Einspruch eines Teils des Episkopates sicherte sich Martignac ein päpstliches Breve, des Inhalts, nichts in den Ordonnanzen verletze die bischöflichen Rechte: der



Abb. 47 · Bossuet

heilige Stuhl sei nicht gesonnen, der französischen Regierung die durch die Reichsgesetze ausgeschlossenen Kongregationen aufzudringen.

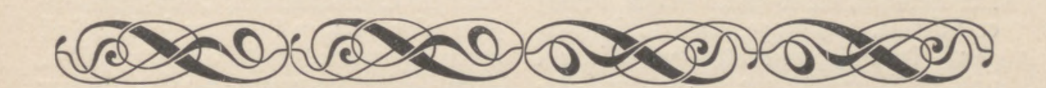
Martignac hatte Chateaubriand das Portefeuille des Unterrichts, dann jenes der Marine, das hierauf Hyde de Neuville erhielt, angeboten. Aber Chateaubriand lehnte ab; er wollte einen Ministerposten, mit welchem der Eintritt ins Konseil verbunden war. Nur ein solcher entschädigte ihn für die 1823 erlittene Unbill. Zugleich drang er in der richtigen Einsicht, das Ministerium bedürfe, um zu dauern, der Unterstützung der Linken, auf Berufung des Generals Sebastiani und Casimir Périers ins Kabinett. Widrigenfalls, fügte er prophetisch hinzu, werde die Kammermehrheit ihm entschlüpfen und eine Katastrophe hereinbrechen: den Berückungen der Macht sei er selbst erlegen. Nichts von dem erwies sich als durchführbar, und abermals ging das Portefeuille des Aeußern an Chateaubriand vorüber. Ende Mai erfolgte seine Ernennung auf den wichtigen Posten des Botschafters in Rom.

Solange Villèle regierte, hatte er alle Pensionen verweigert. Ein über die erste Ausgabe seiner Werke abgeschlossener Vertrag für die hohe Summe von 500000 Franken stellte ihn, so schien es, finanziell sicher; die erste Rate erhielt Madame de Chateaubriand für ihr 1815 gegründetes Krankenhaus, die Infirmerie Marie Thérèse; sie erfuhr kaum jemals einen größeren Glücksfall, denn nach 1830 wurden die Zahlungen an Chateaubriand, infolge des Bankrotts seines Verlegers, eingestellt. Das Erscheinen der ersten ‚Oeuvres complètes' begann 1828. In der Vorrede legte er sein durch gegnerische Angriffe hervorgerufenes Glaubensbekenntnis ab. „Seit 25 Jahren," so lautet es, „hat meine religiöse Ueberzeugung nie gewechselt. Ich will sagen, was ich bin und was ich nicht bin. Ich bin kein Christ, der mit seinem Glauben Handel treibt. Mein Taufschein ist mein einziges Beglaubigungszeugnis. Ich gehöre zur allgemeinen, öffentlichen Gemeinschaft aller Menschen, die seit Erschaffung der Welt zu Gott beten. Unabhängig von Allen, außer von Gott selbst, bin ich Christ, ohne Verkennung meiner Schwächen, ohne mich besser als wie Andere zu dünken, ohne ein Verfolger, ein Inquisitor, ein Angeber zu sein, ohne meine Brüder anzuklagen, oder meine Nachbarn zu verleumden. Ich bin kein als Christ verkleideter Ungläubiger, der in der Religion ein dem Volke nützliches Zwangmittel sieht. Ich lege das Evangelium nicht zum Vorteil des Despotismus, sondern zum Trost des Schmerzes aus. Wäre ich nicht Christ, so würde ich mir nicht die Mühe geben, es zu scheinen. Mit der Zeit zu gehen, die Freiheit durch die Autorität zu stützen, Gehorsam gegen die Charte und den König zu lehren, die Menschen aller Länder und Kulte in Liebe zu umfassen, dahin verstehe ich die legitime Macht des Klerus. Versteht er sie anders, so ist sein Ruin gewiß. Nur auf den Altar gestützt, hält sich die Gesellschaft. Aber der Schmuck des Altars muß mit den Zeiten und den Fortschritten des menschlichen Geistes wechseln. Nur wenn mir bewiesen wäre, das Christentum sei unverträglich mit der Freiheit und folglich mit der menschlichen Würde, würde ich

Abb. 48 · Papst Leo XII

seinem Bekenntnis entsagen. Spreche ich etwa wie ein Häretiker, weil ich den Glauben der Martyrer ‚Ich bin ein Christ' bekenne, und wie sie, dafür zu sterben bereit bin? Ich habe ihn als jenen der katholischen, apostolischen, römischen Religion verherrlicht und nehme kein Wort davon zurück. Nur verwechsle man nicht die Heuchelei mit dem Glauben, den Eifer der Verleumdung mit dem Feuer der Liebe und den Mißbrauch heiliger Dinge mit heiligen Dingen selbst. Wer heute die katholische Religion an eine bestimmte Regierungsform binden, sie in Gegensatz zu Wissenschaft und Fortschritt setzen, von der Gesellschaft, wie sie geworden ist, trennen wollte, würde die Völker dem Protestantismus zuführen, statt zu erkennen, daß diese katholische Religion die höchste Ordnung, der Inbegriff der Vernünftigkeit und das Licht selbst ist." Es war mit dem Akzent Chateaubriands dieselbe Sprache und die gleiche Anschauung, durch welche Feutrier, Bischof von Beauvais, im Ministerium Martignac die Autorität von Kirche und Staat für den religiösen Frieden und die Versöhnung der Gegensätze aufbot, an deren unerbittlichem Widerstand Frankreichs beste Kräfte scheitern sollten.

Mitte September 1828 schied Chateaubriand, wenn auch nicht völlig beruhigt, so doch mit der Haltung der Regierung einverstanden, von Paris. Am 10. Oktober traf er in Rom ein, wo der Gesundheitszustand des Papstes Leo XII bereits ernste Besorgnisse einflößte, und man infolgedessen das Konklave erwog.



Chateaubriands römische Botschaft · Der Sturz der Monarchie



In den Briefen an Madame Récamier, in denen Chateaubriand das Tagebuch über seinen römischen Aufenthalt führt, verhehlt er nicht, daß nach der Vorstellung im Vatikan vorläufig wenig, er sagt wiederholt ‚nichts', für ihn zu thun blieb.

Er fand Leo XII ehrfurchtgebietend, und einen mustergültigen Priester. Den erst seit einem Jahr zum Staatssekretär ernannten Kardinal Bernetti beurteilte er minder günstig und nannte ihn einen Geschäfts- und Lebemann: „er kennt die Zeit, hat nur wider Willen den Kardinalshut angenommen und den Eintritt in die Kirche abgelehnt; morgen könnte er sich verheiraten, wenn er auf den Purpur verzichtete. Bernetti erwartet Revolutionen und ist der Ansicht, wenn er lange genug lebe, werde er den Sturz der weltlichen Herrschaft sehen." Mit dem Pontifikat Leos XII fiel das System Consalvis, der napoleonische Verwaltungsgrundsätze im Kirchenstaat eingeführt hatte. Unter dem absoluten Regiment, welches an seine Stelle trat, bildeten sich Geheimbünde, von der Gegenströmung und den Sanfedisten bekämpft: „Ein Papst," schrieb Chauteaubriand, „der, den Geist der Zeit erfassend, an die Spitze aufgeklärter Geschlechter sich stellte, könnte das Papsttum verjüngen; aber solche Ideen dringen nicht in die greisen Köpfe des heiligen Kollegs. An den Rand des Grabes gelangte Kardinäle übertragen eine kurze Wahlmonarchie; auf Roms doppelten Ruinen erscheinen die Päpste nur von der Macht des Todes berührt." Persönlich lebte Chateaubriand seinen Erinnerungen und sah mit der Treue für die Abgeschiedenen, die einer der schönen und rührenden Züge seiner Empfindungswelt ist, die Stätten wieder, wo er das Drama von 1803 durchlitten hatte.

Im Palast Simonetti glänzend, doch nicht bequem eingerichtet, stand diesesmal Madame de Chateaubriand, die ihrer hohen Stellung sich freute, dem Haushalt ihres Gatten vor. In dem Stab der ihm beigegebenen Diplomaten beobachtete ein junger Attaché, der nachherige Akade-

miker und Schriftsteller Graf d'Haussonville, mit neugierigem Humor das tägliche Leben seines berühmten Vorgesetzten. Er fand es methodisch mit frühen Morgenstunden beginnend, bis zum Abend einförmig geregelt, zu schweigsam und still für seinen Geschmack. Mr. de Chateaubriand, erzählt d'Haussonville, war ein ergebener, geduldiger, im ganzen sehr fügsamer Ehemann; Madame de Chateaubriand stellte diese Eigenschaften auf die Probe. Sie empfing nur bei seltenen festlichen Gelegenheiten; des Abends sah sie entweder niemanden oder nur nähere Bekannte, vornehmlich Priester; Chateaubriand spielte Schach und verlor oft die Partie, aber niemals die gute Laune. Graf d'Haussonville begriff nicht, womit der Botschafter, der 60 000 Franken Schulden in Rom machte, sich zu Grunde richten konnte. Die Karossen, die er halten mußte, bestieg er fast nie, zog lange, einsame Spaziergänge in entlegenen römischen Vierteln und der Campagna vor, wo er gern botanisierte. Er behielt die einfachsten Gewohnheiten bei, veranstaltete jedoch kostspielige Ausgrabungen, die wenig zu Tag förderten, setzte auf eigene Kosten seinem großen Landsmann Poussin einen bescheidenen Denkstein und gab großmütig, am liebsten Künstlern, aber auch andern. Einer seiner Sekretäre geriet in Geldverlegenheiten und bat den Chef, ihm auszuhelfen: „Gut", sagte dieser, „daß Sie weder gestern noch morgen gekommen sind. Heute ist mein Gehalt ausbezahlt worden; ich werde Ihnen die nötige Summe anweisen lassen. Sie sind ein Glücksvogel!" D'Haussonville behielt den Eindruck, es sei auf der Botschaft ein großer Beutel dem Privatsekretär Pilorge anvertraut, aus welchem jedermann, und nicht zum mindesten dieser selbst Geld entnahm, so lange darin eines zu finden war. In der Zwischenzeit, und bis der Beutel sich wieder füllte, wurde gedarbt.

Chateaubriand fand, obwohl er leidend war, doch Zeit zum Entwurf der bereits besprochenen Denkschrift von 1828 und zu Studien über altfranzösische Geschichte; er korrespondierte darüber mit Augustin Thierry. Am 12. Januar hatte er eine wichtige und lange Unterredung mit dem Papst. Leo XII wiederholte seine Zustimmung zu den Juni-Ordonnanzen, ‚durch welche keine religiösen Interessen geschädigt worden seien'. Jesus Christus habe nie über Regierungsformen gesprochen, sondern zum Gehorsam gegen die Obrigkeit verpflichtet. In Amerika, unter Republiken, entfalte sich der Katholizismus. Das Gespräch wandte sich den irischen Verhältnissen und der Katholiken-Emanzipation zu. Leo XII nannte O'Connells Verhalten, durchaus im Einverständnis mit Chateaubriand, unüberlegt und leidenschaftlich. O'Connells falsche Behauptung vom bevorstehenden Abschluß eines Konkordates mit der britischen Regierung habe ihn, den Papst, sehr verletzt: dazu seien die Dinge nicht reif. Er beklagte die Lage im Orient und die Möglichkeit einer Ausdehnung politischer Unruhen auf Italien. „Meine Bemerkung," berichtet Chateaubriand, „fünfzigtausend Franzosen ständen in einem solchen Fall bereit, schien dem Papst nicht zu mißfallen. Man ist der Ueberwachung des Wiener Hofes, seiner beständigen Beunruhigungen und Uebergriffe und der Intriguen müde, durch welche er die Bevölkerungen, die sein Joch hassen, gegen Frankreich zu vereinigen sucht." Chateaubriand behielt von Leo XII den besten Eindruck. Obwohl von den Zelanten gewählt, weil sie auf sein baldiges Ende gerechnet hätten, sei er gemäßigt und der französischen Regierung günstig; ihm selbst, fügt er hinzu, sei es gelungen, die falschen Anschauungen der römischen Prälatur über die Zustände Frankreichs und die Schilderhebung des Klerus zu zerstreuen.

Bereits am 10. Februar 1829 hatte er das Ende Leos XII zu beklagen, ‚des Freundes', wie er sagte, der seine Verleumder Lügen gestraft habe. Inzwischen war Graf de La Ferronnays von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten aus Gesundheitsrücksichten zurückgetreten. Das Portefeuille ging abermals an Chateaubriand vorüber, in die Hände des Grafen Portalis, des Beraters Napoleons bei Abschluß des Konkordates, worauf Chateaubriand seinen Pariser Freunden erklärte, er wolle nach dem Konklave von seinem Botschafterposten zurücktreten. Weder er, noch irgend jemand vermöge übrigens einen Papst zu machen; nur eine mißliebige Wahl lasse

sich verhindern. In einer Depesche an Portalis vom 15. März schrieb er: „Meine schwierige Aufgabe besteht darin, auf eine unsichtbare, in streng abgeschlossener Haft gehaltene Versammlung einzuwirken. Ich habe weder Geld noch Stellen zu versprechen. Die Gesinnungen und Neigungen einiger fünfzig hinfälliger Greise bieten keine Anknüpfungspunkte. Bei den einen habe ich Thorheit, bei den andern völlige Unkenntnis der Zeiten, hier Fanatismus, dort Verschlagenheit, fast überall Ehrgeiz, Interessen, politischen Haß zu bekämpfen . . . Beim Tode Pius VII bewegten keine religiösen Fragen die öffentliche Meinung: heute sind sie in die Politik eingedrungen.“



Abb. 49 · Papst Pius VIII

Dennoch gelang es ihm, sich in den Besitz eines geheimen Tagebuches des Konklave zu setzen. Es berichtete von Umtrieben, besonders von Jesuiten. Chateaubriand hatte sich in den Streitigkeiten der letzten Jahre jedes Angriffs gegen sie enthalten: ‚Ich hielt Pascal für einen Verleumder, der uns eine unsterbliche Lüge hinterließ‘, sagt er. Der Brief des Generalvikars des Ordens, Pavani, an das Konklave veranlaßte ihn hinzuzufügen: „Pascal übertrieb nicht. Der Escobars würdige Brief Pavanis verdiente in den ‚Provinzialbriefen‘ eine Stelle . . . Die Kühnheit ist groß. Diese dem heiligen Kolleg selbst verdächtige, kaum hergestellte und überall angegriffene Gesellschaft möchte die Tiara vergeben und in alles sich mischen.“ In offizieller Eigenschaft sprach Chateaubriand zweimal im Konklave und mahnte es an die Aufgabe des Christentums, die Zivilisation zu vollenden. Er hatte 1823 als Minister des Aeußern die Wahl Castigliones befürwortet. Karl V, durch den in Rom anwesenden Henri Beyle-Stendhal ohne Vorwissen seines Botschafters über römische Dinge in Kenntnis gesetzt, stellte eine Million für die Wahl di Gregorios zur Verfügung, dessen Abkunft von Karl III von Spanien ihn den Bourbons empfahl. Chateaubriand beklagte sich über den Widerstand der fünf bei ihm abgestiegenen französischen Kardinäle, wurde aber von Paris aus selbst beauftragt, für di Gregorio zu wirken. Eine einzige Stimme kostete ihm die Tiara; der nächste Kandidat Frankreichs, Castiglione, wurde gewählt und bestieg unter den Namen Pius VIII, für 20 Monate, den päpstlichen Thron. Chateaubriand schrieb am Tag seiner Erhebung, er sei gemäßigt, antijesuitisch, den Ordonnanzen günstig, Frankreich geneigt, der Triumph ein vollständiger: „Pius VIII ist konstitutioneller als Leo XII. Er hat mir aufs bestimmteste gesagt, es müsse im Geist der ‚Monarchie nach der Charte‘ regiert werden. Das ist die Wahrheit in Form einer Schmeichelrede. Er wird sich in keiner Weise in unsere religiösen Streitigkeiten mischen, sondern alles der Frömmigkeit des Königs anheimstellen.“

Die Ernennung des Kardinals Albani zum Staatssekretär, dem Chateaubriand im Namen Frankreichs auf eigene Verantwortung die Exklusive gegeben hatte, trübte die Befriedigung über die Wahl ‚seines Papstes‘. Er beurteilte Albani in harten Worten, nannte ihn heftig, antijesuitisch, vor allem Italiener, trotz seines großen Reichtums geizig, unzuverlässig, nicht religiös. Seine Ernennung, ein Zugeständnis an Oesterreich, befriedige auch dieses nicht. Die Tage jedoch, da man Italien durch kleine Komplotte, Intriguen und Pensionen gewinnen konnte, seien vorüber: „Nehmen Sie die Berichte

über Italien mit Vorsicht auf, Herr Graf," schrieb Chateaubriand in einer seiner letzten Depeschen, der merkwürdigsten von allen, an Portalis: „Es ist unglücklicherweise wahr, die Regierung beider Sizilien ist in das Stadium tiefster Verachtung geglitten. Die Art, wie der von seinen Garden umgebene Hof lebt, stets zitternd vor Angst, mit kostspieligen Jagdvergnügen und der Aufrichtung von Galgen beschäftigt, erniedrigt mehr und mehr das Königtum in diesem Lande. Man verwechselt mit sogenannten Verschwörungen, was nur der Ausfluß des Unbehagens, das Ergebnis des Jahrhunderts, der Kampf zwischen der alten und der neuen Gesellschaft, der Krieg verfallender alter Institutionen gegen die Energie junger Geschlechter, der Vergleich mit einem Wort ist, den Jedermann zwischen dem, was ist und jenem, was sein könnte, anstellt. Verhehlen wir es uns nicht: das Schauspiel des freien, mächtigen und glücklichen Frankreich blendet die unter dem Joch gebliebenen oder unter dasselbe zurückgefallenen Nationen; es ruft Wünsche und Hoffnungen wach. Das gleichzeitige Bestehen von repräsentativen und absoluten Regierungen ist auf die Dauer unmöglich; die einen oder die andern müssen zu Grunde gehen und, wie einst im Mittelalter, die Gleichförmigkeit der Politik wieder hergestellt werden. Die Zollschranken einer Grenze sind künftig nicht imstande, Freiheit und Sklaverei von einander zu scheiden; das Rinnsal eines Flüßchens genügt nicht, um die Thatsache zu rechtfertigen, daß auf dem einen Ufer ein Mensch der dort eingeführten Grundsätze wegen gehängt wird, während er auf dem andern Ufer kraft gegenteiliger Anschauungen unbehelligt bleibt. Nur in diesem Sinn kann in Italien von ‚Verschwörungen' die Rede sein, in diesem Sinn allein ist es ‚französisch'. Von dem Tag an, da Italien in dem Besitz der von ihm ersehnten Rechte und des von seiner geistigen Entwicklung bedingten Fortschritts getreten ist, wird es beruhigt und nur mehr italienisch sein. Einige arme Teufel von Carbonari, durch die Polizei zu Verschwörungen verleitet und dann unbarmherzig aufgeknüpft, sind nicht die Macht, die dieses Land mit sich fortreißen kann. Das Bild, das man von ihm entwirft, ist falsch, und es verwirrt die Anschauungen der Regierungen durch die Vorstellung, allgemeine, unaufhaltsame Ursachen ließen sich durch das Getriebe einer Hand voll Jakobiner erklären. Das ist, Herr Graf, Italiens wirkliche Lage. Ueberdies ist jeder einzelne seiner Staaten, neben der allgemeinen Bewegung der Geister, von einem besonderen Uebel geplagt: Piemont ist einer fanatischen Partei ausgeliefert; das Mailändische knechten die Oesterreicher; die päpstlichen Staaten ruiniert eine schlechte Finanzwirtschaft; die Steuern belaufen sich auf nahezu fünfzig Millionen und lassen dem Besitzer kaum ein Prozent seines Einkommens; die Zölle tragen fast nichts und die Konterbande ist allgemein; der Herzog von Modena hat in seinem Land (der Freistatt aller alten Mißbräuche) eine Niederlage verbotener Waren errichtet, die des Nachts ins Bolognesische eingeschmuggelt werden. Von Neapel, wo die Schwäche der Regierung nur durch die Feigheit der Bevölkerung gerettet wird, habe ich bereits gesprochen. Diese Abwesenheit militärischer Eigenschaften wird Italiens Todeskampf verlängern. Es gelang Bonaparte nicht, sie im Vaterland der Marius und Cäsar aufzuerwecken . . . Die territorialen Einteilungen vermehren die Schwierigkeiten der inneren Bewegungen. Käme jedoch ein Antrieb von außen oder bewilligte über den Alpen wieder einer der Fürsten seinen Unterthanen eine Charte, so würde die Revolution ausbrechen, weil alles für eine solche reif ist. . . . Im Augenblick meiner Abreise von Italien hielt ich es für meine Pflicht, diese Beobachtungen der Regierung des Königs zu unterbreiten, um vor den Urteilen beschränkter Geister oder blinder Leidenschaften zu warnen."
Von Pius VIII mit den Versicherungen seiner freundschaftlichen Gesinnungen für Frankreich, denen Kardinal Albani nachdrücklich beistimmte, verabschiedet, stand Chateaubriand im Begriff, sich auf Urlaub nach Paris zu begeben. Da erhielt er eine Depesche von Portalis, die ihm Albanis Ernennung in beinahe feindseligen Worten zum Vorwurf machte. Chateaubriand, der Martignacs Talente anerkannte, brachte diesem doch keine persön-

liche Vorliebe entgegen; Portalis war ihm zuwider; die Rüge reizte ihn vollends aufs höchste: „Aus Friedensliebe", schrieb er, „bin ich nach Rom gegangen, um in schweren Zeiten durch meinen Beitritt dem Ministerium die Mehrheit zu sichern und dadurch die von mir gebildete, gefürchtete Opposition zu sprengen. . . . Das Ministerium gibt mir zu verstehen, daß es mich unfähig erachtet, ihm zu dienen. Außerhalb aller politischen Kombinationen hat es den Minister des Aeußern gewählt. Ebenso unzufrieden bin ich mit der Haltung meiner Freunde in der Kammer, ihrem Mangel an Gemeinsinn, ihren Launen und Zänkereien."

Es war Bedenklicheres geschehen und Chateaubriands Befürchtung, die Linke werde gegen Martignac Stellung nehmen, hatte sich erfüllt. Die beiden großen Gesetzentwürfe der Session über die Zusammensetzung der Generalräte (in den Departements), und der Distrikts- und Gemeinderäte, die bisher von der Regierung ernannt wurden und künftig von den Bevölkerungen gewählt werden sollten, hatten die Liberalen anfangs mit Befriedigung aufgenommen. Die Rechte, obwohl sie unter Ludwig XVIII eine solche Maßregel verlangt hatte, bekämpfte jetzt die Vorschläge Martignacs, dessen Untergang in mehr oder weniger geheimem Einverständnis mit dem König von ihr beschlossen war. Rückkehr zur Pöbelherrschaft des Konvents, Sanktionierung der Anarchie, Bruch der Charte, so lauteten die Vorwürfe dieser Royalisten. Martignac machte ihnen das Zugeständnis, die Amendements der Linken abzulehnen, durch welche u. a. die Distriktsräte abgeschafft wurden und im Uebrigen das Wahlrecht das gleiche wie für die Deputiertenkammer sein sollte. Er zog die Gesetzentwürfe zurück, nachdem die Rechte sich trotzdem der Abstimmung enthalten, ein Teil des linken Zentrums und der Doktrinäre mit der Linken gegen die Regierung gestimmt hatten. „Nichts war leichter", schrieb später der Herzog von Broglie, „als die Verständigung des rechten mit dem linken Zentrum, wodurch wir die Rechte und die Linke, selbst wenn sie sich zufällig einmal vereinigten, in die Minderheit versetzten und das Ministerium Martignacs, das sich nichts Besseres wünschte, für unsere Interessen verwerten konnten . . . . . In einer thörichten Regung gekränkter Eigenliebe trug ich dazu bei, die doktrinäre Partei von diesem Ministerium, unserm letzten Rettungsanker, abzuschneiden und vielleicht (?) eben dadurch seinen Sturz und die Julirevolution herbeizuführen." „Diese Regierung", sagt übereinstimmend Chateaubriand, „mußte um jeden Preis erhalten werden; es war die letzte Schutzwehr vor dem Abgrund." Das Gegenteil geschah, und der König triumphierte: ‚Ich habe es Ihnen vorhergesagt', sprach er zu Martignac; ‚mit diesen Leuten ist Verständigung unmöglich. Es ist Zeit, zu bremsen.' Die Bremse sollte bald genug nach dem System Polignac in die Räder greifen. Aber vorläufig gefiel es Karl X, dem Ministerium noch die Durchbringung des Budgets zu überlassen; ‚Wann kehren Sie nach Rom zurück?' war alles, was er bei der Audienz dem am 28. Mai eingetroffenen Chateaubriand zu sagen fand. Dieser sprach nur einmal, im Juni, vor den Pairs zu Gunsten der Griechen, und begab sich hierauf, da die Session praktisch zu Ende war, in das Pyrenäenbad Cauterets. Dort traf ihn, wie ein Donnerschlag, die Nachricht von dem Staatsstreich des Königs, der am 8. August das Ministerium Martignac entließ und ein Ministerium der Ultras, mit Polignac an der Spitze, berief. Allen Warnungen zum Trotz, sagt Chateaubriand, habe er eine solche Lösung für unmöglich gehalten. Bereits am 10. August drohten die ‚Débats' im Namen des linken Zentrums, wenn die Charte verletzt würde, mit Steuerverweigerung und schlossen mit dem Ruf: ‚Unglückliches Frankreich, unglücklicher König!' Am 28. August reichte der nach Paris zurückgekehrte Chateaubriand seine Entlassung ein; er hielt sie aufrecht, obwohl Karl X sein Audienzgesuch dahin beschied, er werde ihn entweder als Botschafter oder nicht empfangen. Unter den Glückwünschen, die ihn bestürmten, war ein solcher von Lamartine. ‚Guizot', sagen bitter die ‚Mémoires d'Outre-Tombe', ‚würdigte sich, die ungeheure von der Natur zwischen uns aufgerichtete Entfernung zu durchmessen und mich aufzusuchen.' Chateaubriand, ruiniert und in verzweifelter Stimmung, mußte sich in den ‚Débats' gegen roya-

listische Angriffe wehren, die ihn, den einst gefeierten Bannerträger der Monarchie, einen Verräter schalten. Die Reaktionäre wurden, nach dem ersten Anzeichen des Widerstands im Lande, noch heftiger und verblendeter. La Fayette hielt einen Triumphzug im französischen Süden. In der loyalen Bretagne zuerst bildete sich eine ‚Liga des Widerstandes'. Die Gesellschaft ‚Aide-toi, le Ciel t'aidera', mit Guizot und de Broglie an der Spitze, verband sich mit jungen Republikanern und Orleanisten, wie Godefroy Cavaignac, Thiers, Mignet, und mit Armand Carrel, welcher mit den spanischen Insurgenten gegen die französischen Fahnen gefochten hatte. Diese jungen Leute vertauschten die Mitarbeiterschaft am ‚Globe' gegen die Gründung des ‚National', der die repräsentative Monarchie vertrat, aber die Bourbons der älteren Linie nicht mehr nannte. Das englische 1688, ein Wechsel der Dynastie, nicht der Institutionen, war in diesen Kreisen schon die Losung. Erst am 2. März 1830 begegneten sich die Kammern und das neue Ministerium. Die kurz vorher beschlossene Expedition nach Algier, das Drängen der Royalisten, der König möge handeln, ja selbst eine Diktatur wagen, alles sei gerettet, wenn er nur zu wollen wisse, ermutigten Karl X. Seine Thronrede verbreitete sich über die auswärtigen Angelegenheiten und blieb gemäßigt bis zu den Schlußworten: „Sollten sträfliche Aufreizungen meiner Regierung Schwierigkeiten, die ich nicht vorhersehen will, bereiten, so würde ich im Entschluß, den öffentlichen Frieden zu wahren, im berechtigten Vertrauen der Franzosen zu ihrem Monarchen, in der stets ihm bewiesenen Liebe, die Kraft zur Ueberwindung dieser Schwierigkeiten finden." Darauf antwortete die von dem Kammerpräsidenten Royer-Collard mit Guizot und Etienne verfaßte Adresse, für welche 221 gegen 181 Abgeordnete stimmten. Sie erklärte dem Monarchen zu ihrem Schmerz, die Uebereinstimmung zwischen den Anschauungen seiner Regierung und den Wünschen des Volkes bestehe leider nicht mehr: „Eine ungerechte Verdächtigung der Gefühle und der öffentlichen Meinung Frankreichs ist gegenwärtig der Grundgedanke der Staatsleitung . . . Zwischen Jenen, die eine ruhige, treu loyale Nation verkennen, und uns, die wir die Empfindungen eines auf das königliche Vertrauen und die eigene Achtung eifersüchtigen Volkes zum Ausdruck bringen, möge die Weisheit des Monarchen entscheiden." Am nächsten Morgen, 19. März, vertagte eine königliche Ordonnanz die Kammern bis zum 1. September. Der König hatte sich entschlossen, das Verlangen nach Ministerentlassung durch die Auflösung der Kammer zu beantworten. Auf einem Bankett von 700 Liberalen beglückwünschte Odilon Barrot die 221 Deputierten: ‚Im Kampf zwischen der Herrschaft des Gesetzes und jenem der Willkür', rief er aus, ‚kann der Sieg nicht ungewiß bleiben.' Am 16. Mai wurde die Kammer aufgelöst. Ein Manifest des Königs machte die Krone für ihre Ratgeber haftbar, versprach Aufrechterhaltung der Charte, aber



Abb. 50 · Victor Hugo

auch der königlichen Rechte und rief die Wähler zur Erfüllung ihrer Pflichten auf. Von den 221 Vertretern der Opposition wurden 202 wiedergewählt; sie betrug jetzt im ganzen 270 Deputierte. Den Ministeriellen blieben 145 Stimmen.

Während dieser Wahlen erfolgte die Einnahme Algiers. Sie beeinflußte zwar nicht die Wähler, wohl aber Karl X und den Herzog von Polignac. Der emigrierte Sohn der Freundin Marie Antoinettes hatte einst mit Cadoudal konspiriert; der Verwendung Josephinens verdankte er damals das Leben. Im Jahre 1815 verwahrte er sich gegen die Charte und es währte lange, bevor er sie beschwor. Chateaubriand war es, der ihn zu seinem Nachfolger in London vorgeschlagen hatte. Polignac, inzwischen völlig zum Mystiker geworden, glaubte an die ihm gegebene Sendung, Frankreich zu retten, und an eine höhere Leitung seiner Handlungen. Seit April wechselte er fortwährend seine Kollegen und versicherte in einem Geheimbericht den Monarchen, ‚eine leichte Abweichung von der Verfassung werde nötig sein, um das repräsentative System zu retten.‘ Vergeblich warnten die Mächte, nachdem das Wahlergebnis bekannt geworden war, vor unbesonnenen Schritten. Polignac dachte an keinen Rücktritt. Er berief sich auf den Artikel 14 der Charte, dessen Wortlaut dieser ist: „Der König ist das höchste Oberhaupt des Staates. Er befiehlt den Streitkräften zu See und Land, erklärt Krieg, schließt Frieden, Bündnis- und Handelsverträge, ernennt zu allen öffentlichen Aemtern und erläßt die zur Ausführung der Gesetze und zur Sicherheit des Staates nötigen Vorschriften und Ordonnanzen.‘

Am 26. Juli veröffentlichte der ‚Moniteur‘ vier solche Ordonnanzen. Die erste unterdrückte die Preßfreiheit und stellte die stets widerrufliche, auf dreimonatliche Dauer beschränkte Genehmigung wieder her. Die zweite Ordonnanz löste die Kammer auf. Die dritte gab ein Wahlgesetz. Es beschränkte die Zahl der Abgeordneten nach Abänderung der Wahlkollegien auf 258, verminderte die der Wähler um drei Viertel und nahm der Kammer das Recht, Amendements zu stellen. Die vierte Ordonnanz schrieb anfang September die Wahlen und den Zusammentritt der Kammer für den 28. desselben Monats aus. Der Bourgeoisie war fast jede Beteiligung am politischen Leben durch die Ordonnanzen unmöglich gemacht. In Paris und Versailles standen nur 14000 Mann. Nachdem der Polizeipräfekt sich für die Ruhe der Hauptstadt verbürgt hatte, ging der König nach Rambouillet, auf die Jagd; ‚die Zugeständnisse‘, sagte er, ‚haben Ludwig XVI zu Fall gebracht. Mir bleibt die Wahl, entweder mein Pferd oder den Karren zu besteigen‘.

In Paris unterzeichnete zuerst Thiers den Protest des ‚Constitutionel‘, der den ungesetzlichen Maßregeln Gehorsam verweigerte. Die Tribunale folgten, die Deputierten zögerten. Am 27. Juli begannen die Unruhen in der Haupstadt, wo Marschall Marmont befehligte und den Truppen erst nach fortgesetztem Feuer der Insurgenten zu schießen vorschrieb. Barrikaden erhoben sich; in der Nacht vom 27. bis 28. Juli organisierte sich, mit Beteiligung von Arbeitern, jungen Leuten und eines Teils der Nationalgarde, die Insurrektion. Die Hauptpunkte von Paris wurden besetzt, die dreifarbige Fahne überall aufgepflanzt und Sturm geläutet. Die Minister flüchteten in die Tuilerien. Marmont, vom König ohne Befehle gelassen, ging zum Angriff über; es entspann sich ein mörderischer Straßenkampf, und von des Marschalls 8000 Mann schlossen sich ein Regiment, später mehrere den Aufständischen an. Endlich, auf wiederholte Anfrage, kam des Königs unbestimmter Bescheid aus Saint-Cloud, bis zum nächsten Tage auszuhalten und Befehle zu erwarten.

Chateaubriand war am Morgen des 26. Juli nach Dieppe ins Seebad abgereist. Ein paar Stunden nach seiner Ankunft, am 27. Juli überbrachte ihm Ballanche die Nummer des ‚Moniteur‘, der die Ordonnanzen enthielt. Chateaubriand reiste unverzüglich wieder zurück nach Paris. Was inzwischen dort geschehen war, wußte er nicht: „Ich wünschte“, sagt er, „der Widerstand möchte des Thrones schonen, den Rücktritt der Minister und die Zurückziehung der Ordonnanzen erzwingen. Im Fall sie bestehen blieben, war ich entschlossen, mich nicht zu unterwerfen, sondern gegen die verfassungswidrigen

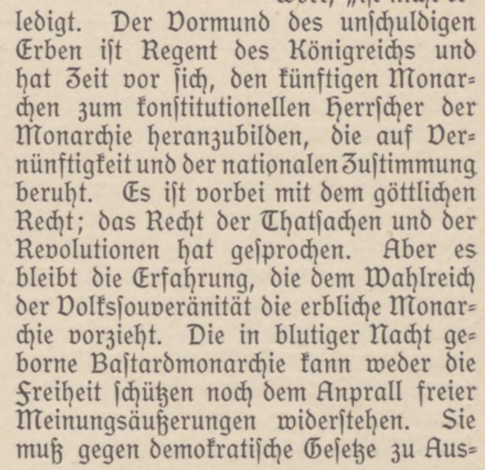
Maßregeln mit Wort und Schrift zu kämpfen". Während des Ministeriums Polignac war das seine Haltung gewesen. Für die Adresse der Pairs zur Beantwortung der Thronrede hatte er nicht gestimmt: die Revolution, die der Monarch zu fürchten scheine, sprach er bei diesem Anlaß zu seinen Kollegen, komme von oben und sei das Werk unfähiger Minister. Seit dem Pairsschub Villèles war jedoch die Autorität der ersten Kammer erschüttert geblieben. Nicht dort, sondern im ‚Journal des Débats' führte Chateaubriand den Kampf weiter, den im Januar der ‚National' eröffnet hatte; mit Armand Carrel, den er für den fähigsten Mitarbeiter des Blattes hielt, trat er in Beziehung. Er erreichte Paris und seine Wohnung Rue d'Enfer unbehelligt am Abend des 28. Juli, da Marmont die Verteidigung bereits auf den Louvre beschränkt hatte. Auch dieser wurde am nächsten Tag von den Parisern genommen. Die Hauptstadt war von da an für den König verloren. Aber erst am Nachmittag des 29. Juli nahm er die Ordonnanzen zurück und erließ jene neue Verfügung, durch welche er seinen eben anwesenden Botschafter in Petersburg, den Herzog von Mortemart, mit der Bildung eines Ministeriums Casimir Périer und Berufung der Kammern beauftragte. Die Abgesandten, welche diese Nachrichten nach Paris brachten, kamen bereits zu spät. Ein Ausschuß der bei Lafitte versammelten Deputierten hatte bereits eine Art provisorischer Regierung unter dem Titel der ‚exekutiven Kommission zum Schutz der Personen und des Eigentums' im Stadthaus eingesetzt, die Nationalgarde berufen und unter La Fayettes Befehl gestellt. Zugleich schickte Lafitte einen Boten nach Neuilly, zum Herzog von Orléans, und Chateaubriand einen Brief an den König, worin er Befehle erbat. Es erfolgte der mündliche Bescheid, ‚mit Mortemart sich ins Einvernehmen zu setzen'; aber dieser war 24 Stunden lang nicht zu finden und Chateaubriand mit keiner Parteigruppe in Fühlung. Am 30. Juli morgens versammelten sich die Pairs. Auf dem Weg zur Kammer wurde Chateaubriand ‚an seinen grauen Locken' erkannt. Mit dem Ruf ‚es lebe der Verteidiger der Presse und der Charte' hoben ihn junge Leute auf die Schultern, stimmten aber nicht ein, als er ‚und es lebe der König' ergänzte. So gelangte er bis zum Luxembourg, wo er endlich Mortemart und eine Anzahl anderer Pairs fand. Fünf Abgeordnete der bei Lafitte versammelt gewesenen, jetzt ins Palais Bourbon berufenen Deputierten, Augustin Périer, Guizot, Delessert, Sebastiani, Hyde de Neuville, von welchen nur der letzte königstreu war, überbrachten den Pairs die Nachricht, diese Deputierten hätten sich entschlossen, dem Herzog von Orléans die Statthalterschaft zu übertragen. Chateaubriand sagt, nur er und Hyde de Neuville hätten erklärt, noch sei nichts verloren: des Königs letzte Ordonnanzen könnten angenommen werden, eine Meinung, die u. a. selbst Odilon Barrot für die richtige hielt. Allein Hyde de Neuville erwähnt nichts von einer derartigen Aeußerung. Der Herzog von Broglie, der anwesend war, berichtet übereinstimmend mit dem allerdings nur nachträglich unterrichteten Pasquier, Chateaubriand habe gesagt, er verlange die Preßfreiheit, um in drei Monaten die Legitimität wieder herzustellen. Von der Abendsitzung der Pairs wurde er nicht rechtzeitig in Kenntnis gesetzt. Der Herzog von Mortemart bevollmächtigte an jenem Abend de Broglie und Pasquier zur Erklärung, daß er im Namen des Königs der Statthalterschaft des Herzogs von Orléans sich nicht widersetze. Schon seit der Morgenfrühe jenes 30. Juli lasen die Pariser das von Thiers entworfene Manifest, das die Republik verwarf und das Volk aufforderte, dem Bürgerkönig nach der Charte die Krone anzubieten. In der Nacht traf der Herzog von Orléans in Paris ein: ‚Die Usurpation', sagt Chateaubriand, ‚war im Palais-Royal, die Republik auf dem Stadthaus'. Erst die dort am 31. Juli sich abspielende Szene der Umarmung La Fayettes und des Herzogs unter der Trikolore, vor versammeltem Volk gewann die Pariser der orleanistischen Lösung. Nur zeitweilig und im Interesse seines Hauses, so verpflichtete sich der Herzog in einem Brief an Karl X, den dieser nie zu Gesicht bekam, werde er Vollmachten übernehmen. Am 1. August ernannte ihn der König, der

nach Saint-Cloud, dann nach Rambouillet geirrt war, zum Statthalter des Reichs. Am nächsten Tag dankte er für sich und seinen Sohn zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, ab, und die dynastische Frage erschwerte die sittliche Verpflichtung, die Rechte des minderjährigen Thronerben, die Karl X seinem Vetter anvertraute, zu wahren. Am 3. August führte La Fayette die Pariser nach Rambouillet gegen den hilflosen Monarchen, der ohne Gegenwehr schon darein gewilligt hatte, mit den Seinen durch Kommissäre nach Cherbourg gebracht zu werden, von wo er nach England sich einschiffte. Am selben 3. August eröffnete der Statthalter, vom Ministerium Gérard-Guizot umgeben, die Kammern. Er stand neben dem Thron; die Rede, die sein Regierungsprogramm entwickelte, erwähnte zwar der Abdankung, aber nicht des Herzogs von Bordeaux. Louis-Philipp ‚eskamotierte die Krone', heißt es in den ‚Mémoires d'Outre-Tombe'. Die moralischen Hinrichtungen, die sie vollziehen, beschränken die Schuld des Herzogs von Orléans, aber sie vermindern dieselbe doch nicht. Chateaubriand sagt: ‚Er konnte, wie so viele vor ihm, aus Ehrgeiz den Thron beanspruchen; niemals durfte er ein Kind berauben'. In das Palais-Royal berufen, sah Chateaubriand zuerst die Herzogin, dann den Herzog von Orléans. Sie sprachen vom Undank des Königs gegen ihn und suchten, ihn zu gewinnen. Er betonte die Pflichten gegen den Herzog von Bordeaux, fühlte jedoch den Entschluß, die Krone anzunehmen, unwiderruflich, wenn auch nicht ohne innere Beklemmung gefaßt. Bereits gegen Ludwig XVIII hatte der Herzog von Orléans geäußert, die Regentschaft für ein Kind ‚mit beständigem Verdacht der Vergiftung' fürchte er mehr als die Verbannung. Am 7. August, unter dem Präsidium Casimir Périers, beriefen 252 Deputierte den frei gewählten Souverän Louis-Philipp I auf den durch Bruch der Charte erledigten Thron. Die Pairskammer, ‚zur Zufluchtstätte der Korruptionen der alten Monarchie, der Republik, des Kaiserreichs geworden', empfing am selben Tag die Botschaft der Abgeordnetenkammer. Chateaubriand ergriff das Wort. Es war sein politisches Testament, ‚sein Anrecht', wie er sagt, ‚auf die Achtung der Zukunft.' Er stellte die Frage: „Ein großes Verbrechen ist geschehen. Ihm antwortete die energische Verteidigung eines Prinzips: War es gerechtfertigt, wegen eines solchen Verbrechens und des dadurch herbeigeführten politischen und moralischen Triumphes das Bestehende umzustürzen?"



Abb. 51 · Le Duc de Bordeaux Henri V

„Der Thron," so lautet die Antwort, „ist nicht erledigt. Der Vormund des unschuldigen Erben ist Regent des Königreichs und hat Zeit vor sich, den künftigen Monarchen zum konstitutionellen Herrscher der Monarchie heranzubilden, die auf Vernünftigkeit und der nationalen Zustimmung beruht. Es ist vorbei mit dem göttlichen Recht; das Recht der Thatsachen und der Revolutionen hat gesprochen. Aber es bleibt die Erfahrung, die dem Wahlreich der Volkssouveränität die erbliche Monarchie vorzieht. Die in blutiger Nacht geborne Bastardmonarchie kann weder die Freiheit schützen noch dem Anprall freier Meinungsäußerungen widerstehen. Sie muß gegen demokratische Gesetze zu Aus-



nahmsmaßregeln greifen und in der Republik oder in Knechtschaft endigen. Wollte ich den Staub von 35 Kapetingern aufwühlen, ich fände darin nicht ein Argument, meine Hörer zu überzeugen. Die Vergötterung eines Namens ist abgeschafft, das Königtum hat aufgehört, eine Religion zu sein. Es ist die für den Augenblick bessere politische Form, weil sie Ordnung in die Freiheit bringt. . . Vergeblich hat mein Kassandraruf den Thron ermüdet. Mir bleibt der Schiffbruch, den ich so oft verkündete, und die Treue, die ich dem Unglück schulde. Nach allem was ich für die Bourbons gethan, gesagt und geschrieben habe, wäre ich ein Elender, wenn ich sie jetzt, wo sie zum dritten und letztenmal in die Verbannung ziehen, verriete. Mögen jene, die zu Staatsstreichen drängten und von konstituierenden Gewalten redend, des Königs wahre Diener verleumdeten, ihre Feigheit in den Falten der Trikolore bergen; ich weiß, daß heutzutage Meinungen gefahrlos sind und weder das mutige, vernünftige Volk noch die großmütige Jugend zu fürchten haben, die ich bewundere, mit der ich aus ganzer Seele fühle, der ich, wie meinem Lande, Ehre, Ruhm und Freiheit wünsche. Wenn ich den Frieden von 33 Millionen Menschen durch Verweisung eines Kindes in die Ruhe des Privatlebens gesichert glaubte, würde ich es wie ein schweres Unrecht betrachten, dem Bedürfnis der Zeit zuwider zu handeln. Eine solche Ueberzeugung aber habe ich nicht. Wüßte ich mich berechtigt, eine Krone zu verleihen, so würde ich sie willig dem Herzog von Orléans zu Füßen legen; so aber erblicke ich wohl ein zu Saint-Denis erledigtes Grab, aber keinen erledigten Thron. Unter seinen Gegnern, wie auch die Zukunft sich gestalten möge, wird mich der Statthalter des Königreichs nicht finden. Möge er Frankreich glücklich machen. Ich verlange nur Freiheit des Gewissens und ein unabhängiges Ende. Ich stimme gegen den Beschluß." Die von Karl X ernannten Pairs wurden jetzt durch Beschluß der Kammer abgesetzt. Die Uebrigen, überzeugte Orleanisten, wie de Broglie und de Barante, oder Opportunisten die sich der Lage fügten, nahmen mit Ausnahme einer verschwindenden Minderheit die Juli-Monarchie an und begegneten dem Richterspruch ihres unerbittlichen Kollegen mit Schweigen.

D'Alton-Shée erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, Chateaubriand habe damals

Abb. 52 · Madame de Chateaubriand

Berryer den Vorschlag gemacht, sich mit ihm für die Republik zu erklären, und dieser nach 24stündiger Bedenkzeit mit Rücksicht auf die religiösen Interessen abgelehnt. Am 9. August beschwor Louis-Philipp die Charte. Chateaubriand, der den Eid verweigerte, verzichtete auf die Ausübung der Pairie, auf die damit verbundene Pension Ludwigs XVIII, endlich auf Titel und Rang eines Staatsministers. Ohne Treubruch, aber auch ohne die glücklichen Täuschungen, die der politischen Treue das Opfer erleichtern, beschloß er sein öffentliches Leben. Mit der Sicherheit des unfehlbaren Instinktes, der schon einmal, 1802, der Macht seelischer Faktoren in der Wagschale menschlicher Geschicke vertraut hatte, verwarf er die staatskluge Lösung, die im Bürger-Königtum die beste der Republiken pries. Er erkannte vielmehr, daß eine solche Regierung das Recht verwirkt habe, eine Monarchie zu sein, weil Könige sich nicht ungestraft von der Vergangenheit lossagen, die Ueberlieferungen unterbrechen, auf die Legende verzichten und den Nimbus opfern: ‚das Prinzip der Monarchie ist die Ehre', sagt Montesquieu. In diesem Sinn ist, unter den Franzosen, Chateaubriand der letzte große Royalist. Er wollte das innerste Wesen des Königtums festhalten und es doch zugleich verjüngen. Nicht rückschauend, mit der Verblendung der Reaktionen, sondern im Geist der Zeit, stark durch ihre Waffen, ihre Ansprüche, ihre Rechte, blieb Chateaubriand unter zwei sehr verschieden gearteten Monarchen der unbequeme Anwalt der Legitimität. Jetzt, nachdem sie versagt hatte, stand er, der größte der Geschlagenen, zur Fahne. Die Lösung von 1830 wertete er als einen Versuch, der seinem innersten Wesen nach nur vorübergehend sein konnte. Ueber denselben hinweg richtete er seinen Blick auf die Zukunft. Längst vor Tocqueville, im Einverständnis mit La Mennais, der schon vor 1830 den Fanatismus für die Autokratien mit dem für die Volkssouveränität vertauscht hatte, unter dem Beifall von Armand Carrel und von Béranger, verkündete Chateaubriand von jetzt ab das unaufhaltsame Emporkommen der Demokratie. ‚Les Dieux s'en vont', so hatte er im letzten Buch der ‚Martyrer' geschrieben: Während des Ganges zur Arena rollt Donner über die sieben Hügel und erschüttert das Amphitheater in seinen Grundvesten; die Statuen der Götter stürzen und wie einst zu Jerusalem, wird eine Stimme vernehmlich: ‚Les Dieux s'en vont'.



Die Befestigung der Julimonarchie · Die französische Romantik Chateaubriand der Geschichtsforscher · Die Herzogin von Berry



Die Verpflichtungen, die Chateaubriand so viele Jahre hindurch mit dem öffentlichen Leben verbanden, lösten sich nicht plötzlich. Zwischen grollenden Legitimisten und feindlich gesinnten Republikanern, für die das von 252 Politikern eingesetzte Julikönigtum eine Usurpation blieb, mußte Louis Philipp seinen Thron zu befestigen suchen. Laffitte im Ministerium, La Fayette an der Spitze der Nationalgarde, Odilon Barrot, der nunmehrige Seine-Präfekt, verlangten, angesichts der revolutionären Bewegungen in Europa, die das Jahr 1830 entzündet hatte, die Wiederaufnahme der revolutionären Ueberlieferung. Für die orleanistischen Doktrinäre, Guizot, de Broglie, Casimir Périer, begann dagegen, mit dem 9. August, eine Zeit monarchischer Gesetzlichkeit. Zum Widerstand gegen die Revolution entschlossen, setzten sie die Annahme des Vorschlags durch, nach welchem die Deputiertenkammer die Todesstrafe für politische Verbrechen abschaffte. Der Beschluß war im Hin-

blick auf den Prozeß der verhafteten Minister Karl X gefaßt, die zu Vincennes ihr Schicksal abwarteten. Sofort brach eine aufständische Bewegung in den Pariser Vorstädten aus. Der König, dessen Herrschaft noch zu wenig gefestigt sich erwies, entließ sein erstes Kabinet und rekonstruierte das Ministerium unter dem Einfluß Laffittes. Es gelang im Dezember, durch Aufgebot der Nationalgarde und der Truppen, trotz der ungeheuren Erregung der Bevölkerung, das Leben der angeklagten Minister durch Verurteilung zu lebenslänglicher Haft zu retten, worauf La Fayette mit dem Dank des Monarchen, der sich dadurch von ihm befreite, des Kommandos über die Nationalgarde enthoben wurde. Am Jahrestag der Ermordung des Herzogs von Berry wagten die Legitimisten eine Kundgebung zu Saint-Germain l'Auxerrois, die das Volk mit der Verwüstung der Kirche und, am nächsten Tag, mit der des erzbischöflichen Palastes beantwortete. Im ganzen Lande folgten antiklerikale Auftritte und Gewaltthätigkeiten. Aber die Berechnung des Königs, die erschreckte Bourgeoisie werde das eigene Wohl und Frankreichs Ruhe nicht preisgeben wollen, erwies sich zutreffend. Das Ministerium Laffitte fiel, nach Neubildung der Nationalgarde und nach Erlaß eines Wahlgesetzes für die Gemeinderäte sowie für die Deputierten, das den Zensus herabsetzte und 188 000 besitzenden Wählern das Schicksal Frankreichs (bis 1848) anvertraute. Am 24. März 1831 veröffentlichte Chateaubriand, nachdem die ‚Débats' zur Regierung übergetreten waren, die Flugschrift ‚De la Restauration et de la Monarchie élective'. Sie schleuderte ihre Anklagen gegen die Verräter, die seit mehr denn dreißig Jahren jedem politischen System Treue geschworen und nicht gehalten hatten, und erklärte das Königthum Louis Philipps für unverträglich mit der Freiheit. Nachdem ein erklärter Feind der Bourbons, Graf Briqueville, am 14. September 1831 die Verbannung Karls X und seiner Familie beantragt hatte, antwortete Chateaubriand durch einen neuen heftigen Angriff gegen die Regierung, die vor der Republik zittere und, die Sache der Völker preisgebend, ‚es nicht gewagt habe, nach der Juli-Revolution die Fehler des Wiener Kongresses zu tilgen und Frankreichs Grenzen und Gebiete zurückzufordern'. Er sah nur ein Bekenntnis der Schwäche in Louis Philipps Verzicht auf die belgische Krone für den Herzog von Nemours, in seiner anfänglichen Auslieferung des Einmischungsrechtes in der Romagna an Metternich. Casimir Périer, der Kampfminister des neuen Systems, war seit März am Ruder und legte das Prinzip der nationalen Monarchie dahin fest, daß keine Anwendung von Gewalt im Innern, keine Herausforderung nach Außen geduldet werden würden. Chateaubriand schrieb trotzdem: „Ich bezweifle, daß die Freiheit sich lange am Herdfeuer dieses gemütlichen Königtums gefallen werde. Die Franken errichteten diese Freiheit im Feldlager; ihre Nachkommen verstehen die Liebe zu ihr nicht anders. Wie die alte Monarchie will sie auf den Schild gehoben sein: ihre Vertreter sind Soldaten." Die vier Monate, die zwischen der Veröffentlichung dieser beiden Flugschriften lagen, von Mitte Mai bis Oktober 1831, verbrachte Chateaubriand mit seiner Frau in Genf. Vorübergehend beschäftigte ihn der Gedanke, sich ganz in der Schweiz niederzulassen. Seine Freunde fürchteten es und riefen ihn zurück. Unter diesen Freunden war seit 1829 Béranger, den Chateaubriand aufgesucht und im Augenblick, da der Chansonnier vor Gericht verurteilt wurde, zur Aufstellung der akademischen Kandidatur ermutigt hatte. Der Schritt gab damals Aergernis. Béranger zahlte jetzt die Dankesschuld in bekannten Versen:

‚Chateaubriand, pourquoi fuir ta patrie, . . .
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie, . . .
Mon beau ciel pleure une étoile de moins.'

Auch wenn Chateaubriand es gewollt hätte, er war nicht frei zu wählen: Es galt zu leben.

In dem Zeitabschnitt zwischen 1815 und 1830, wo René der Politik angehörte, entfaltete sich, in üppiger Pracht, der von ihm gepflanzte Blütenbaum der französischen in ihren Anfängen katholisch-romantischen Romantik. Dem großen Dichter in Prosa folgte zuerst der große Dichter in Versen, Alphonse de Lamartine, glühend und melancholisch wie Chateaubriand,

weniger mächtig, aber inniger, ein Sänger der Liebe, des Schmerzes, der Natur und der Religion. Begeisterte Popularität begrüßte die Elegie der ‚Meditationen‘ und die Lyrik der ‚Harmonien‘ in der Musik der Herzenstöne des dreißigjährigen Lamartine. Die Bibel, Fénelon, Bernardin de Saint-Pierre, Ossian, Frau von Staël, Chateaubriand beeinflußten sein reiches, ursprüngliches Genie. Er war der Dichter, den der ‚Genius des Christentums‘ gerufen hatte, und blieb der Liebling seiner Zeit in ungleich größerem Maße als der fast gleichzeitig aufgetretene, jüngere Alfred de Vigny. Dieser poetische Verkünder des verzweifelnden Pessimismus begann gleichfalls mit einer mystisch-religiösen Dichtung ‚Eloa‘, der aus Christi Thränen geborenen himmlischen Jungfrau, deren Mitleid in Liebe zu dem gefallnen Engel sich verwandelt. Erst nach diesem von Theophile Gautier und Victor Hugo überschwänglich gepriesenen Gedicht erschien Vignys ‚Moses‘. Wie später sein ‚Chatterton‘, beklagt und verherrlicht das Gedicht die Schicksale des zur Vereinsamung verdammten Genius. Sein Roman ‚Cinq-Mars‘ waltete frei mit den historischen Thatsachen, um die Handelnden zu Trägern des philosophischen Idealismus zu erheben, nach welchem das innerlich Erlebte, die in großen Menschen verwirklichte Idee wahrer und eigentlicher Inhalt aller Geschichte ist. Victor Hugo, von Chateaubriand als ‚l'enfant sublime‘ begrüßt, begann, ein Zwanzigjähriger, 1822 mit den ‚Oden‘, wovon eine, das ‚Genie‘, dem Dichter ‚Renés‘ huldigte. Es folgten die ‚Oden und Balladen‘, 1828 die ‚Orientalen‘, zwei Jahre später die ‚Feuilles d'Automne‘, in welchen der katholische Jakobite und ‚Cavalier‘, der ersten Periode seiner Dichtung, dem Kultus der Monarchie mit einem Tribut der Ehrfurcht entsagend, fortan der Freiheit und mit ihr einer Religion der Humanität sein Lied weihte. Seit 1827 hatte Victor Hugo, der Dramatiker, die Virtuosität des ungeheuersten, unerschöpflichsten Formtalentes in die Dienste einer neuen Kunst gestellt und brachte in jenem Jahr mit der Vorrede zum ‚Cromwell‘ das Manifest der Romantik.

Chateaubriands Poetik hatte zwanzig Jahre früher den klassischen Ueberlieferungen den neuen Inhalt gegeben. Er forderte von der Dichtung, sie solle christlich, national, persönlich sein. Er verkündete der Kunst die Lehre, nach welcher der Dichter nur ausdrücken kann, was er empfindet, weil es eine unpersönliche Kunst nicht gibt und die Versuche, sich in untergegangene Kulturen und überwundene Weltanschauungen zurückzuversetzen, nie gelingen werden. Nur das ewig Menschliche lebt; es entwickelt sich im Geist der Zeiten in immer neuen Gestalten. Die Quelle de; Talentes ist die Seele, nach den unendlichen Voraussetzungen und Problemen, die ihr das Christentum stellt und auf die zu verzichten ein unheilvoller, verarmender Rückschritt wäre. Ueberdies ist ein solcher unmöglich. Nach dem vielhundertjährigen Zwiegespräch zwischen Gott und dem Gewissen sind die Schätzungen der Moral und der Wert der Persönlichkeit andere geworden. Alles was die Kunst außerhalb der Psychologie des Christentums zu schaffen glaubte, ist von ihren Idealen durchdrungen, von ihren Schmerzen belastet, von ihren Leidenschaften durchglüht, wovon die höchste die Religion selbst ist. Das Altertum aber hat der Nachwelt mustergiltige Formen des Schönen hinterlassen. Chateaubriand sprengte sie nicht. Er ergänzte sie mit gesteigerter Bewunderung für ihre ewigen Meisterwerke wie für jene der nationalen Litteratur auf der Höhe des XVII. Jahrhunderts, und ist in Frankreich der Schöpfer, nicht der revolutionären, sondern der klassischen Romantik. Gegen die Anhänger der überkommenen Regeln erhob sich dagegen die neue Schule. Den alten, zu eng befundenen Schönheitsbegriff tauschte sie mit der Wirklichkeit, in welcher auch die Kehrseite des Schönen, das Häßliche, das Brutale und Groteske zur Berechtigung kam. Die Vorrede zum ‚Cromwell‘ sagt: „Die Theorien, die Poetiken, die Systeme gehören unter den Hammer. Der Gypsanwurf, der die Fassade der Kunst verunstaltet, muß fallen. Es gibt weder Regeln noch Muster, oder vielmehr, die allgemeinen Gesetze der Natur sind die Gesetze der Kunst. Mit ihnen waltet das Individuum in Freiheit.“ Rhythmus, Licht und Farbe, prächtige Szenerien, der Zusammenklang des Naturempfindens mit der Seelenstimmung bewegten die sonst



Abb. 53 · Infirmerie Marie-Thérèse

gedankenarme, romantische Lyrik. Ihr Drama glaubte jetzt selbst Shakespeare im Sinne des Systems überbieten zu können. Mit Vignys Uebersetzung des ‚Othello' ging er 1829 zum erstenmal in unverfälschter Kraft über die französische Bühne. Im selben Jahr dichtete Victor Hugo ‚Marion Delorme' die Kurtisane, ‚Hernani' den Banditen. Wie später ‚Lucrezia Borgia', die Messalina der Renaissance, lebten diese Figuren durch übertriebene Kontraste. Moralische und physische Mißbildungen durch eine menschlich echte Empfindung, die Vaterliebe, den Mutterschmerz verklärt, gewannen pathetisches Interesse. Was Virtuosität vermochte, offenbarte sich in ‚Notre-Dame de Paris', dem großen Roman der französischen Romantik, der der gotischen Kathedrale die Seele einhauchte. Zu Weimar las Goethe ‚Hernani', den er ‚absurd' fand, Lamartines und Victor Hugos Gedichte: „Wenn ich diesen recht betrachte", sagte er zu Eckermann, „weiß ich wohl, wo er und alle andern frischen Talente seinesgleichen herkommen. Von Chateaubriand kommen sie her!..."

Uebereinstimmend, das wurde bereits gesagt, bekannte sich die französische Romantik zu ihrem Haupt: ‚Was von Poesie in meiner Seele lebt, kommt aus der seinen', bekennt Lamartine von Chateaubriand. Dieser war 1830 62 Jahre alt. Nichts verriet die frostige Berührung des Alters. Der Spürsinn Sainte-Beuves, später Victor Giraud in einer Studie über die ‚Mémoires d'Outre-Tombe' förderten die Erinnerung an eine Episode zu Tag, die 1829 im Pyrenäenbad Cauterets sich abspielte. Chateaubriand hatte im Herzen eines jungen Mädchens ein heftiges Gefühl erweckt und abgelehnt. Der Verzicht äußerte sich mit der ganzen Leidenschaftsfähigkeit Renés: „Du hast mich nach gewöhnlicher Art gewertet und geglaubt, ich könne versucht sein, Dich zu lieben? Es gelang Dir nicht, mich zu überzeugen. Wohl aber hast Du den Genius, der meine Jugend folterte, noch einmal erweckt und altes Leid erneut." Allein dichterisch beteiligte sich Chateaubriand an der neuen Romantik nicht mehr. Musset und Balzac hatten begonnen, George Sand ‚Indiana' und ‚Valentine' gedichtet, ‚Lelia' mit dem Tribut ‚ihrer gläubigen Bewunderung' übersandt, als Chateaubriand zu dem Schriftsteller Collombet äußerte: „Ich lobe alle einzelnen Talente der romantischen Schule, die ich mitbegründen

half; für die Schule selbst jedoch bin ich streng, denn sie führt uns durch langweilige Träumereien und Uebertreibungen zur Barbarei." Weder A. de Vigny, noch Gautier, noch Musset, noch Balzac hat er jemals genannt. Lamartine, mit dem so viele übereinstimmende Züge ihn verbanden, befürwortete er zur Wahl in die Akademie, verglich ihn mit Vergil und Racine, führte einmal die ‚Reise in den Orient' an und blieb ihm fremd, bis nach vorübergehenden Annäherungen ihre Beziehungen sich trübten. Mit George Sand rechnete er in den ‚Mémoires d'Outre-Tombe' ab. Eine Begabung ersten Ranges, die Bewunderung erwecke und Meisterstücke in ihrer Art schaffe, so nannte er sie, deren Geist über einem Abgrund schwebe; aber die Unsittlichkeit der Lehre, die Verschmähung geordneter Lebensführung, seien durch sie auf den Höhepunkt gelangt, ‚Lelia' seelenlos und verderbt. Der Einzige, dem Chateaubriand überschwängliches Lob zollt, ‚einer der größten Poeten, die Frankreich hervorgebracht hat, dessen Genius auf La Fontaine und Horaz zurückführt, der wenn er es wollte, dichten könnte, wie Tacitus schrieb', Béranger, stand abseits von der Schule. Die Absichtlichkeit, mit welcher Chateaubriand den nichts weniger als harmlosen Volksdichter auf den Schild erhebt, tritt in seiner Wertung der englischen und italienischen Romantik noch ungleich stärker hervor. Das größte ihrer Kunstwerke, die ‚Promessi Sposi', wird mit Stillschweigen übergangen, Manzoni nur als Dichter des ‚Cinque Maggio' und zugleich mit Silvio Pellico in den ganz unzureichenden Worten erwähnt, beide seien ein Abschiedsglanz der sinkenden italienischen Ruhmessonne. Ebenso geringschätzend, mit kaum verhehltem Uebelwollen spricht Chateaubriand von Sir Walter Scott. Er lobt den Historiker Napoleons auf Kosten des Dichters, der eine falsche Kunstrichtung geschaffen habe, indem er die Geschichte dem Roman und diesen der Geschichte opferte. Obwohl Chateaubriand, wie Lamartine, die sittliche Reinheit des Genius pries, dem die schwerere Kunst gelungen sei, ‚das Herz zu regeln, statt es zu verwirren', riß nur ein Zeitgenosse unter den Fremden ihn zu aufrichtiger Bewunderung hin. Es war Lord Byron. In ‚Childe-Harold' erstand ‚René' wieder. In Conrad, in Lara, in Manfred, im Giaour erkannte er seinen, den subjektiven Typus, und wurde nie müde, das eigene poetische Werk mit jenem Lord Byrons zu vergleichen. Während er von allen Nachahmern in Unmut sich abwandte, empfand er es peinlich, von diesem einen nie genannt worden zu sein.

Sein Beitrag zur Litteratur von 1830, die ‚Oeuvres complètes', nötigten zur Vollendung von vier Bänden geschichtlichen Inhalts, vor allem der während der letzten Jahre des Kaiserreichs begonnenen ‚Historischen Studien'. An ‚die Geschichte des Römerreichs von Cäsar bis zu Augustulus' schlossen sich Betrachtungen über die Sittengeschichte des christlichen Altertums, der heidnischen Welt und der Barbaren. Eine kurze Darstellung der französischen Geschichte von Chlodwig bis auf Ludwig XV, von nicht geringerem Umfang, konnte dennoch nur in allgemeinen Zügen das historische Bild wiedergeben. Obwohl vor den großen Geschichtswerken entstanden, die von der romantischen Renaissance ausgehend, der Wissenschaft neue Methoden schufen, sind dennoch Chateaubriands Arbeiten auf historischem Gebiet bereits von veränderten Gesichtspunkten beherrscht. „Wir wollen", sagt er in der Vorrede von 1831, „künftig die Geschichte der Völker und der sozialen Umgestaltungen wissen und müssen sie aus den Archiven, wo sie noch begraben liegen, zu heben suchen."

Nur aus zweiter Hand, durch Barchou, E. Quinet, Michelet, später durch Bunsen, Lenormant, Ampère, Victor Cousin vernahm Chateaubriand von Herder, Schelling, Savigny, Fichte, Hegel, Niebuhr. Er selbst las Vico und die italienischen Annalisten. Sein jugendlicher Anhänger, Augustin Thierry, war der Meister geworden, dem er bewundernd folgte. Sismondi, Guizot, Mignet, de Barante, Thiers, regten ihn zum Widerspruch, aber auch zu der Erkenntnis an, wie gegen die geistreichsten Systeme genaue Forschung Recht behalte. Der Wert der ‚Considérations sur la Révolution française' stieg vor seinem prüfenden Blick, und ihre Verfasserin, Frau von Staël, trat fortan ebenbürtig unter die Historiker, deren Leistungen er rückhaltlos, mit freu-

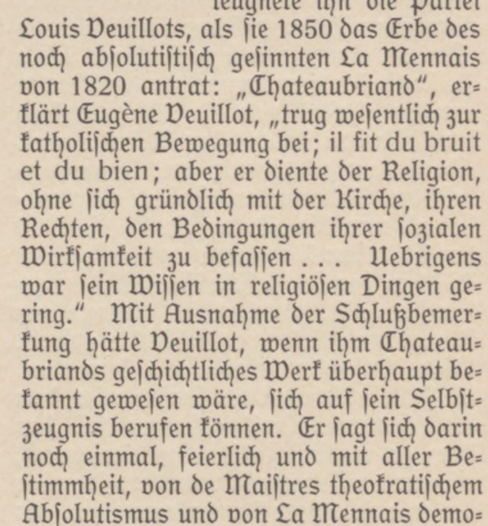
diger Anerkennung so vieler junger Talente pries. Wenn er in der Beurteilung der Revolution vielmehr ein Vorläufer von Taine als ein Anhänger der von ihm abgelehnten Auffassung der fatalistischen Schule ist, so hatte ihm schon Leibnitz das Gesetz der Entwicklung geoffenbart, dem alles geschichtliche Werden zu einem aufsteigenden Stufenreich wird: „Es gibt Epochen da die Gesellschaft sich erneut", schreibt Chateaubriand in der ‚Analyse de l'Histoire de France': „Unvorhergesehene Katastrophen und Zufälle, unerwartete Entdeckungen führen den längst in der Regierung, den Gesetzen, Sitten und Ideen vorbereiteten Wechsel herbei. Die anscheinend plötzliche Revolution ist nur das Ergebnis des Fortschritts der Zivilisation zur notwendigen, von der menschlichen Natur bedingten Vollendung. In den anscheinend rückläufigsten Bewegungen erfolgt ein Schritt voran, ein Ausblick auf neue Wahrheiten. Die Folgen dieser Thatsache zeigen sich nicht unmittelbar, aber ihre Wirkungen erkennt die Zukunft." Chateaubriand, der Dichter, der Alleinherrschaft beanspruchte, der Politiker, der sein Werk durch Selbstüberschätzung entstellte und überlastete, schätzte seine Geschichtsstudien zu gering. Die Abhandlungen über das Urchristentum, über Julian den Apostaten, die dramatisch bewegten, objektiv gehaltenen, meisterhaft geschriebenen Studien über französische Geschichte begründen Chateaubriands Anrecht auf eine Stelle unter Frankreichs Historikern. Er erkannte wohl, daß nur Einzelarbeiten auf diesem Feld von bleibendem Wert sein würden. In Besitz der 1572 geschriebenen Depeschen des Geschäftsträgers der Kurie zu Paris, Salviati, gelangt, wollte auch er mit Zuhilfenahme ungehobener, archivalischer Schätze, eine Geschichte der Zeit verfassen, deren Gipfelpunkt die Bartholomäusnacht gewesen wäre. Das Unternehmen kam nicht mehr zustande.



Abb. 54 · Béranger

Chateaubriand glaubte das Entwicklungsgesetz auch auf religiösem Gebiete zulässig. Er schreibt in der Vorrede von 1831 zu den ‚Etudes historiques': „Die religiöse Wahrheit bleibt für mich die christliche, nicht im Sinn Bossuets, der das Christentum in einen unbeweglichen Kreis einschließt, wohl aber im Sinn der Entwicklung aller Erleuchtung und Freiheit. Das Christentum durchlebte verschiedene Zeitalter. Es begann mit der evangelischen Aera; dann folgten jene der Martyrer, die metaphysische oder theologische, die politische Aera. Es ist in die philosophische Aera getreten, ohne auf seine Göttlichkeit zu verzichten und im Kreuz seinen göttlichen Mittelpunkt zu verlieren."

Seit der Julimonarchie führte La Mennais im ‚Avenir' die streitbare katholische Jugend, voran Montalembert und Lacordaire, im Namen der Freiheit zum Kampf gegen das ausschließliche Unterrichtsrecht des Staates. Chateaubriand beteiligte sich nie an der Bewegung, die unter dem Namen des liberalen Katholizismus mit den staatlichen und kirchlichen Gewalten in Streit geriet. Mit vollem Recht verleugnete ihn die Partei Louis Veuillots, als sie 1850 das Erbe des noch absolutistisch gesinnten La Mennais von 1820 antrat: „Chateaubriand", erklärt Eugène Veuillot, „trug wesentlich zur katholischen Bewegung bei; il fit du bruit et du bien; aber er diente der Religion, ohne sich gründlich mit der Kirche, ihren Rechten, den Bedingungen ihrer sozialen Wirksamkeit zu befassen . . . Uebrigens war sein Wissen in religiösen Dingen gering." Mit Ausnahme der Schlußbemerkung hätte Veuillot, wenn ihm Chateaubriands geschichtliches Werk überhaupt bekannt gewesen wäre, sich auf sein Selbstzeugnis berufen können. Er sagt sich darin noch einmal, feierlich und mit aller Bestimmtheit, von de Maistres theokratischem Absolutismus und von La Mennais demo-



kratischer Theokratie los. Er wollte am Ende seiner Laufbahn, wie in den Tagen, da er den ‚Genius des Christentums' verfaßte, eine irenische, geistigen Aufgaben zugewandte Kirche, berufen, nach vollständiger Freigebung der Kulte und nach vollzogener Lossagung von wechselnden politischen Regierungsformen, die Vereinigung der getrennten Kirchenwesen in der katholischen Einheit zu vollziehen.

Um Chateaubriand bewarb sich, seit 1832, die im Schloß zu Holyrood mit Restaurationsgedanken sich tragende verbannte Königsfamilie. Die von der Dichtung Sir Walter Scotts verklärte Romantik jakobitischer Kavaliere entzündete die Phantasie der neapolitanischen Prinzessin und Mutter des Thronerben Heinrich V, die den Namen seines Vaters, des Herzogs von Berry, beibehielt. Abenteuerlich, jung genug um verwegen zu sein, der Unthätigkeit des klösterlichen Stillebens ihrer trauernden Umgebung müde, träumte Marie-Caroline von heroischen Handstreichen, deren Preis die Krone ihres Kindes sein sollte. Von ihr, der ‚Regentin Frankreichs', erhielt Chateaubriand im April 1832 ein kurzes Billet, das ihn zum Mitglied ihrer ‚geheimen Regierung' ernannte. In einem ausführlichen Antwortschreiben lehnte er die ihm zugedachte Ehre ab. Die Zeit der Verschwörungen, schrieb er der Prinzessin, sei vorüber, Frankreich träge und gleichgültig geworden und in ‚seine elende Regierung' ergeben, eine geheime Mission überdies nicht geeignet, ihm Einfluß zu sichern. Mit offenem Visir oder gar nicht wolle er dienen; wenn das gegenwärtige System seiner verfehlten Taktik erlegen sei, werde die Monarchie Aussichten haben. Er beschwor die Herzogin, den Thronerben im Hinblick auf eine solche Wendung zu erziehen.

Die Cholera wütete damals in Paris. Ihr vornehmstes Opfer, Casimir Périer, erlag am 16. Mai der Seuche, die 20000 Personen hinraffte. Der Bevölkerung bemächtigte sich Entsetzen, und Chateaubriand schlug der Herzogin von Berry vor, eine Summe von 12000 Franken für die Armen von Paris zu geben. Die Prinzessin war bereits in Italien, Chateaubriand selbst leidend. Sein Sekretär übergab die übersandte Summe dem Seine-Präfekten, der sie aus politischen Gründen zurückwies. Einige Maires thaten ein gleiches; ein paar andere nahmen an. Der Erzbischof von Paris brachte 4000 Franken mit warmen Dankesworten für die Herzogin zur Verteilung. Diese war inzwischen, am 28. April, bei Marseille gelandet und nach dem gescheiterten Versuch, die Hauptstadt der Provence durch Aufstand zu gewinnen, vierzehn Tage lang in Begleitung einiger Getreuen durch Frankreich geirrt, bis sie, am 17. Mai das Schloß la Preuille in der Vendée unentdeckt erreichte. Chateaubriand und das royalistische Komité in Paris waren erst nachträglich von diesem Wagnis unterrichtet worden, die Regierung durch geschickte Täuschungen auf falscher Fährte. Chateaubriand zweifelte keinen Augenblick an der Aussichtslosigkeit des Abenteuers: „Wäre Madame nicht in der Vendée aufgetaucht," sagt er, „so würde Frankreich an das Bestehen eines royalistischen Lagers im Westen zu glauben fortgefahren haben." Die letzten Hoffnungen sollten bald zerstäuben. Ein bretonischer royalistischer Offizier brachte den Getreuen der Fürstin in Paris Kunde von ihrem Aufenthalt: „Madame weicht nicht von der Stelle; es gilt zu sterben und das ist alles," meldete er. „Lassen Sie Sir Walter Scott hängen: er ist der wirkliche Schuldige." Berryer, der zufällig in die Bretagne abreiste, erklärte sich bereit, der Herzogin einen Brief Chateaubriands einzuhändigen, worin er sie dringend beschwor, von weiteren Unternehmen abzustehen. Bereits ein Jahr früher, in der Flugschrift ‚De la Restauration et de la Monarchie élective', hatte er sich bereit erklärt, seine Landsleute gegen jeden Fremden aufzurufen, der Heinrich X in seinen Armen zurückbrächte. Der König von Sardinien war jetzt beteiligt; der Prinz von Oranien, Don Miguel von Portugal hatten der Herzogin von Berry Versprechungen im Fall des Gelingens gemacht. Allein nur einige hundert Chouans sammelten sich auf den Ruf der Herzogin zu den Waffen, wurden unter Führung Charettes in mörderischen Kämpfen von den Regierungstruppen geschlagen und grausam niedergemetzelt, indeß sie selbst in Männerverkleidung, dann in bäuerlicher Frauentracht nach Nantes flüchtete, wo am selben 7. Juni Berryer

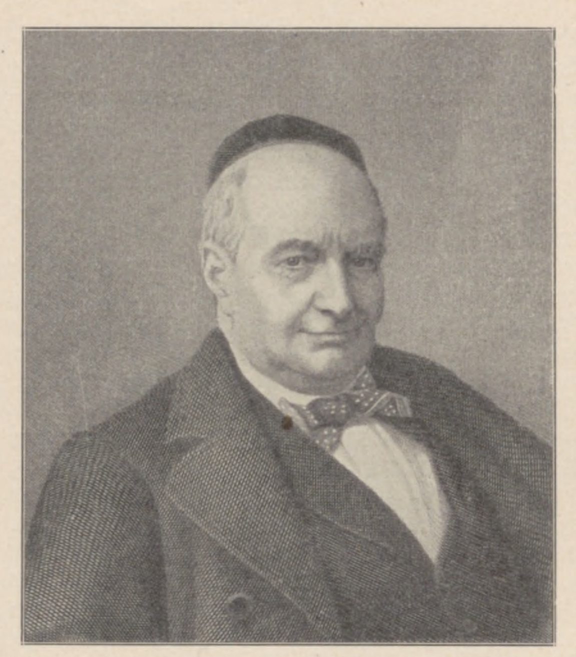


Abb. 55 · Sainte-Beuve

kennen lernte, mit dem er 1832 noch einige Briefe wechselte. In Lausanne brachte ihm Berryer die Nachricht von der am 7. November erfolgten Gefangennahme der Herzogin von Berry zu Nantes. Einzelheiten fehlten. Unverzüglich eilte Chateaubriand zurück nach Paris. Dort leitete seit dem 11. Oktober das Ministerium Soult, mit de Broglie, Guizot und Thiers, welch letzterer Minister des Innern war, die Geschicke Frankreichs. Es gelang Thiers, durch den bezahlten Verrat des Juden Deutz, sich zu Nantes, nach fünf Monaten vergeblicher Mühen, der Herzogin zu bemächtigen. Statt sie über die Grenze zu bringen, ließ Thiers sie in die Citadelle von Blaye sperren. Nachdem Soult Chateaubriand die nachgesuchte Erlaubnis, sich zu Madame zu begeben, verweigert hatte, stellte sich dieser ihr selbst zur Verfügung und veröffentlichte am 29. Dezember 1832 die Denkschrift über ihre Gefangennahme. Sie enthielt die Stelle: ‚das Schicksal hat sie verraten, ein Jude hat sie verkauft, ein Minister sie gekauft'. Louis Philipp, den Onkel und Vormund ihres Sohnes, rief er als Zeugen vor den Gerichtshof der ihn, ihren Quäler, und sie zu richten haben werde. „Madame, Ihr Sohn ist mein König", so schloß die Anklage, die durch das Ungeschick der Regierung hervorgerufen, zu schroff beleidigend war, um ungeahndet zu bleiben. Chateaubriand wurde am 27. Februar 1833 vor die Geschworenen gestellt, zugleich mit den verantwortlichen Herausgebern royalistischer Zeitungen, die seinen Ruf: ‚Ihr Sohn ist mein König', zur Parole legitimistischer Aufreizungen erwählt hatten. Das Schicksal fügte es, daß Tags vorher die Erklärung von Madame zu Blaye veröffentlicht wurde, durch welche sie, mit dem Geständnis ihrer geheimen, in Italien geschlossenen Heirat, zugleich den Zustand nicht länger verhehlte, der sie im Mai zur Mutter eines dritten Kindes machen sollte. Das Drama von Blaye würde in Schmach geendet haben, hätte nicht Berryer, der die ‚Quotidienne' und die ‚Gazette de France' verteidigte, durch den

auf Befehl des Ministers verhaftet wurde. Chateaubriand empfing die Nachricht am 9. Juni und verlangte vom Minister des Innern die Freigebung Berryers. Am 16. Juni wurden er selbst, Hyde de Neuville und der Herzog von Fitz-James wegen Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates verhaftet. Die vier Herren waren völlig unschuldig. Den Irrtum der Regierung beklagten unter andern Guizot öffentlich, ebenso Bertin im Journal ‚des Débats'. Seine Freunde besuchten Chateaubriand auf der Polizeipräfektur, wo er die willkommene Gelegenheit benützte, mit der stolzen Verachtung, die er so unerbittlich zu handhaben wußte, der von ihm nicht anerkannten politischen Ordnung jede Auskunft zu verweigern. Erst nach seiner Freilassung, vierzehn Tage später, erklärte er sich für Berryers Auftrag allein verantwortlich. Die nächsten Monate verbrachte er mit seiner Frau wieder in der Schweiz. In Gesellschaft von Madame Récamier besuchten sie noch einmal in Erinnerung an Frau von Staël deren Schloß Coppet, dann die Herzogin von Saint-Leu, einst Königin Hortense von Holland, zu Arenenberg, wo Chateaubriand ihren Sohn, Louis Napoleon, ‚einen ernsten, strebsamen Jüngling',

Glanz genialer Beredsamkeit, seinen Klienten und Chateaubriand mit ihnen einen Triumph bereitet, den die Geschwornen durch Freisprechung sämtlicher Angeklagten vervollständigten. Der veränderten Lage dankte ihrerseits die Regierung die Indemnitätsbill der Abgeordneten. Aber erst nachdem sie durch den Mund des Herzogs von Broglie die Ungesetzlichkeit des Ausnahmeverfahrens gegen die Herzogin von Berry mit dem merkwürdigen Bekenntnis gerechtfertigt hatte, auch der Wechsel der Dynastie sei ja ungesetzlich gewesen! Es blieb die Aufgabe, Marie Caroline mit der königlichen Familie zu versöhnen. Sie wählte zu ihrem Anwalt den noch einmal zum Liebling der Royalisten erkorenen Chateaubriand und nannte jetzt ihren Gatten, den Grafen Hector Lucchesi-Palli.

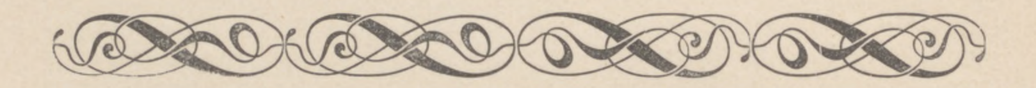
Zu Prag, wo er seit Oktober 1832 eine Zufluchtstätte gefunden hatte, sah Karl X am Abend des 24. Mai den Diener seines Hauses, den Gegner seiner Politik und den Ritter der Legitimität wieder. Chateaubriand weinte; die Augen des alten Königs wurden feucht. Die herzliche Einfachheit des Empfangs, Karls X Bitte, den Kindern, die nicht wußten, was sich zugetragen habe, Briefe der Mutter nicht zu übergeben, vergaß Chateaubriand nicht wieder. Der Frage Karls X, der alle Verbindlichkeiten gegen ihn bereits beglichen hatte, wie viel er noch bedürfe, um reich zu sein, begegnete er mit der Antwort: „Sire, Sie würden Ihre Zeit verlieren. Wenn Sie mir des morgens vier Millionen gäben, bliebe mir am Abend kein Heller.“ Der König lachte und klopfte seinem einstigen Botschafter auf die Schulter. Es erging seinen eigenen Finanzen nicht viel besser.

Chateaubriand überzeugte sich von der Aussichtslosigkeit, am klösterlichfeudalen Erziehungssystem des Thronerben irgend etwas verändern zu können, schlug aber zu Karlsbad, wo die Herzogin von Angoulème ihn empfing, zu ihrem Erstaunen seinen einstigen Gegner Villèle zum Ratgeber Heinrichs V nach seiner Großjährigkeit vor. Den Zweck seiner Sendung erreichte er nur halb. Die königliche Familie verzieh, rief aber die Herzogin von Berry nicht zurück. Chateaubriand, kaum nach Paris zurückgekehrt, mußte auf deren dringende Bitten den Reisewagen abermals besteigen und zu ihr nach Italien gehen. Er fand sie endlich in Ferrara, fast unverändert, stürmisch, lebensfroh und fest entschlossen, die Mündigkeitserklärung des



Abb. 56 · Jean Duvergier de Hauranne, Abbé de Saint-Cyran

nicht vierzehnjährigen Sohnes durchzusetzen. Mit diesem Auftrag erschien Chateaubriand noch einmal in Prag. Den alten Monarchen, der allen bindenden Erklärungen auswich, traf er schon auf dem Weg nach Leoben, wo nun doch die Begegnung mit Madame stattfinden sollte. ‚Vom Menschen gerührt, vom König verletzt', verabschiedete sich Chateaubriand ein letztes Mal von ihm. Jahre später rief ihn Heinrich V 1843 nach London, 1845 nach Venedig. Er bewies ihm die rücksichtsvollste Freundschaft und aufrichtiges Vertrauen. So schlossen unter versöhnten Eindrücken und stets wertgehaltenen Erinnerungen die langen, einst so stürmischen Beziehungen zwischen den Bourbons und Chateaubriand, der, jetzt ein Greis, in die Verlassenheit der letzten Jahre trat.



Chateaubriands letzte Jahre und Werke · Die ‚Mémoires d'Outre-Tombe' · Der Ausgang · Chateaubriands Vermächtnis



Seit der Rückkehr von Rom bewohnten Chateaubriand und seine Frau ein Gartenhaus der Rue d'Enfer, am gleichnamigen, mit dem Hospiz Marie Thérèse verbundenen Boulevard, heute Rue Denfert-Rochereau. Das Haus war von Wiesen und Bäumen umgeben; unter Vogelsang und Blumen lag die kleine Kolonie abgeschlossen von der Welt, in klösterlicher Stille. Sie hatte ihre eigene Kapelle, ihren Kirchhof, ihre Gärten. Bis 1838, da die Verhältnisse den Dichter zwangen, die liebgewordene Behausung mit der Wohnung der Rue de Bac, wo er gestorben ist, zu vertauschen, führte Chateaubriand dort unverdrossen den Kampf ums Dasein mit der Feder weiter. Er vollendete die Uebertragung in Prosa von Miltons ‚Verlorenem Paradies', die 1836 erschien und nur geringe Beachtung fand. Der ihr vorausgeschickte Essai über die englische Litteratur, ein ganzes Buch, erntete ebensowenig Erfolg. Chateaubriand berichtigte darin sein früheres Urteil über Shakespeare, das er jetzt falsch nannte; aber noch einmal versagte ihm, der das Englische wie seine Muttersprache beherrschte, das Verständnis für den Geist des Dichters. Er wagt den Ausspruch, ‚Shakespeare sei mehr ein komisches als ein tragisches Genie: in den komischen Szenen kommt ihm nie ein tragischer Gedanke(!)'. Ueber Burke, den er 1796 sprechen hörte, blieb er ebenfalls bei seiner früheren Ansicht, der größte der politischen Seher, den die revolutionäre Epoche erzeugt hat, ‚habe die Politik seines Landes an die Vergangenheit gebunden'. Shelley ist im ‚Essai' gar nicht erwähnt, die Bedeutung der englischen Romantik nach wie vor unbeachtet gelassen. Es währte fünfzig Jahre, bis Taines philosophisch geschulter Geist nach der geistvollen und verführerischen, seidem so arg mißbrauchten Methode der Psychologie der Rasse, des Milieus, des Momentes den intellektuellen Mechanismus bloßlegte, der aus dem angelsächsischen Barbaren den modernen Engländer geschaffen hat. Sein Guizot gewidmetes Buch übergeht Chateaubriand, den Uebersetzer Miltons, mit Schweigen.

Auf Anregung seines Gewissensrates, des Sulpizianers Abbé Seguin, jedoch wie er gesteht, nicht ohne Widerstreben, beschloß Chateaubriand sein litterarisches Werk mit der Geschichte des Gründers von La Trappe, Armand-Jean Le Bouthillier de Rancé. Der Edelmann und Pate Richelieus, der den Mißbrauch seines geistlichen Berufes und die Verirrungen des Weltlebens durch die Reform des strengsten Ordens der katholischen Christenheit büßte, blieb seinem Biographen innerlich fremd. Gleich Sainte-Beuve, der am Schluß der

damals begonnenen Geschichte von Port-Royal gegen die Menschen reagierte, deren Kämpfe, Werke und moralische Größe ihn zwanzig Jahre hindurch in ihre Kreise gebannt hatten, bis der so lange empfundene Zauber in bitterer Ironie verflog, so sagt sich Chateaubriand von Rancé los: „Er hat viel geschrieben; was bei ihm überwiegt, ist ein leidenschaftlicher Lebenshaß. Unerklärlich und furchtbar, wäre es nicht bewundernswert, bleibt das Trennende zwischen ihm und seinen Lesern. Niemals ein Bekenntnis, nie ein Wort über sich selbst, seine Schuld, seine Reue. Er tritt vor das Publikum, ohne sich zur Erklärung dessen, was er war, herabzulassen; das Geschöpf verdient keinen Aufschluß; Rancé verschließt seine Geschichte in seine Seele. Er lehrt die Menschen eine Brutalität der Lebensführung gegen ihresgleichen und bemitleidet ihre Leiden nie: ‚Beklagt Euch nicht, das Kreuz ist Eure Bestimmung, Ihr seid daran geheftet und könnt von ihm nicht los. Geht mit der Hoffnung in den Tod, Eure Geduld werde vielleicht einige Gnade vor dem ewigen Richter finden'. Nichts ist verzweifelter als eine solche aus Stoïcismus und Fatalität zusammengesetzte Lehre, die nur zuweilen von einigen Tönen christlicher Barmherzigkeit gemildert ist... Rancé verdiente, aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen zu werden, hätte er die unerbittliche Zucht, die er Anderen auferlegte, nicht selbst durch Härte für sich überboten. Was ließe sich gegen einen Mann sagen, der mit vierzigjährigem Anachoretendasein antwortet, seine zermarterten Glieder zeigt und, weit entfernt zu klagen, seine Ergebung mit seinen Leiden steigert? So überwand er seine Gegner, übertraf Port-Royal mit allen seinen Heiligen, jagte seine Feinde durch den Anblick seiner Buße in die Flucht und rief die Sünder, um sie nach seinem Beispiel sterben zu lehren."

Chateaubriand fand die Lehre zu hart. Das verfehlte Buch, zu dem die Kraft versagte, ist mit Episoden überlastet. Der Verfasser flüchtet beständig aus der Thebaïs in die leichtfertige Welt der Fronde oder er unterbricht den Gang der Erzählung mit persönlichen Erinnerungen. Dennoch ist im Lebenswerk Chateaubriands dieser Schlußton von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Rancé, der von 1626 bis 1700 lebte, führte ihn noch einmal in das XVII. Jahrhundert zurück und nötigte ihn zur Auseinandersetzung mit der religiösen Vergangenheit seines Volkes. Das Ergebnis erwies sich sehr verschieden von dem Phantasiebild, das der ‚Genius des Christentums' von dieser Vergangenheit und insbesondere vom Zeitalter Richelieus und Ludwigs XIV entworfen hatte.

Nirgends stärker als auf religiösem Gebiet treten die Gegensätze des französischen Nationalkarakters zu tage. Die Kehrseite seiner Weltlust und Genußsucht, seines spottenden Uebermutes und seiner dreisten Verneinungen war zu aller Zeit der Ernst einer strengen, oft harten Religiosität. Im Seelenleben des Einzelnen bethätigt, schulte sie Unzählige zur Buße und Heiligung. Im öffentlichen Leben zum Fanatismus, zur Herrschsucht und Verfolgung gesteigert, drückt sie der französischen Geschichte im Lauf der Jahrhunderte ein finsteres Gepräge der Grausamkeit auf. Es genügt, an die Albigenserkriege, an die Vernichtung des Templerordens, an die Kämpfe der Liga zu erinnern. Mit Calvin, einem Franzosen, siegte die furchtbarste Logik, die sich, durch die Prädestinationslehre, jemals des religiösen Problems bemächtigte, und es fand sich, daß die Theorie, die ein unerbittliches, unentrinnbares Verhängnis an die Stelle der erlösenden Gnade setzt, einer scharf ausgeprägten Richtung des französischen Geistes entsprach. Von keinem andern wie von Calvin, dem despotischen Gesetzgeber der Genfer Demokratie, entlehnte später J. J. Rousseau die religiöse Verfolgungstheorie des Contrat social. In unmittelbarer Abkunft ist der Erbe und Vollstrecker dieses geistigen Nachlasses kein anderer als der Logiker der Revolution, Maximilian Robespierre.

Nach den Stürmen des XVI. Jahrhunderts, wieder in schroffem Gegensatz zu der Welt des Genusses und der Intriguen, dem politischen Spiel Mazarins und der Bacchanale der Fronde, erwachte in ernster Begeisterung der Reformgedanke innerhalb der katholischen Kirche Frankreichs. Rancés erste Freunde, Duvergier de Hauranne, Abt von Saint-Cyran, Pavillon,

Bischof von Aleth, Arnauld d'Andilly und sein ganzes Geschlecht, die Gemeinde von Port-Royal, mit deren theologischen Doktrinen Rancé nichts gemein hatte, vertraten, wie er, ein strenges, religiöses und kirchliches Ideal. Großartig, aufrichtig, völlig folgerichtig, ist von christlicher Duldung keine Spur in ihrem Glauben zu finden. So sehr auch sonst die Meinungen

Abb. 57 · Armand-Jean Le Bouthillier de Rancé, Abbé de la Trappe

auseinandergingen, Bedränger und Bedrängte verwarfen einmütig jede Toleranz in Glaubenssachen wie einen Verrat am Wohl des Staates und an der kirchlichen Einheit. Chateaubriand zitiert Rancé, der wie Fénelon, wie das ganze katholische Frankreich ohne Ausnahme die Aufhebung des Ediktes von Nantes ‚ein Wunder der Macht und Weisheit des Königs' nannte. In dieser Biographie begegnete sich Chateaubriand auch zum letztenmal mit Blaise Pascal. Allein wie im ‚Essai' und wie im ‚Genius des Christentums', so scheiterte auch hier die Verständigung mit ihm an der Unvereinbarkeit zwischen vorwiegend ästhetischer Gefühlsreligion und der religiösen Verinnerlichung, die das moralische Problem in den Vordergrund stellt und sittliche Vollendung fordert. Auf diesem Problem, das Chateaubriand umgeht, beruht der Glaube Pascals, seine Erklärung des Menschen, seine Apologie des Christentums und sein zeitloser Sieg. ‚Die Erfindungen der Menschen,' sagt Pascal, ‚nehmen von Jahrhundert zu Jahrhundert zu: die Güte und Bosheit der Welt bleibt dieselbe.' In ihr ‚ist Gerechtigkeit eine Mode', ‚die Macht Königin', ‚Usurpation die Grundlage des Besitzes', ‚gegenseitiger Haß die natürliche Ordnung'. Zwischen zwei Unendlichkeiten eingeschlossen, unfähig, die Ursachen zu erkennen und die Ziele zu unterscheiden, ein Sklave der Leidenschaften, ein Opfer der Gewalt, ein Spielball des Irrtums, selbstsüchtig, grausam, heuchlerisch und dabei klein genug, um mit elenden Spielereien sich zu trösten, so ist der durch freie Wahl aus einem Zustand der Schönheit und Unschuld in Sünde und Elend geratene Mensch. Aber eben diese Schuld, deren Vorhandensein, hundert Jahre nach Pascal, Immanuel Kant voraussetzen mußte, um zu einer Erklärung der sittlichen Weltordnung zu gelangen, eben diese Schuld macht ihn dem religiösen Bewußtsein verständlich. Denn ohne eine solche ist er dem Zweifler ein ebenso unlösbares Rätsel wie dem Christen, der durch die Thatsache der Erlösung auf eine Offenbarung und durch

diese auf ein göttliches Gesetz schließt. Es läßt keinen Ausweg der Gleichgültigkeit aus dem furchtbaren Zwiespalt, entweder so zu leben, als ob es keine Ewigkeit gebe und mit dieser Welt des Scheins sich zu begnügen, oder die Voraussetzungen des Glaubens im Namen einer höheren Vernunft anzunehmen und seine Seele zu retten. Pascal hat gewählt: ‚Archimedes in Thränen' umfaßt das Kreuz und bekennt: ‚Jesus Christus ist ein Gott, dem man sich ohne Hochmut naht und ohne Verzweiflung unterwirft.' Pascal breitet die Arme aus nach seinem Befreier, der für ihn gelitten hat und für ihn starb; er erwartet mit seiner Gnade den Tod in Frieden, in der Zuversicht, ihm auf ewig verbunden zu sein. Aber er lebt auch freudig, ob Gutes oder Schlimmes ihn treffe, weil alles ihm zum Heil gereicht. Im Licht dieser Erkenntnis ist der Mensch nicht mehr verächtlich, ‚ein Schilfrohr zwar, das schwächste in der Natur, aber ein Schilfrohr, das denkt'. „Alle Körper, das Firmament, die Sterne, die Erde und ihre Reiche gelten nicht so viel wie der geringste der Geister, denn er kennt das alles, und sich; die Körper aber, nichts. . . . Alle Körper zusammen, und alle Geister zusammen, und alle ihre Erzeugnisse sind nicht so viel wert als eine Regung der Liebe . . . . ‚Einziger Zweck der Schrift ist die Liebe. . . . Die Wahrheit ohne die Liebe ist nicht Gott, sie ist ein Idol: Dieu sensible au coeur" So klang, unter der Berührung eines Genius, dem keine Gedankenarbeit zu kühn war, der unbeugsame Glaube des XVII Jahrhunderts in ein Hohes Lied der Liebe aus. Das ist das Vermächtnis Pascals. Das Testament Chateaubriands sind die ‚Mémoires d'Outre-Tombe'.

Dreißig Jahre hindurch, unter den verschiedensten Eindrücken, in den widersprechendsten Stimmungen hat er sie niedergeschrieben, gefeilt, verändert, ergänzt und die einzelnen Bruchstücke des monumentalen Baus zu einem künstlerisch harmonischen Ganzen zu gestalten gesucht. „Seien Sie ruhig", schrieb er kurz nach Beginn seiner Lebenserinnerungen, J. J. Rousseaus gedenkend, an Joubert, „meine Bekenntnisse werden nichts Peinliches für meine Freunde enthalten; soll ich in der Zukunft leben, so werden ihre Namen einen guten Klang bewahren. Ebensowenig werde ich die Nachwelt von meinen Schwächen unterhalten: ich werde nichts über mich berichten, das nicht der Manneswürde und, ich darf hinzufügen, der Gesinnung meines Herzens entspräche. Nur das Schöne soll der Welt zugänglich gemacht werden; es heißt nicht Gott betrügen, wenn man nur enthüllt, was im eigenen Leben dazu angethan ist, edle und großartige Gefühle zu erwecken. Nicht als ob ich im Grunde etwas zu verbergen hätte: ich habe weder ein armes Mädchen eines gestohlenen Bandes wegen dienstlos gemacht, noch einen sterbenden Freund auf dem Pflaster liegen lassen, noch die Frau, die mir Schutz gewährte, entehrt, noch meine Bastarde ins Findelhaus geschickt. Aber ich hatte meine Schwächen und kannte die Bethörungen des Herzens. Die Klage über mich selbst mag genügen, um der Welt das gemeinsame Elend verständlich zu machen, das am besten verschleiert bleibt. Was könnte der Gesellschaft die Enthüllung der Wunden nützen, die sich überall wiederfinden? An Beispielen fehlt es nicht, wenn man die armselige Menschennatur überführen will".

So entstanden die ersten Bücher, die unvergleichlichen, in denen Chateaubriand seine poetisch verklärte Jugendgeschichte erzählt. Im Jahre 1826 in ihrer ursprünglichen Form von Madame Récamier abgeschrieben und 1874 von ihrer Nichte Madame Lenormant veröffentlicht, bieten sie einen wertvollen Vergleichsstoff zur Prüfung des späteren Textes der Mémoiren, den Kritiker und Freunde nicht gegen des Verfassers Ueberarbeitungen zu schützen vermochten. Ebenso waren die Abschnitte über die römische Botschaft, die Revolution von 1830, die Reise durch Deutschland nach Prag, die Missionen bei Karl X und der Herzogin von Berry, und der Schluß der Mémoiren 1834 vollendet. Chateaubriand lebte von da an zurückgezogen von der Welt. An den bereits erblindeten Augustin Thierry, der seine Schaffenskraft beneidenswert nannte, schrieb er, er sei müde und noch viel mehr enttäuscht als müde: „Nötigte mich nicht die Bedrängnis meiner Lage, ich würde nicht mehr schreiben. Meine Denkwürdigkeiten, Sie wissen es ja, sind begonnen. Ich erweitere und vollende sie;

vieles aus der Zeitgeschichte wird darin Platz finden; die Treubrüche und Feigheiten unseres Jahrhunderts will ich brandmarken.“ In dieser polemischen, düsteren Abendstimmung änderte sich der Ton des Buchs.

Jeden Nachmittag um die gleiche Stunde ging er zu Fuß, in tadellosem Anzug, die Blume im Knopfloch, zu Madame Récamier und nahm bei ihr den Thee. Der Kreis, der sich dort einfand, Ballanche, der Herzog von Noailles, der die Biographie von Madame de Maintenon schreiben sollte und ihr Schloß besaß, vertraten, der eine die Ueberlieferungen entschwundener Jahre, der andere jene der französischen Aristokratie. Von den zum Julikönigtum übergetretenen Politikern blieb nur der Chateaubriand persönlich sehr abgeneigte Kanzler Pasquier in Beziehungen zur Abbaye-au-Bois. Dem jungen Nachwuchs gehörten ein Jünger Champollions und Orientalist, François Lenormant an, unter den französischen Katholiken der erste, der im Vaterland Richard Simons, des Schöpfers der französischen Bibelkritik, auf diese Studien zurückkam; dann J. J. Ampère, der Litterarhistoriker, der, wie Lenormant, Chateaubriand in bewundernder Hingebung zugethan war. In zweiter Linie sind zu nennen Frédéric Ozanam, eines der feinsten und liebenswürdigsten Talente der katholischen Gruppe des ‚Correspondant‘, Alexis de Tocqueville, der schnell berühmt gewordene Verfasser der ‚Demokratie in Amerika‘ und Chateaubriand verwandt, Léonce de Lavergne, ein vortrefflicher Historiker, Louis de Loménie, ein origineller, lebhafter Kopf, der viel über Chateaubriand geschrieben hat; Sainte-Beuve, der ‚sich nicht binden‘ und noch viel weniger die Beziehungen zu diesem Kreis verlieren wollte. Dieser, die intimen Freunde, dann Edgar Quinet, Dubois, der ehemalige Leiter des ‚Globe‘, Abbé Gerbet, Schriftsteller, Dichter, später Bischof, und Madame Tastu, die Dichterin, im ganzen etwa zwölf Personen, bildeten im Februar und März 1834 das auserwählte Publikum, das, zu Lebzeiten des Verfassers zum ersten Mal, Bruchstücke der ‚Mémoires d'Outre-Tombe‘ vernahm. Chateaubriand war der Versuchung erlegen, die Wirkung seines Werkes zu erproben, Die Vorlesung übernahmen abwechselnd Ampère und Lenormant. Er selbst saß unter dem von Gérard gemalten Bild Corinnas. Im einfachen Empire-Salon, mit dem Ruhebett, auf dem Gérard einst das Jugendbild der Herrin des Hauses geschaffen hatte, lauschten die Zuhörer, Nachmittage hindurch, dieser glanzvollen, melodischen, alle Stilarten meisternden, alle Empfindungen weckenden Prosa. Kein Mißton trübte den künstlerischen Genuß. Die Schilderungen von Kindheit und Jugend, von Combourg und der Bretagne, die wunderbare Szenerie der Reisebilder und der Verbannungsjahre von London 1794, Prag und Venedig 1832 entzückten



Abb. 58 · Blaise Pascal

und verletzten nicht. Sainte-Beuve erbat und erhielt die Niederschrift und entlehnte ihr die Noten zu dem Aufsatz vom 15. April 1834 in der Revue des Deux Mondes. Darin wurde Chateaubriand ‚der Erneuerer der Sprache‘, ‚der Begründer der litterarischen Renaissance‘, ‚sein Leben ein Gedicht‘, sein akademisches Lob — noch 1862 — ‚die größte litterarische Aufgabe des Jahrhunderts‘ genannt. Sainte-Beuve gab das Zeichen zu den Huldigungen der Presse. Alfred Nettement und Desiré Nisard, der Historiker und der Kritiker der Restaurationszeit, vertraten im gleichen Sinn die royalistische öffentliche Meinung. Jules Janin schrieb, nach mündlichen Berichten, in der tonangebenden ‚Revue de Paris‘ über den ‚Meister des Jahrhunderts‘. Michelet sprach seinem Freund, dem Geschichtsphilosophen Edgar Quinet den Wunsch aus, er möge Chateaubriand ersetzen, und dieser bat Michelet, seinen Aufsatz über die Lektüre der ‚Mémoires d'Outre-Tombe‘ ungelesen zu lassen: er sei in der Abbaye-au-Bois zensiert und dadurch wertlos geworden. Aber Armand Carrel huldigte unaufgefordert im ‚National‘, dem Organ der Republikaner, und brachte, wie Sainte-Beuve, Auszüge aus dem Schlußabschnitt der Mémoiren: ‚L'Avenir du Monde‘. Darin sprach Chateaubriand die Ueberzeugung aus, mit dem Sturz der ältesten europäischen Monarchie habe eine neue Ordnung der Dinge begonnen. An die Stelle veralteter politischer Berechnungen trete das soziale Problem.

Die sozialistische Lösung, die nach Saint-Simon, durch Fourrier und durch die ersten Arbeiterverbände Frankreichs seit 1832 Auswüchse zeitigte, lehnt Chateaubriand ab. Er nennt sie eine unmögliche Utopie. Dagegen anerkennt er die durch veränderte Bedingungen des Besitzes, des Verkehrs und der Arbeit in allen ökonomischen Verhältnissen geschaffene Wandlung und verweist bereits auf die Folgen der Erschließung Afrikas und der Durchbrechung der Isthmen von Panama und Suez. Er bestätigt noch einmal das unaufhaltsame Emporkommen der Demokratie und mit ihr der wachsenden materiellen Wohlfahrt und des intellektuellen Fortschritts. Ebenso bestimmt sieht er in seiner Nation Anzeichen eines sittlichen Niedergangs und warnt den künftigen neuen Machthaber, das Volk, vor seinen Folgen. Religionslose Zivilisationen sind auf die Dauer unhaltbar. Nationen können in Reichtum und Entartung zu Grunde gehen, ganze Rassen verschwinden. Chateaubriand legt den Finger auf die Wunde, indem er, von der Richtung der neuen Litteratur auf die Stimmung der jungen Geschlechter schließend, im schlimmsten der Götzendienste, ‚in der Idolatrie des Ich‘, die große moralische Gefahr der Zukunft enthüllt. La Mennais ‚Paroles d'un Croyant‘ erschienen gleichzeitig, 1834. Seine Berufung auf die Autorität der Kirche gegen die Rechtsordnung des Staates war kurz vorher an der Ablehnung des Papsttums, sein Kampf gegen den Liberalismus der Regierung des Juste-milieu an deren Widerstand gegen die Ansprüche der Freiheit für Alle gescheitert, die durch ihn seit 1830 der katholischen Gruppe des ‚Avenir‘ zur Losung und zur Waffe gegeben worden war. Von jetzt an bekannte er sich zur Volkssouveränität und verkündete in apokalyptischer Glut den Sturz der bestehenden Gewalten und ein messianisches Reich der Demokratie. Der Anwalt der absoluten Autorität, der Stifter der streitbaren katholisch-politischen Aktionspartei wurde der Vorläufer des christlichen Sozialismus. Seine Absage an Kirche und Staat endigte in pantheistischer Weltanschauung und in dem dichterischen Gesicht einer ungeheuren und letzten Utopie. Chateaubriand und La Mennais hatten sich während der Restauration in religiösen Fragen nur als Gegner kennen gelernt. Ueber den liberalen Polemisten des ‚Journal des Débats‘ brach der Priester den Stab, der in religiöser Duldsamkeit eine Beschimpfung der Wahrheit bekämpfte. Chateaubriand seinerseits bot zu Rom 1829 seinen ganzen Einfluß auf, um jene Verurteilung der Kirchenpolitik La Mennais' zu erwirken, die, 1832 von Gregor XVI verschärft, den Abfall des leidenschaftlichen bretonischen Priesters herbeiführte.

Chateaubriand beklagte diesen Ausgang tief. Er entwirft in den ‚Mémoires d'Outre-Tombe‘ das Bild dessen, was La Mennais im Dienst der Freiheit und der gallikanischen Kirche hätte leisten können;

er betrauert das Erlöschen des Lichtes, das der Genius entzündet hatte, und spricht die Hoffnung aus, dem Gefährten der irdischen Heimat, der Bretagne, versöhnt am andern Ufer wieder zu begegnen. In religiöser Beziehung bis zuletzt von ihm geschieden, näherte er sich ihm jedoch seit 1834 in der politischen Fehde gegen das Bestehende und besuchte ihn im Gefängnis Sainte-Pelagie, wo La Mennais infolge der Schrift ,Le Pays et le Gouvernement' 1840 seine Haft verbüßte. Denselben Dienst erwies er Armand Carrel und geleitete ihn, als er 1836 einem Duell zum Opfer gefallen war, zu Grabe. Im Jahre 1841, am 16. November, legte er die letzte Hand an die Memoiren: „Mein Fenster", so schließen sie, „das gegen Osten auf den Garten der Missions-étrangères blickt, steht offen; es ist sechs Uhr morgens; fahl sinkt die Mondscheibe über die Spitze der kaum vom ersten Sonnenlicht vergoldeten Invalidenkuppel: eine Welt scheint zu verschwinden, eine andere emporzusteigen. Ich grüße noch die Morgenröte, deren Tag ich nicht mehr sehen werde. Es erübrigt mir nur, am Grabesrand zu rasten, bis ich, das Kruzifix in der Hand, in die Ewigkeit hinabsteigen werde."

Die Gebrechen des Alters trug Chateaubriand geduldig. Seine Briefe erwähnen häufig der Gicht, die ihm die Hände und seit 1848, nach einem Sturz aus dem Wagen, auch die Füße lähmte. ,Zu was dienten sie mir noch, da meine Freunde keine mehr haben', schrieb er an Madame Récamier. Sie selbst erblindete und erholte sich nicht mehr von dem Schmerz, den ihr Ballanches Verlust 1847 verursachte. Im Februar desselben Jahres ging Madame de Chateaubriand nach kurzer Krankheit sanft hinüber und fand ihre letzte Ruhestätte bei ihren geliebten Armen. Von da an verließ Chateaubriand kaum noch das Haus der Rue du Bac. ,Es mußte so kommen und es ist gut', sprach er zu den Freunden, die ihm den Sturz Louis Philipps meldeten. An sein Ohr drang noch der Kanonendonner des Juni-Aufstandes und er, der kaum mehr sprach, brach in die Worte aus, er wolle an Frankreichs Zukunft nicht verzweifeln. In Gegenwart von Madame Récamier, seines Vetters Louis de Chateaubriand, einer barmherzigen Schwester und seines Pfarrers, Abbé Deguerry, desselben, der 1871 unter den Kugeln der Kommunarden fallen sollte, hauchte Chateaubriand am 4. Juli 1848 seine Seele aus. Der Tod kam wie ein Befreier, von den Tröstungen der Religion begleitet, deren Bekenntnis der Sterbende in die Ewigkeit nahm. Seit 1792 hatte er Saint-Malo nie wiedergesehen, aber dort, auf einer Felseninsel am geliebten Meer, dem Grand-Bé, sich das Grab gesichert. Die nächsten Freunde, Abordnungen der Akademie und der bretonischen Heimat betteten den großen Sohn der armorikanischen Erde in das Lager von Granit, das ein einfaches Kreuz bezeichnet. Unter dem Donner der Geschütze und den Gebeten der Bevölkerung nahmen sie Abschied von ihm, dem die atlantischen Wogen das Sturmlied zurauschen.

Das einzige Standbild, welches Frankreich Chateaubriand errichtete, steht zu Saint-Malo.

Fast unmittelbar nach seinem Tode, im Oktober 1848, erschien in Feuilletons des Journals ,La Presse', zwei Jahre hindurch, sein litterarisches Vermächtnis, ,Les Mémoires d'Outre-Tombe'. Von einem Syndikat 1836 um 250000 Franken und eine Lebensrente von 12000 Franken angekauft, um ihn aus drückender Geldnot zu retten, wurde die Niederschrift, gegen Chateaubriands Willen und zu seinem tiefen Kummer, in dieser Form noch bei seinen Lebzeiten zur Veröffentlichung bestimmt. Er hatte seinen Gläubigern zu lange gelebt! So kam es, daß das Publikum in abgerissenen Bruchstücken, mit der Geschichte Napoleons und der beiden Restaurationen und mit den Ausblicken auf die Julimonarchie die furchtbarste Anklageschrift gegen die Zeitgenossen aller Parteien und aller Gesinnungen las, die vor dem Bekanntwerden von des Herzogs von Saint-Simon, doch erst 1856, hundert Jahre nach seinem Tod, veröffentlichten Memoiren, die Langmut der Menschen herausforderte. Während Napoleons Bild unter dem Eindruck der späteren Ereignisse mehr und mehr ins Licht trat, ging ein Hagelschlag von Beschuldigungen und Gehässigkeiten auf Lebende und Tote nieder. Ginguené sollte sträflicher Weise um die Septembermorde gewußt haben, weil seine Frau Chateaubriands

Schwestern durch zeitige Warnung rettete. Die Voltairianischen Gefährten von 1789 büßten für die Lobsprüche des ‚Essai' durch die Hinrichtungen der Mémoiren. Selbst ein Freund wie Fontanes entging der ungerechten Beschuldigung nicht, nach Chateaubriands Dienstaustritt infolge der Erschießung des Herzogs von Enghien, aus Angst vor Napoleons Zorn den Kopf verloren zu haben. Die Staatsmänner der Restauration, Talleyrand, Richelieu, Villèle, Martignac, Portalis, fielen, die einen perfiden persönlichen Insinuationen, die anderen maßlosen, offenen Angriffen zum Opfer. Canning war kein Staatsmann; Pozzo di Borgo verkaufte die Legitimität für eine Börsenspekulation. Thiers, ‚ein Turlupin', kopierte Talleyrand; Guizot, der feierliche Doktrinär, saß, sterblich wie die andern, zu Füßen einer Omphale. Schon im ‚Kongreß von Verona' hatte die Herzogin von Angoulème gelesen, das Unglück habe gewollt, daß ihr Mann in Spanien nicht unter feindlichen Kugeln gefallen sei. Sie verschmerzte die Wunde nie. Ungezählte bescheidnere Opfer mußten wehrlos dulden, was Chateaubriands Zorn über sie verhängte. Auf den Leichen der Erschlagenen errichtete er sich das Piedestal. Die glücklichsten Eingebungen der Mémoiren, die schönsten ihrer Schilderungen, die Wertung der Menschen, die Entwicklung der Dinge, alles was hienieden verpflichtet, beglückt und erprobt, mußte der Pose des großen Enttäuschten weichen, dem kein Erfolg Befriedigung, kein Herz das Glück gewährt hatte, bis die Größe des innerlich Geschauten und die Ansprüche des Ehrgeizes am Maß des Erreichbaren scheiterten: ‚Es muß eine der schlimmsten Höllenstrafen sein, sich ewig selbst betrachten zu müssen', schrieb angesichts dieser Apotheose des Ichs, George Sand an Sainte-Beuve. Chateaubriand selbst hatte vergessen, daß er in den Mémoiren gesagt hatte, nur die Sanftmütigen würden betrauert! Mitten in den Stürmen von 1848 brach, vom großen Kritiker eingeleitet, eine Reaktion des Unwillens gegen Chateaubriand aus. Fehler des Alters, Manier und Weitschweifigkeit, der Wunsch, es den Jüngeren gleich zu thun, zu lange ausgesponnene Episoden, die den sonst so harmonisch leichten Fluß der Darstellung unterbrachen, fanden keine Nachsicht mehr. Unerbitterlich, wie der Verfasser selbst, erwiesen sich seine Richter. Lamartine verleugnete sein eigenstes Wesen und schrieb eine Diatribe; Nisard, einer der besten Litterar-

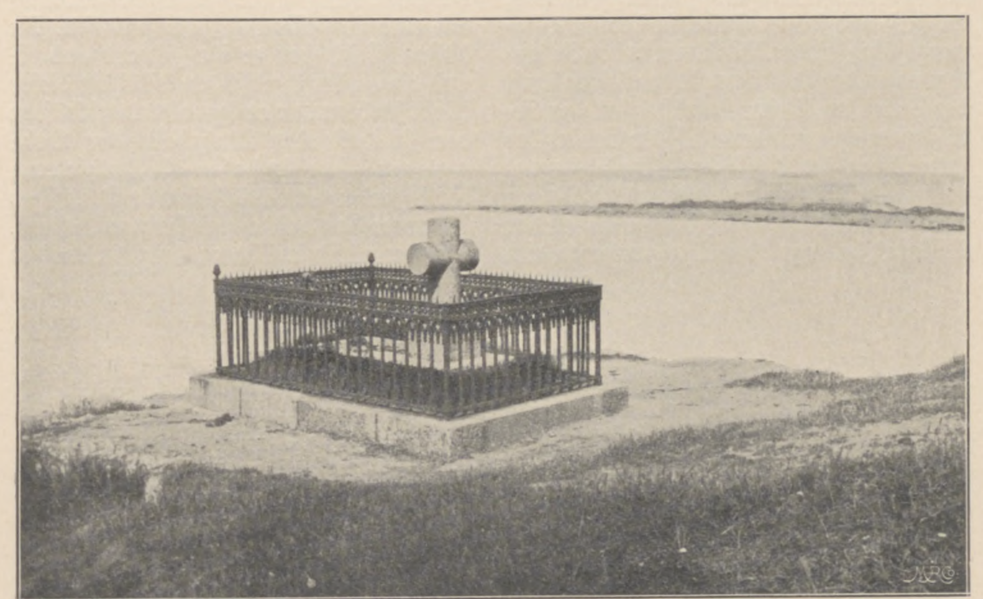


Abb. 59 · Der Grand Bé zu Saint-Malo · Chateaubriands Grab

historiker und einst sein schwärmerischer Bewunderer, verurteilte jetzt die Mémoiren; Sainte-Beuve brandmarkte den Menschen; Renan verwarf den Stil. Jahre verstrichen. Die ganze stimmfähige Kritik der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts beteiligte sich an dem litterarischen Prozeß über Chateaubriands bleibenden Rang in der französischen Litteratur. Es besteht heute kein Zweifel mehr darüber: er hat ihn glänzend gewonnen. Im Reichtum der Sprache, in der Gewalt der Rhetorik, im Gestaltungsvermögen der zugleich schwermütigen und sinnlich erregbaren Phantasie, im Haß und in der Liebe, in der Begeisterungsfähigkeit des Künstlers, in den Inkonsequenzen des Politikers, in der Leidenschaft des Patrioten, in der Aufrichtigkeit des Gefühlsmenschen erkannte sich der Genius der lateinischen Rasse wieder. Emile Faguet nennt Chateaubriand ‚das größte Datum der Litteraturgeschichte Frankreichs seit der Pleïade', de Voguë den Ahnherrn, von dem sie alle kommen, die Jünger und Meister der Romantik, der Historie, der Archäologie, der Lyrik, des Romans. Er mochte veralten, er war nicht mehr zu entthronen. Aus seinen Händen ging die klassische Ueberlieferung in die moderne Litteratur über. Das Christentum bewahrt Chateaubriands Andenken in Ehren. Sein Zeugnis gilt der Unentbehrlichkeit der Religion Jesu Christi für die Gesellschaft, für den Staat, für die Kultur, für die Seelen. Seine eigene, die katholische Kirche wertete er hoch genug, um jeden Gedanken an eine Verweltlichung ihrer göttlichen Sendung wie eine Entheiligung zurückzuweisen. In diesem Geist hat er ihr gedient und sie und die Zukunft, nicht den Mächten dieser Welt, sondern den ewig waltenden Kräften der Freiheit, der Wahrheit, der Liebe vertraut. Von ihr hat er die Vollziehung der sozialen Gerechtigkeit erwartet. Das ist, unter das Zeichen des Kreuzes gestellt, das Vermächtnis Chateaubriands.



Litteratur

I. Chateaubriands Werke

a) ‚Oeuvres complètes'

Erste Ausgabe von Lefèvre, Paris 1829 bis 1831. 20 Bde. Letzte Ausgabe von Furne, Jouvet u. Co. 1872—1877. 12 Bde. (Im ganzen 27 Ausgaben, wovon 12 illustrierte.) Zu vergl.: René Kerviler ‚Essai d'une Bio-Bibliographie de Chateaubriand'. — A. Maurel ‚Essai sur Chateaubriand', Appendice: ‚Bibliographie des premières Editions', enthält ein nahezu vollständiges Verzeichnis der Einzelausgaben von Chateaubriands verschiedenen Werken. Maurel gibt überdies eine Liste der zeitgenössischen Kritiken über jedes einzelne Werk. Edmond Biré ‚La première Edition du génie du Christianisme' in ‚Causeries littéraires'. Band I der Gesamtausgabe der ‚Werke' (Pourrat, Paris 1838, 25 Bde.) enthält einen von Chateaubriand selbst, aber anonym verfaßten ‚Essai sur la vie et les Oeuvres de Chateaubriand'.

b) ‚Les Mémoires d'Outre-Tombe', 6 Vol.

Nouvelle Edition avec une Introduction, des Notes et des Appendices, par Edmond Biré, Paris, Garnier Frères 1898—1901. Mit dieser letzten, unentbehrlichen Ausgabe sind zu vergleichen: Charles Lenormant ‚Esquisses d'une Maitre. Souvenirs d'enfance et de Jeunesse, Manuscrit de 1828, suivi de Lettres inédites et d'une Etude' 1874. Sie enthalten die ersten drei Bücher der ‚Mémoires d'Outre-Tombe', vor den spätern Korrekturen des Verfassers. — ‚Lectures des Mémoires de M. de Chateaubriand ou recueil d'articles publiés sur ces ‚Mémoires', avec des fragments originaux,' Paris 1834. (Auf Veranlassung von Madame Récamier herausgegeben.) — Vicomte de Spoelberch de Lovenjoul, Brüssel, ein unermüdlicher Sammler, besitzt u. a. das Exemplar der ‚Mémoires d'Outre-Tombe' mit Randglossen Sainte-Beuves. Dieses ist uns leider ebensowenig wie jenes Champions zugänglich gewesen. Wohl aber ‚Notes prises en 1834 sur le Manuscrit des ‚Mémoires' de Chateaubriand', nach der Abschrift von Sainte-Beuves Sekretär Troubat, veröffentlicht ‚Revue d'Histoire littéraire de France', 1900, Bd. VII.

II. Chateaubriands Briefe

Eine vollständige Sammlung fehlt bis jetzt. Wohl aber sind viele Briefe in Einzelwerken zu finden. Chateaubriands ‚Voyage en Italie', ‚Congrès de Vérone', ‚Mémoires d'Outre-Tombe' geben: einen großen Teil seiner diplomatischen Korrespondenz im Geschichtswerk über den Kongreß; die meisten Briefe an Madame Récamier in den Memoiren. Letztere sind jedoch gekürzt oder verändert. Den ursprünglichen Text gibt Madame Charles Lenormant ‚Souvenirs et Correspondance tirés des papiers de Madame Récamier' 1859. 2 Vol. Ferners sind Briefe Chateaubriands enthalten in Sainte-Beuves ‚Chateaubriand et son groupe littéraire sous l'Empire', 2 Vol. ‚Portraits contemporains' Edition 1869, articles Chateaubriand. — Comte de Marcellus ‚Politique de la Restauration en 1822 et 1823', 1 Vol. — Baron Hyde de Neuville ‚Mémoires', Vol. II, III. — A. Bardoux ‚Madame de Custine d'après des documents inédits', 1 Vol. Madame de Duras', 1 Vol. — F. Guizot ‚Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps', Vol. I. — Comte de Villèle ‚Mémoires et Correspondance', Vol. III, IV, V. — Comte de Serre ‚Correspondance', Vol. V, VI, VII. — Baron de Barante ‚Souvenirs', Vol. II, III. — Paul de Raynal ‚Les Correspondants de Joubert', Vol. I. — Abbé G. Pailhès ‚Chateaubriand, sa femme, ses amis', 1896. — Alexandre Vinet ‚Lettres' 1884 u. E. Rambert ‚Alexandre Vinet'. — Béranger ‚Ma Biographie'. — Pontmartin ‚Mes Mémoires'. — J. H. Menos ‚Lettres de Benjamin Constant à sa famille'. — André-Marie Ampère et Jean Jacques Ampère ‚Correspondance et Souvenirs', Vol. II. — Chateaubriand Correspondance avec Madame de V.... (Revue bleue 1902) ‚Lettres à Mme de Cottens', Lettres à Mr Fraser Frisell (Correspondant). — R. Kerviler, Essai d'une bio-bibliographie de Chateaubriand' etc. — Victor Giraud ‚Revue d'Histoire littéraire de France' 1896, 1898, Vol. III, V, E. Biré ‚Les dernières années de Chateaubriand', 1 Vol. 1902, Chap. I ‚La Correspondance de 1830 à 1848', geben Auskunft über einzelne Briefe Chateaubriands.

III. Chateaubriands Biographien

Sainte-Beuve ‚Chateaubriand et son groupe littéraire sous l'Empire', 2 Vol. — Villemain ‚Chateaubriand' (La Tribune moderne). — Collombet ‚Chateaubriand, sa vie, ses écrits'. — C. Benoit ‚Chateaubriand, sa vie, ses oeuvres'. — M. de Lescure ‚Chateaubriand' (Collection des grands écrivains frcs). — L. de Loménie ‚Galerie des contemporains illustres par un homme de rien'. — Abbé G. Pailhès ‚Chateaubriand, sa

femme, ses amis': ,Du nouveau sur J. Joubert, Chateaubriand etc.' 1900. — Comte de Marcellus ,Chateaubriand et son Temps'. — Louis de Carné ,Etude sur le vie et les oeuvres de Chateaubriand'. — Duc de Noailles ,Discours de réception à l'Académie', 1849. — Bardoux ,Chateaubriand' (Collection des classiques populaires. — A. Vinet ,Chateaubriand et Madame de Staël'. Von einzelnen Studien und Essais über Chateaubriand sind besonders hervorzuheben solche von M. J. Chénier, Th. Gautier, A. de Lamartine, J. Janin, A. Nettement, Louis de Loménie, de Carné, E. Schérer, A. de Pontmartin, L. Degron, A. Laugel, Tschirner, K. Mager, D. Nisard, F. Amiel, M. de Voguë, F. Brunetière, E. Faguet, R. Doumic, Ch. de Rémusat, A. France, G. Brandes, G. Deschamps, M. Bernays, Paul Albert, G. Larroumet, L. Nadeau, P. Janet, H. de Bornier, W. Grey, C. Cantù, Fogazzaro etc.

IV. Für die Biographie Chateaubriands hier noch besonders benützte Quellen

I.

Dom Lobineau ,Histoire de Bretagne. — L. de Carné ,Les Etats de Bretagne. — Bernardin de Saint-Pierre ,Etudes de la Nature'. — E. Rathéry ,Le Comte de Plélo'. — Ch. Cunat ,Recherches sur plusieurs des circonstances relatives aux origines, à la naissance, à l'enfance de Chateaubriand'. — Chateaubriand ,Essai sur la vie de', Oeuvres 1838 Vol. I. — Arthur Young ,Voyage en France etc. pdt les années 1787—1789.' — Abbé Guillotin de Corson ,Chateaubriand à Combour', Rennes 1899. — A. Régnier ,Lettres de Madame de Sévigné' etc. — A. Duruy ,L'instruction publique et la Révolution'. — Ducrest et Maillet ,Histoire de Rennes'. — Ogée et Marteville ,Rennes ancien et moderne'. — G. Compayré ,Histoire critique des doctrines de l'éducation en France'. — Lucile de Chateaubriand d'après des documents inédits'. (Revue historique de l'Ouest. 1885.) — J. J. Rousseau ,Emile'.

II.

Arthur le Moyne de la Borderie ,Histoire de Bretagne'. — De la Villemarqué ,L'Enchanteur Merlin etc.' u. a. Werke. — E. Schuré ,Les grandes légendes de France'. — Sébillot ,Traditions et Superstitions de la Haute-Bretagne'. — Luzel ,Chants populaires de la Basse-Bretagne'. — W. Hertz ,Spielmannsbuch'. Einleitung. De la Chalotais ,Essai d'éducation nationale'. — B. Pocquet ,Le Duc d'Aiguillon et de la Chalotais'. — H. Carré ,De la Chalotais et le duc d'Aiguillon'. — F. Rocquain ,L'esprit révolutionnaire avant la Révolution'. — Comte Ph. de Ségur ,Mémoires', I. — Buchez et Roux ,Histoire parlementaire de la Révolution française'. — Abbé Guillotin de Corson ,Chateaubriand tonsuré (Revue illustrée des provinces de l'Ouest 1892). — Abbé Carrier ,La vérité sur la tonsure de Chateaubriand' 1892. — M. A. Du Chatellier ,Histoire de la Révolution ds les Dépts de l'ancienne Bretagne'. — René Kerviler ,Recherches et notices sur les députés de Bretagne' (Revue historique de l'Ouest, 1885, 87, 88, 89). — E. Renan ,Discours et Conférences'. — H. Taine ,Origines de la France contemporaine', ,La Révolution' I. — A. Bardoux ,Madame de Duras'.

III.

Süpfle ,Geschichte des deutschen Kultureinflusses in Frankreich'. — Edgar Quinet ,Correspondance'. — J. Texte ,Etudes de Littérature europèènne'. — W. Freiherr v. Biedermann ,Goethes Gespräche', VI, VII. — D. Nisard ,Mémoires et Correspondances hist. et litt.' — H. Potez ,L'Elégie en France avant le Romantisme'. — Sainte-Beuve ,Lebrun-Pindare' (Causeries du Lundi, V). — Ginguené ,Oeuvres de Lebrun'. — Fayolle ,Anthologie on recueil d'épigrammes'. — Fontanes ,Oeuvres' (avec Préface Sainte-Beuve). Grimm et Diderot ,Correspondance littéraire' XV. — F. Schiller ,Ueber naive und sentimentalische Dichtung'. — A. Maury ,Bernardin de Saint-Pierre'. — A. Barine ,Bernardin de Saint-Pierre'. — Sainte-Beuve ,Mr. de Malesherbes' (Canseries du Lundi, II). Lady Blennerhassett ,Frau von Staël' etc. I. — J. Droz ,Histoire de Louis XVI'. — L. de Lavergne ,Les Assemblées provinciales'. — Mme de Barberey ,Elisabeth Seton, etc.' — Bédier ,Chateaubriand en Amérique' (Revue d'Histoire littéraire de France', VI 1899, VII 1900.

IV.

Chédieu de Robethon ,Chateaubriand et Madame de Custine'. — Charles Cunat ,Recherches etc. sur le mariage de Chateaubriand'. — Goethe ,Kampagne in Frankreich'. — Contades ,Emigrés et Chouans'. — Forneron ,Le dernier prince de Bouillon'. — Le Maz ,Un district breton pendant la Révolution'. — Lord Stanhope ,Life of Pitt.' — A. Nettement ,Quiberon'. — A. Duruy ,Etudes d'Histoire militaire sous la Révolution'. — H. Taine ,Histoire de la Littérature anglaise'. — Leslie Stephen ,History of English Thought in the XVIII Ctry.' — W. A. Spooner ,Bishop Butler. Leaders of religion'. — W. Dilthey, Leben Schleiermachers' I. — Maurice Tourneux ,Chateaubriand' (Grande Encyclopédie). — Un Bénédictin de Saint-Maur. ,Vie de l'Abbé Carron'. — Abbé Carron ,Vie des Justes etc.' et ,Supplément à la vie etc.' J. J. Rousseau ,Oeuvres' und einschlägige Litteratur, die zu andern Zwecken durchgearbeitet und hier benützt wurde.

V.

Las Cases ,Mémorial de Sainte-Hélène'. — Paul Raynal ,Joubert. Pensées et Correspondance'. — A. Bardoux ,La Comtesse

de Beaumont'. — Vicomte de Bonald ,La législation primitive'. — Du Pratz ,Histoire de la Louisiane'. — M. J. Chénier ,Tableau de la Littérature française'. — ,Résurrection d'Atala et son voyage à Paris' (sowie andere Parodien). — R. Steig u. H. Grimm ,Achim v. Arnim und Clemens Brentano. Briefe'. — Bourrienne ,Mémoires', Vol. V. — A. Bardoux ,Madame de Beaumont'. — Blackwoods Magazine 1835, ,Conversations of Mr de Chateaubriand'. — Frédéric Saulnier ,Lucile de Chateaubriand et Mr de Caud' (Revue historique de l'Ouest 1885). — Anatole France ,Lucile de Chateaubriand, ses contes, ses poëmes, ses lettres'. — Damaze de Raymond ,Réponse aux attaques dirigées contre Chateaubriand 1812. — Ginguené Articles dans le Journal ,La Décade,' An X. — H. Chatelain ,Les Critiques d'Atala et les corrections de Chateaubriand' (Revue litt. Nov. 1902). — Ch. M. Des Granges ,Geoffroy et la critique dramatique etc.' — Pertz ,Leben Steins'. — A. v. Reumont, ,Graf Balbo' (,Home and Foreign Review' 1863).

VI.

A. Brandl ,S. T. Coleridge und die englische Romantik'. — A. Mozley ,Letters and Correspondance of J. H. Newman'. — E. Dowden ,Studies in Literature'. ,Shelley'. — W. S. Lilly ,On Right and Wrong'. — Shelley ,Defense of Poetry'. — Novalis ,Schriften'. — Friedrich Schlegel und A. W. Schlegel ,Werke' — Madame de Rémusat ,Correspondance' 1817.

VII.

Pierre Longhaye ,Théorie des Belles-Lettres', Panthéisme de Chateaubriand'. — M. de Voguë ,Chateaubriand' 1892 und ,Kappel des Ombres'. — George Sand ,Essai sur Obermann' (Revue des Deux Mondes 1833). — Cte E. Frémy ,Débuts diplomatiques de Chateaubriand' (Correspondant 1893). — Sainte-Beuve ,Ballanche' Nouveaux Portraits et Critiques II. — Le Chevalier Artaud ,Vie de Pie VII'. — Abbé Lyonnet ,Vie du Cardinal Fesch'. — Dernières années du Duc d'Enghien. Pièces justificatives. — Lady Blennerhassett ,Talleyrand'. — Bertrin ,Sincérité religieuse de Chateaubriand'. — Comte de Falloux ,Madame Swetchine, sa vie, ses oeuvres', Vol. I. — Victor Giraud ,Chateaubriand, (Revue des Deux Mondes, 1899). — Sainte-Beuve ,Chateaubriand romanesque et amoureux', Causeries du Lundi II. — E. J. Delécuze ,Souvenirs de soixante années'. — H. Taine ,Origines de la France contemporaine. Le Régime moderne', I. — Lanfrey ,Histoire de Napoléon', V. — H. Welshinger ,La Censure sous le premier Empire' — Comte Ferrand ,Mémoires'. — De Barante ,Souvenirs', I. — Comte G. de Contades Emigrés et Chouans'. — Comte Méneval ,Mémoires', I. — Gl de Montholon ,Mémoires pour servir à l'histoire de Napoléon', IV. — Feu Duc de Broglie ,Mémoires', I. — Duc de Rovigo ,Mémoires', V. — Fürst Metternich ,Nachgelassene Papiere', I u. III. — Madame de Rémusat ,Mémoires' II. — Henri de Latouche ,La Vallée aux Loups. Souvenirs et fantaisies'. — Sainte-Beuve ,Madame de Duras. Portraits et Critiques', II 1834.

VIII.

Paul Janet ,Fénelon'. (Les Grands Ecrivains français.) — Fénelon ,Télémaque'. — A. Thierry ,Récits des temps mérovingiens'. — B. Constant ,Lettres à sa famille'. — R. Luginbühl ,Aus Stapfers Briefwechsel'. — Hoffmann ,Oeuvres', IX. — E. Gebhardt ,Anniversaire athénien' (Journal des Débats, 1895). — A. de Lamartine ,Cours familier de Littérature', IX. — Ch. Comte ,Chateaubriand poète. Histoire de la tragédie Moïse'. — Madame Ancelot ,Les Salons de Paris'. — Sainte-Beuve ,Charles Loyson'. Nouveaux Lundis XI.

IX und X.

Duvergier de Hauranne ,Histoire du Gouvernement parlementaire en France', 10 Vol. — Louis de Viel-Castel ,Histoire de la Restauration'. — Th. v. Bernhardi ,Geschichte Rußlands', III. — Louis XVIII ,Ecrits.' — Histoire de la Restauration par un homme d'Etat (Decazes, publiée par Capefigue). — A. Nettement ,Histoire politique du Journal des Débats'. — Centenaire du Journal des Débats. — A. Nettement ,Histoire de la Restauration'. — Georges Weil ,Histoire du parti républicain en France'. — E. Daudet ,Histoire de la Restauration'. — P. Thureau-Dangin ,Le Parti libéral sous la Restauration'. — Comte de Marcellus ,Politique de la Restauration'. — Lavisse et Rambaud ,Histoire Générale', Vol. X. — L. v. Ranke ,Aufsätze über französische Geschichte'. Werke 49. Lady Blennerhassett ,Frau von Staël etc.', 3 Bde., ,Talleyrand', 1 Bd. — J. de Maistre ,Oeuvres'. ,Lettres'. — Vitrolles ,Mémoires'. — Guizot ,Mémoires etc.', I. — Lavalette ,Mémoires', II. — La Mennais, Oeuvres' und Correspondances diverses. — Pozzo di Borgo ,Mémoires', I. — Duc Pasquier ,Mémoires', IV. — De Serre ,Correspondance'. — De Lacombe ,Le Comte de Serre'. — De Barante ,Vie politique de Royer-Collard'. — Villèle ,Mémoires et Lettres'. La Fayette ,Mémoires'. — Beugnot ,Mémoires'.

XI.

Chamisso ,Briefe' (bei C. Fulda ,Chamisso'). — Labrador ,Souvenirs diplomatiques'. — Martignac ,La Révolution espagnole'. — Stapleton ,Life of Canning'. — W. H. Lecky ,History of England in the XVIII Century'. — Wellington ,Dispatches' and ,Supplementary Dispatches'. — Lord Stanhope ,Conversations with the Duke of Wellington'. — Mendelsohn-Bartholdi ,Briefe von Gentz an Pilat'. — Don Benito Perez Galdós ,Episodios nacionales'.

XII.

Madame Lenormant, Coppet et Weimar' — L. Brentano ,Gesammelte Aufsätze' I. — Varnhagen von Ense ,Denkwürdigkeiten', Neue Folge I. — Maxime du Camp ,La Charité à Paris'. — M. Paléologue ,Madame de Chateaubriand' (Revue des Deux Mondes 1889). — J. Danielo ,Conversations de Chateaubriand'. ,Mr et Madame de Chateaubriand'. — G. Pailhès ,Madame de Chateaubriand d'après ses Mémoires et sa Correspondance'.

XIII.

Comted'Haussonville ,Ma Jeunesse'. — Stendhal ,Oeuvres complètes' I. — Farini ,Lo Stato romano dall' anno 1814 al 1850'. — Brosch ,Geschichte des Kirchenstaats'.

XIV.

E. Biré ,Les dernières années de Chateaubriand'. — Demogeot ,Histoire de la Littérature française'. — Sainte-Beuve ,Nouvelle Correspondance'. — Goncourt ,Journal des'. — Victor Giraud ,Chateaubriand et les Mémoires d'Outre-Tombe' (Revue des Deux Mondes 1899). — A. de Lamartine, Correspondance', Vol. II, III. — H. Taine ,La Littérature anglaise'. — Eugène Veuillot ,Louis Veuillot'. — P. Thureau-Dangin ,Histoire de la Monarchie de Juillet'. — C. Hillebrand ,Geschichte Frankreichs'. Einleitung u. Bd. I. — G. Flaubert ,Correspondance'.

XV.

A. Vinet ,Essais de Philosophie morale. Chateaubriand. Le Paradis perdu'. — Sainte-Beuve ,Portraits contemporains I, Chateaubriand, Vie de Rancé'. — Kampschulte, Calvin, sein Leben, seine Lehre Bd II'. — Louis de Loménie ,Esquisses historiques et littéraires'. — Sainte-Beuve ,Portraits contemporains I, Chateaubriand et les Mémoires d'Outre-Tombe', ,Nouveaux Lundis' III, Chateaubriand jugé par un ami intime en 1803'. — Jules Janin ,La Bretagne' (Revue de Paris, III, 1834). — Madame Edgar Quinet ,Cinquante ans d'amitié, Correspondance entre Michelet et Quinet. — Georges Sand ,Lettres à Sainte-Beuve'. — Sainte-Beuve ,Port-Royal'. — Pascal ,Pensées'.

Revuen und Zeitschriften

,Revue des Deux Mondes'. — ,Le Correspondant'. — ,Revue bleue'. — ,Revue d'Histoire littéraire de France'. — ,Revue de Paris' (alt u. neu) — ,Revue Historique de l'Ouest'. — ,Athenaeunn'. — ,Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur, (Körting und Koschnitz). — ,Edinburgh Review'. ,Quarterly Review'. — ,Blackwoods Magazine'. ,Home and Foreign Review'.



